

Kapitel 1

Schachmatt

Andis Ellenbogen stupst meine rechte Seite. Ich hebe den Kopf, folge seinem Blick über den kleinen Schulhof zu den Fahrradstellplätzen. Zwischen den Wellblechunterständen sitzt Paul auf einem Waschbetonkübel, beide Hände vor dem Gesicht. Unter der Kapuze seines ausgewaschenen Bundeswehr-Parkas verschwindet der kleine Kopf, die tiefschwarzen Haare; ungeschnitten oder selbst geschnitten, darüber streiten wir lediglich hinter vorgehaltener Hand. Oder machen uns darüber lustig. Seit wir ihn kennen, hat Pauls Frisur Ähnlichkeit mit einer wilden Wiese, die einmal im Jahr mit stumpfer Sense gemäht wird.

»Was ist mit ihm?«, höre ich Andis Frage und kann sie nicht beantworten. Schweige also lieber. Doch Andi stupst mich wieder. »Geh doch mal hin. Ich glaube, mit dir kommt er noch am ehesten zurecht.« Ich schau ihn an und weiß, was er meint, habe aber keine Ahnung, was ich zu Paul sagen soll. Obwohl wir schon fünf Jahre in einer Klasse sitzen, ist er so was wie die Haare auf unser aller Hinterkopf. Wir müssen uns nicht die Mühe machen, sie sehen zu wollen. Sie sind einfach gewohntermaßen an Ort und Stelle. »Letzte Woche hatte er ein Schachbuch dabei und im Unterricht gelesen. Du spielst doch Schach ...« Andis Gesicht ist frei vom üblichen Dauerginsen. Er hebt kurz beide Augenbrauen und nickt in Pauls Richtung. »Na los, geh schon. Auf mich reagiert er gar nicht. Auf dich wird er hören.«

»Wie kommst du da drauf?«

Andi zuckt mit den Schultern. »Das tun wir fast alle.« Er grinst verlegen. »Noch nicht gemerkt?« Ohne zu antworten, lege ich den Asterix in seinen Schoß und stehe auf, ziehe die Jacke straff und schaue mich um. Noch zehn Minuten übrig von der Großen Pause. Danach Mathe. Ich seufze und gehe die wenigen Meter zu Paul. Mit jedem Schritt schält sich die schlaksige Figur mehr aus dem Halbschatten der rostigen Blechhäuschen, die dünnen Beine, knochigen Hände. Kurz davor kann ich das Zittern erkennen, das durch Pauls Körper rollt. Alle paar Sekunden, von oben nach unten, dann umgekehrt. Zwischen seinen Handrücken läuft Rotz. Paul

weint. Weitere Schritte ... Paul schluchzt. Ich denke an Mutters zusammengefaltete Stofftaschentücher – die ich nie benutze, weil ich es hasse, nasse Klumpen in der Hosentasche zu haben – und ziehe ein sauber gebügeltes hervor, exakt gefaltet. Dann bin ich bei ihm.

»Hier, Paul! Ein Taschentuch. Schenk ich dir. Ich kann es eh nicht leiden.« Seine Unterarme senken sich in den Schoß. Ein Gespinst aus Rotz zieht Fäden zwischen Hände und Gesicht. Ich bin versucht, das Weite zu suchen, falte aber das Tuch auseinander und hebe es vor sein Gesicht. »Komm, lass uns mal in den Waschraum gehen.« Er nickt mit gesenktem Kopf, greift nach dem Taschentuch und wischt sich notdürftig sauber. Dann springt er auf, wie nur Paul es kann. Mit seinen vielleicht 45 oder 50 Kilo macht er jeder Sprungfeder Konkurrenz. Die Schwerkraft hat Mühe, ihn auf dem Planeten zu halten. Vom Sportunterricht ist er befreit, denn alles was Paul kann, ist hüpfen. Einhundert Meter hüpfen, rekordverdächtig. Hochsprung könnte seine Disziplin sein, würden nicht bei jedem Versuch alle Gliedmaßen tentakelgleich nach allen Seiten ausschlagen, sämtliche Latten reißen. Und so hält er eben nur das Klemmbrett der Sportlehrer, federt ihnen hinterher, darf Trillerpfeifen und Stoppuhren tragen. An manchen Tagen suche ich vergeblich die Hundeleine, um das Bild eines devoten Schülers zu vervollständigen.

Kaum jemand redet mit Paul. Selbstverständlich unsere Lehrer; aus beruflichen Gründen. Nein, nicht ganz. Pauls Gehirn ist ein Fotoapparat. Ab und zu laufen Wetten, wie viele Bilder er sich merken und in korrekter Reihenfolge wiedergeben kann. Meistens nehmen wir die Fotos aus Playboy oder Hustler und Paul wird rot. Aber er bringt die richtige Frau in der richtigen Position mit Seitennummer. Vierzig dieser Hochglanzseiten schafft er ohne Probleme; solange wir keine Details erfragen, etwa nach der Farbe der Brustwarzen oder ob wer große oder kleine Schamlippen hat. Er sagt dann *„Seite 32, hochkant, rothaarig oben und unten ... linkes Bein auf Stuhl, blickt von unten nach oben, rechts über ihr eine Kuckucksuhr und eine weiße Federboa um die Hüften“*. Wenn wir ihn fragen, ob er sich abends einen

runterholt, er müsste ja nur die Fotos abrufen, dann senkt er den Kopf und beginnt an den Nägeln zu kauen. Paul ... seit der fünften Klasse bei uns, und doch nur eine Art Tasche, die man mitschleppt.

Im Waschraum platscht die nächste Ladung Wasser auf die elfenbeinfarbenen Fliesen. »Paul! Sag mal, muss das sein?! Der ganze Fußboden ist nass!« Ich schiebe ihn beiseite und zweifle an meinem Verstand, einem Fünfzehnjährigem zeigen zu wollen, dass die Handschale langsam gefüllt und zielgerichtet zum Gesicht geführt wird, man möglichst alles Wasser nutzt, nicht mit Wucht versucht, ein Stückchen Haut zu treffen. Parka, Hosenbein, Schuhe, der Papiertuchhalter, alles ist nass. Einer aus der 9a kommt herein, sieht uns, fängt an zu lachen, schiebt sich amüsiert an uns vorbei. Ich stelle mich ihm in den Weg. Schau auf ihn herab, einen Kopf unter mir. »Was gibt es da zu lachen?«

»Nix.« Er hustet, den Blick gesenkt. Paul zieht zu viel Papiertücher aus dem Kasten. Die Hälfte fällt auf die nassen Fliesen.

»Meine Güte, Paul!«, rufe ich lauter als gewollt und greife nach seinem Parka-Kragen. Der Kleine vor mir lacht. Sofort ziehe ich das Knie in seinen Schritt. Er sinkt auf den Boden und japst nach Luft. Ich fühle, wie ihm schlecht wird. »Wir gehen, Paul!«

»Okay, Heinrich ...«

»Kleiner, denk dran! Du bist ausgerutscht!«, sage ich im Rausgehen zu dem Kerl auf den nassen Fliesen und weiß, er wird es sich merken. Paul hält mir das Taschentuch vor die Nase. »Behalt es, um Gottes willen! Oder schmeiß es weg! Deine Mutter soll dir mal ein paar Taschentücher mitgeben ...«

»So was haben wir nicht«, erwidert er und bleibt stehen. Am Eingang zur kleinen Aula, neben den Sitzgruppen. Dann sieht er mich an mit eng zusammenstehenden Augen. Tiefschwarze, kleine Pupillen in einem schmutzigen Weiß. Auf den Wangen alle Zentimeter schwarze Stoppel, die in jede Richtung sprießen. Und das seltsam eingefallene Gesicht, Hohlwangen. Er erinnert mich an Bilder aus einem der Kriege, die wir in Politik durchgenommen haben. Vietnam, vor vier Jahren zu Ende

gegangen oder Biafra. Ein Horror, sich die Fotos anzusehen. In Pauls rechtem Augenwinkel formt sich eine Träne.

»Scheiß auf Mathe, Paul«, sage ich, drücke ihn auf einen der Stühle und setze mich daneben, betrachte seine ganze Kargheit, die dünnen Hände, blasse Haut im Parka. Er schweigt, aber blickt mich unentwegt an als wäre dies sein erster Tag in unserer Klasse und ich eine neue Wesenheit in seinem Leben. »Was ist los?«

»Andi hat gesagt, du spielst Schach.«

Ich bin überrascht. Dass Andi mit Paul redet, ist mir neu. Zwei oder drei der Mädchen lassen sich neuerdings bei Mathe helfen und nutzen Pauls Fotoapparat im Hirn. Ansonsten redet kaum jemand mit ihm. »Schach? Ab und zu, mit ein paar Kumpels. Mehr so zum Spaß.« Mehr fällt mir dazu nicht ein.

»Ich hab mir das Buch von Bobby Fischer gekauft und schon alle Partien durchgespielt«, verkündet er stolz.

»Alle Achtung, Bobby Fischer, das ist beeindruckend ...«

»Du kannst heute zu mir kommen und ich zeige dir das Buch. Dann können wir ein paar Partien nachstellen.«

»Ich, äh ...«

»Bitte ... das würde mich freuen.« Ich sehe zur Decke über Paul. Abgehängte Elemente mit Löchern für die Belüftung, Neonlampen und ein überraschter Ausruf unseres Erdkunde-Lehrers, der vorbeigeht.

»Haben die Herren jetzt keinen Unterricht?«

»Paul ist kotzübel, Herr Burbacher, und ich halte ihm ein bisschen die Hand«, gebe ich über die Schulter blickend zurück.

»Vorbildlich, Herr Konstantin. Soziales Engagement. Wird Ihnen gut tun.«

»Danke«, rufe ich gegen die Decke und Paul wird rot. Mit dem Parka-Ärmel wischt er endlich die Träne weg und nickt mich an. »Ich komme um drei Uhr«, sage ich.

Mit dem Rad benötige ich zwanzig Minuten von Bayenthal in die Mommsenstraße, lehne das Peugeot gegen eine heruntergekommene Hauswand und schaue nach oben. Hochparterre und zwei Stockwerke, graue Ado-Gardinen

hinter Fenstern, deren Rahmen sicher mal weiß gewesen sind. Das jetzt farblose Holz ist fahl und rissig. Zwei Alte gehen hinter mir vorbei, reden Belangloses, einer von ihnen zieht aus bronchialen Tiefen einen Klumpen Schleim und platziert ihn neben die Laterne. Mich ekelt es und ich denke daran, den Kopf des Idioten gegen den Laternenpfahl zu schlagen, klinge aber stattdessen bei Paul. Keine Sekunde später öffnet sich über mir quietschend ein Fensterflügel. Fast habe ich den Verdacht, er hat – auf einem Stuhl sitzend – die ganze Zeit auf mich gewartet.

»Heinrich!«, ruft er, nur einen halben Meter über meinem Kopf.

»Schon gut. Bin nicht taub! Sag mal, kann ich mein Fahrrad woanders hinstellen? Ich schätze, hier draußen werden bald zwei stehen.«

Paul grinst und schließt den Flügel. Sekunden später ist er an der Tür, winkt mich und mein Rad hinein. Fünf Stufen zum Hochparterre, er ist oben, stoppt und dreht sich zu mir. Sofort bemerkt er mein Zögern. Noch stehe ich an der Schwelle der zerkratzten Holztür mit ihren abgegriffenen Messingbeschlägen, verharzten Scharnieren. Steinfliesen auf dem Boden, über Jahrzehnte ausgetreten vom Kommen und Gehen der Menschen. Aus dem offenen Rechteck der Eingangstür strömt ein besonderer Geruch, der sicher seit dem Krieg hier drin wohnt und noch das Aroma der im Haus Verstorbenen enthält. Süßlich, alt, mit verkochtem Gemüse und zu heiß gewordenem Frittieröl. Dazwischen Waschpulver und nasse Wäsche. »Heinrich?«

Ich nicke ihm zu, halte den Atem an und steige die Stufen hoch, kurz einen Blick auf vier zerstörte Briefkästen von insgesamt sechs. Zwei Kinderwägen im Abgang zum Innenhof, neben etwas, das mal ein Regal gewesen ist. Paul folgt jedem meiner Blicke, heftet sich an das, was ich sehe. Er wird rot. »Ist nicht so toll hier, was?« Ich winke ab und er nimmt das Fahrrad, geht damit in die Wohnung. Ich bin erstaunt, haste hinterher. Der Türgriff ist fettig. Also kicke ich die Tür mit dem Fuß zu. Eine schwache Lampe mit nikotingelbem Pergamentschirm leuchtet den Flur nur ungenügend aus. Allerlei Gerümpel ist an der rechten Wand abgestellt. Geschirrstapel, Gläser, Besteckkästen und davor Schuhkartons, Blumenerde samt großen und kleinen Tontöpfen, Pflanzwerkzeug. Dazwischen navigiert Paul mit

dem Fahrrad hindurch und biegt in ein Zimmer auf der rechten Seite ein. Es klappert, dann lugt er wieder heraus und winkt mich zu sich. Alle Türen sind zum größten Teil aus gelbem Milchglas. Hinter jeder ist tiefe Nacht. »Sag mal, Paul, warum ist es hier so dunkel? Draußen ist heller Tag!«

»Meine Mutter hat Migräne«, erklärt er mit gepresster Stimme. »Deswegen müssen wir bisschen leise sein. Sie arbeitet nachts drüben beim Großmarkt.« Ich nicke und presse die Lippen zusammen, schleiche übervorsichtig am Gerümpel vorbei, hinein in Pauls Zimmer und trete in eine andere Welt. Bett, Schreibtisch, drei Stühle, ein Regal, ein Kleiderschrank. Alles laienhaft weiß gestrichen, die getrockneten Pinselstriche kreuz und quer. Der Boden sauber, fast wie geleck. Auf der Fensterbank ein Kaktus, handgroß.

»Setz dich, Heinrich. Willst du was trinken?«

»Hm, was gibt es denn?«

»Gelben Sprudel.«

Auf gelben Sprudel habe ich keine Lust. »Okay, dann gelben Sprudel.«

Paul verschwindet leise und kehrt nach kurzer Zeit zurück. Keinen Laut habe ich gehört, weder die Kühlschranktür noch klirrende Gläser. Seine Mutter wird es ihm danken, dass er so lautlos sein kann. Ebenso sanft stellt er Flasche und zwei Gläser auf den Tisch, dreht sich zum Regal, sucht in den Büchern. Ich hebe mein Glas gegen die Deckenlampe, entdecke keinen Dreck, schenke beide Gläser voll und lehne mich an, während Paul mit zwei Fingern durch die Buchreihen flippt.

»Du hast ganz schön viele Bücher.«

»Hätteste mir gar nicht zugetraut, was, Heinrich?«

»Nein. Ich kenne dich nicht so gut. Du erzählst nix, wir fragen dich nix.«

»Du fragst mich nichts«, unterbricht er mich. Ich stutze.

»Ist es für dich wichtig, was ich tue?«

Offenbar ist das Buch nicht im Regal zu finden und Paul bückt sich unter das Bett, gibt einen Jauchzer von sich, kommt federnd hoch, einem Flummi ähnlich, legt Bobby Fischer auf den Tisch und setzt sich. Er grinst breit. Kein Haar in seinem schwarzen Schopf ist gleich lang dem nächsten, geschweige denn zeigen sie in die

gleiche Richtung. Ich trinke einen Schluck. Dieser gelbe Sprudel schmeckt besonders mies. Meine Frage bleibt unbeantwortet, stattdessen greift Paul in eine Kiste, holt ein klappbares Schachbrett heraus, öffnet es, entnimmt jeweils einen weißen und schwarzen Bauern, bringt die Hände hinter seinen Rücken und tauscht die Bauern aus. Er will jetzt Schach spielen. An allen vier Wänden sehe ich weiße Tapete, ohne ein Foto, kein Poster, nicht mal das kleine Loch einer Reißzwecke. Auch keine Musik. Nur Bücher und die paar Möbel. Pauls Fäuste schnellen vor. »Welche Hand?« Ich tippe auf seine linke Faust. Weiß. »Weiß beginnt, schwarz gewinnt«, sagt er und nickt in einem fort, während ich die Figuren aufstelle.

»Arbeitet dein Vater auch in der Nacht?«, frage ich beiläufig, um überhaupt irgendwas zu sagen. Die Bewegungen seiner Hände frieren ein. Das rechte Pferd fällt aufs Brett und stößt einen Bauern um. Statt mich anzusehen, legt er den Kopf schräg. Eine ganze Zeit lang. Meine Figuren stehen. Seine nur zur Hälfte. »Paul? Alles in Ordnung?«

Mit einem Seufzer baut er weiter auf, der Kopf geht in die Höhe, sein Rücken wird gerade, fast steif. Ein Besenstiel auf einem Stuhl, fällt mir ein. Oder ein Brett. »Der ist tot«, sagt er dann und der letzte Bauer rückt auf seinen Platz. Pauls Hände vibrieren und formen mehrmals eine Faust, entspannen sich wieder. Was hat er gerade gesagt?

»Tot? Wann ist das passiert?«

»Ist schon paar Jahre her«, verkündet er tonlos, als wäre das eine Nachricht im Lokalteil des Eifelboten von vor zehn Jahren. »Du fängst an«, fordert er mich auf. Also gut. Dann fange ich an. Bauer e2 auf e4. Er antwortet spiegelbildlich. Ich ziehe Springer g1 auf f3. Paul zieht wieder ebenso nach. Als ich den weißen Läufer von f1 auf b5 setze, klatscht er in die Hände, hüpfte aus dem Sitzen sicherlich zehn Zentimeter nach oben, stößt mit den Beinen unter die Tischplatte und unser Spiel löst sich in kullernde Figuren auf.

»Oh Mann, Paul ...«

»Spanische Eröffnung!«, ruft er laut. »Du kennst die Spanische Eröffnung!« Ich muss lachen.

»Sag mal, hast du nicht gesagt, deine Mutter schläft?« Paul schlägt die flache Hand vor den Mund und sieht mich entsetzt an. Keine zehn Sekunden später geht die Tür auf.

Mit nichts als einer weißen Unterhose und einem Schiesser Doppelripp-Unterhemd am Körper, tritt Pauls Mutter ins Zimmer. Langsam, auf jeden Schritt achtend, die Augen auf den Boden vor sich gerichtet. Sie ist fast so groß wie ich, schlank, eher drahtig. Von Muskeln geformte Berge und Täler an Beinen, Armen, hinauf zur Schulter, Bizeps und Trizeps, alles reichlich vorhanden. Sie ist durchtrainiert wie eine Leichtathletin. Ich denke an einen Jaguar, der konzentriert und mit allen geöffneten Sinnen um seine Beute kreist. Mit ihr kommt die Dunkelheit in Pauls weißes Zimmer. Sie folgt diesem Wesen auf den Fuß. Eine lange Schleppe aus Schwärze. Pauls Mutter ist die Braut der Finsternis. Das gefällt mir. Dieselben tiefschwarzen Augen, die auch Paul so unnahbar machen. Dieselben – allen Versuchen der Zähmung widerstehenden – Haare. Schwarz und hochgesteckt, ausgefranst oder wie angeheftet. Es fällt kein Wort. Erst als sie am freien Stuhl steht, ihn nach hinten zieht und sich setzt, ziehe ich die schlechte Luft tief in mich. Ein Reflex. Das Atmen hatte ich völlig vergessen. Paul zittert. Unmerklich, aber ich kann es sehen. Schließlich sitze ich seit fünf Jahren hinter ihm und kenne seine Bewegungen.

»Wer ist das, Paul?« Als ich die Stimme höre, werde ich rot. Ich fühle mich, wie gerade erst wach geworden, um sogleich festzustellen, dass die Mutter eines Klassenkollegen – lediglich mit Unterwäsche bekleidet – neben mir sitzt, den Tisch anstarrt, während ich verzweifelt versuche, von dieser Erscheinung, ihren Formen, dem Dunklen in ihr nicht fasziniert zu sein, nicht ein Kribbeln zu spüren.

»Das ist Heinrich. Aus meiner Klasse. Hab dir paar Mal erzählt von ihm ...«

»Das ist einer, der dich ausnahmsweise nicht dauernd ärgert, oder?«, fährt sie ihm ins Wort. Paul nickt mit zusammengepressten Lippen und seine Mutter sieht mich an. »Und warum isser jetzt hier?«

»Hab ihn eingeladen. Schach spielen. Weil er mir heute das gegeben hat ...« Paul zieht das Taschentuch aus der Hose und legt es auf den Tisch.

»Ein vollgerotztes Taschentuch?«

»Nein, Mama. Meine Nase, also, die ist gelaufen wie nix, wegen ...« Paul sieht mich an. Wie ein ertappter Hund auf der Suche nach einer guten Ausrede. Aber da bin nur ich und sage nichts. »Du weißt, wegen Papa ...«

»Weil ich ihn rausgeworfen habe?« Er nickt. Sie zieht langsam und tief die Luft ein, dehnt sich, überstreckt den Oberkörper, drückt die Brust raus und ich versuche ein paar Bücherrücken im Regal zu erkennen. Den wohlgeformten Busen unter dem dünnen Doppelripp will ich nicht anstarren. Um Gottes willen! Was tue ich hier? »Du hast geflennt und er hat dir sein Taschentuch gegeben ... verstehe.« Mit der rechten Zeigefingerspitze stupst sie den nassen Tuchklumpen mal nach links, dann nach rechts. Dann sieht sie mich an.

»Hier, bitte. Dein Taschentuch, Heinrich. Kannst es wiederhaben.« Beim Aussprechen meines Namens legt sich ein Teil dieser Dunkelheit um mich, wie ein Batman-Cape, nimmt mich in den Schwitzkasten. Was kann ich sagen? Nichts. Also nur nicken und das tun, was sie fordert. Sie beugt sich zu Paul. »Wieso trauerst du deinem Erzeuger hinterher?«, fährt sie ihn an, schiebt den Zeigefinger weiter über den Tisch und drückt ein paar Mal auf Pauls dünnen Unterarm. Dann hebt sie mühelos ein Bein, ohne dass der Oberkörper sich bewegt, winkelt es an und stupst mit dem Fuß in Pauls Hüfte. Mit jedem Mal etwas heftiger. »Sag, Paul, was hat er schon geleistet? Außer dich zu zeugen? Hat er mit dir gespielt? Hausaufgaben gemacht? In den Kindergarten gebracht? Sich ums Essen gekümmert?«

Ich will was sagen, muss unbedingt etwas sagen, bewege den Oberkörper ein Stück näher an den Tisch. Sie reagiert sofort, sieht mich an. Friert mich mit dem Blick ein und Pauls Tränen laufen. Da unten, zwischen Bauchnabel und meinen Eiern, spüre ich Wut wachsen. So schnell wie eine explodierende Sonne. Was kann ich tun? Dann wird mir klar, dass ich auf mich wütend bin. Fünf Jahre neben, hinter und mit Paul. In dieser Zeit vielleicht hundert Sätze gewechselt. Zweihundert

Hallo? Lachen über seinen Sprungfedergang. Jetzt, hier, zwanzig Minuten von daheim und dreißig Minuten von der Schule entfernt, bin ich völlig ratlos.

»Nein, Mama«, sagt Paul endlich. »Hat er nicht.«

Ich habe den Eindruck, dass er ganz ruhig wird. Vielleicht, weil ich hier sitze und mit ihm zusammen das anhören muss? Dass endlich noch jemand vom Schwarz und Weiß seiner Welt erfährt? Paul sieht mich an. Kein Blick, den ich aus diesen fünf Jahren kenne.

»Na also, Paul. Er ist weg! Und du sollst nicht so werden wie dieser Versager! Vergiss deinen Vater! Lässt er sich noch mal hier blicken, haue ich ihm dermaßen in die Fresse, dass er die Engel im Dom singen hört. Da drauf kannst du Gift nehmen.«

Ich spüre meinen Puls. Deutlich erhöht. Und stelle fest, dass ich vor dieser Frau Angst bekomme. Paul spielt mit seinem König. Stellt ihn auf, flippt ihn um, stellt ihn wieder auf. Durch meinen Kopf wandern Bilder. Vom schlaksigen Paul, unserem Klassengelächter, diesem ominösen Vater, dem weißen, so schmerzhaft sauberen Raum, der so gar nicht wie ein Kinderzimmer aussieht – und wieder unser Gelächter, Kichern. Das der Mädchen, wenn er mit einem viel zu großen Unterhemd, Trillerpfeife und Klemmbrett den Träger gibt. Spargel-Paul im Schwimmunterricht, Paul hüpfte durch den Klassenraum. Die Hitze bringt mich zum Kochen. Mein Kopf muss rot sein wie eine Tomate. Mühsam stapfte ich durch tiefe Scham und räuspere mich. Die Figuren auf dem Tisch, Pauls Finger versuchen sie zu erfassen.

»Frau Müller«, fange ich vorsichtig an. Sie dreht ruckartig den Kopf, aber wartet ab. »Paul hat gesagt, dass Sie nachts im Großmarkt arbeiten und tagsüber schlafen. Vielleicht darf Paul nach der Schule zu mir kommen. Er kann bei uns essen, wir machen Hausaufgaben, und gegen späten Nachmittag, wenn Sie wach sind, kann er nach Hause.«

Ihr Kopf neigt sich Richtung Tisch. »Großmarkt? Was für ein Großmarkt ...«

»Also ...«

»Paul? Was erzählst du für ne Scheiße? Du musst dich nicht für mich schämen! Das tu ich schon selbst zur Genüge.« Ich verstehe nicht, was sie meint, blicke zwischen ihr und Paul hin und her. Er verschränkt die Arme auf dem Tisch und legt den Kopf drauf. Nur noch wildes Haargeäst nach allen Seiten. »Ich bin Tänzerin«, sagt sie frei raus, fixiert mich mit den schwarzen Pupillen. »Ich würde sagen, meine Figur kann sich sehen lassen. Dafür trainiere ich auch ordentlich.« Als ich schweige und sie nur anstarre, grinst sie kurz. »Nackttänzerin, also Klamotten runter und so, auf dem Tableau, weißte? Na, und manchmal will auch einer bisschen mehr«, setzt sie dann nach. Ich schlucke trocken. Mehr als Nicken ist nicht. Etwas ist passiert – oder geschieht gerade. Paul richtet sich auf, seine Mutter drückt den Rücken durch. Beide sehen mich an.

»Also, ähm ...« Nur Stottern aus meinem Mund.

»Ihr seid jetzt fünf Jahre in einer Klasse, jeden Tag. Und noch nie ist von euch Waschlappen einer auf die Idee gekommen, Paul zu besuchen, ihn einzuladen, sich für ihn zu interessieren, stimmt's?«

Ich kann nur nicken.

»Und warum jetzt?«, will sie wissen. »Was ist heute passiert?«

»Ich weiß es nicht, Frau ...«

»War dein Angebot ernst gemeint?«

»Ja, das war ernst gemeint.«

Sie überlegt, sieht zu Paul, dann auf das Schachbrett. »Was macht dich sicher, dass deine Mutter nicht nen Anfall bekommt? Jeden Tag Paul, das ist nicht einfach.« Ich suche vergeblich nach Regungen in seinem Gesicht. Warum redet sie so über ihn?

»Meine Mutter kann das«, versichere ich. »Da habe ich keinen Zweifel. Sie ist ...«

»Weitaus besser als du?«, vollendet sie und streckt sich, nagelt mich auf dem Stuhl fest mit Blicken und Worten. Pauls Augen beginnen zu leuchten. Seine hohlen Wangen glühen förmlich. Er grinst mich an. Ich bin schachmatt gesetzt.

Kapitel 2

Um Gottes willen, Junge!

Perfekte Rauputzwände in einem perfekten Treppenhaus. Sauber. Es riecht nach Zitrone. Meister Propper vielleicht. Gelb lackiertes Vierkant-Stahlrohr als Geländer. An den Buchenholztüren hängen außen Kindergemälde, Kastanienfiguren, auf dem Boden sind Willkommen-Fußmatten oder geflochtene Abtreter. Wir wohnen im ersten Stock. Eigentumswohnung im Neubau, erst dieses Jahr fertig geworden. Aber ich will mich ablenken von einer ganz und gar unbequemen Sache, die ich mir selbst eingebrockt habe und von der ich noch nicht weiß, wie damit umgehen. Zuerst habe ich mich geschämt für meine Ignoranz, jetzt schäme ich mich, mein Eintreten für eine Sache wieder rückgängig machen zu wollen. Gott, ist das Leben verzwickt! Es ist kurz vor achtzehn Uhr, Zeit fürs Abendbrot. Ich schliesse auf und trete in den hellen Flur, auf den dunkelgrünen Teppich, Fußbodenheizung. Moderner geht es nicht. Ziehe Turnschuhe und Jacke aus. Mutter hat mich gehört, sie pfeift unsere Erkennungsmelodie. Geschirrklopfen in der Küche und der Duft nach Spiegelei überall. Sofort spüre ich meinen knurrenden Magen. Schnell Hände waschen, dann gehe ich ins Esszimmer an den reichlich gedeckten Tisch.

»Heinrich?«

»Mh?«

»Wir brauchen noch ein paar Scheiben Brot.«

»Mach ich.«

Nur zwei Gedecke, jeweils Teller und Brettchen. Vater kommt wohl nicht zum Abendbrot. Vom Schwarzbrot schneide ich sechs Scheiben ab und lege den Laib eingewickelt in den Brotkasten zurück. »Soll ich noch Gewürzgurken auf den Tisch stellen, Mama?« Sie kommt mit den Spiegeleiern aus der Küche, stellt sie auf den Tisch und berührt meine Wange mit ihrer sommersprossigen Hand.

»Gerne.«

Nickend hole ich das Glas aus dem Kühlschrank, öffne es und setze mich dann ihr gegenüber. Sie hat die Augen geschlossen, atmet langsam tief ein und aus.

»Wo ist Papa?«

»In Aachen. Eine Bauschlussreinigung in einem Metro-Neubau.«

So was dachte ich mir schon, nehme es still zur Kenntnis, überlege kurz, wie oft ich meinen Vater innerhalb einer Woche sehe und kann das an einer Hand abzählen, was mich aber nicht wirklich stört. Auf eine Scheibe vom Schwarzbrot lege ich ein Spiegelei und lasse beides dann auf dem Teller liegen. Mutter trinkt einen Schluck Schwarztee.

»Mama?«

»Ja?«

»Ich habe dir noch nie von Paul erzählt, oder?« Ihr Blick wandert nach innen, dann schüttelt sie bedächtig und ausgiebig den Kopf. »Er ist in meiner Klasse, seit der fünften. Paul wohnt drüben in Lindenthal, aber er ist, wie soll ich sagen, farblos, unscheinbar, na ja ...« Ich suche nach dem richtigen Wort. »Ein Außenseiter. Niemand hat sich je mit ihm beschäftigt. Er ist zwar anwesend, ist nicht frech, ärgert uns nicht ...« Mutter beißt nicht in ihr Brot, stoppt auf der Hälfte des Weges und legt die Scheibe wieder auf den Teller. Dabei verliert sie mich nicht aus den Augen. Ihr Blick geht in jeden meiner dunklen Winkel.

»Aber ihr ärgert ihn, weil er Außenseiter ist?«

»Ärgern ist vielleicht das falsche Wort. Er ist viel zu unscheinbar, um ihn zu ärgern. Er ist halt in unserer Klasse und ab und zu ... na ja, lachen wir, weil er auf eine gewisse Weise lustig ist.«

»Auf eine gewisse Weise lustig?«

»Paul ist ein Spargel und hüpfert die ganze Zeit wie ein Gummiball.«

Mutter nickt und beißt endlich in ihr Brot, kaut langsam, trinkt etwas Tee. Ich sehe, dass es in ihr arbeitet, sie zu entdecken versucht, wo ich in diesem Stück reinpasse.

»Hm, und jetzt bist du irgendwie näher mit ihm in Kontakt gekommen und merkst, dass alles anders ist als gedacht?« Sie kann Fluch und Segen zugleich sein. Etwas vor ihr zu verstecken, ist zwecklos, doch mich auf sie verlassen ist ein Pfeiler meines Lebens. Ausgiebig erzähle ich ihr von Paul, seiner struppigen Mutter, dem rausgeworfenen Vater und verwende viel Zeit für eine Beschreibung seines

scurrilen Verhaltens. Der Sprungfedergang, wie der Wind durch ihn hindurch pfeift, seine Schweigsamkeit. Mutter trinkt langsam ihren Tee, gießt sich nach, tut einen Schluck Kondensmilch hinein und rührt um. Sie weiß, ich bin noch nicht beim eigentlichen Zweck meiner Erzählung, aber sie ahnt es schon und beugt sich vor. »Warum bringst du ihn nicht mal mit, den Paul?« Mein Stichwort.

»An so was habe ich auch schon gedacht. Ich meine, seine Mutter muss ja tagsüber schlafen. Er hat nie ein richtiges Mittagessen, stell dir das vor: nur kalte Küche. Wir könnten zusammen Hausaufgaben machen, dann zu Andi gehen ...« Mutter hebt die Hand.

»Das klingt, als wäre es schon ausgemacht?«

Ich beiße auf die Unterlippe. Wie habe ich mich verraten? Egal. »Wenn er die Woche über bei uns zu Mittag isst, gebe ich auch von meinem sauer verdienten Geld ab und wir spülen jeden Tag das Geschirr.« Erwartungsvoll sehe ich sie an. Ein Nein kann ich mir nicht vorstellen. Ich müsste mich schon wieder in Grund und Boden schämen.

»Warum bist du plötzlich so Feuer und Flamme?«, bohrt Mutter. »Warum jetzt und nicht schon früher?«

»Das hat mich seine Mama auch gefragt. Aber ehrlich gesagt, weiß ich es nicht.« Sie zuckt mit den Schultern und schneidet eine Tomate in Scheiben.

»Dann freue ich mich auf Paul. Ab morgen also? Ich hoffe, er mag Spaghetti mit Hackfleischsoße.«

Ich will ihr um den Hals fallen, beiße stattdessen herzhaft ins Spiegelei-Brot. »Wer mag das nicht?«, murmle ich kauend.

»Spaghetti mit Hackfleischsoße?« Andis Augen stehen weit offen.

»Ja«, bestätige ich und klopfe ihm die Schulter.

»Dann bin ich jetzt abgeschrieben ...«, deutet er unsicher an.

»Red kein Blech, Andi.«

»Ich habe bei euch noch nie Spaghetti mit Hackfleischsoße bekommen!«

»Doch. Bestimmt schon drei dutzend Mal. Neben Rindsrouladen, Putenbraten, Cordon bleu, Kassler mit Sauerkraut und all den anderen feinen Sachen seit fünf Jahren.« Er verdreht die Augen und seufzt.

»Du bist ja eifersüchtig«, stelle ich fest, lege beide Arme um seinen Brustkorb, drücke zu und kneife seine Brustwarzen. Er quiekt und lässt sich fallen. Paul kommt hüpfend aus dem Waschraum. Der Schulranzen auf seinem Rücken wird ordentlich geschüttelt. Aus dem oben halb offenen Parka lugt eine Penny-Tüte heraus.

»Oh, Mann«, sagt Andi und steht wieder auf.

»Hallo, ihr beiden«, begrüßt uns Paul. »Geht Andi auch mit?«

»Genau«, nickt der. »Gehe ich auch mit?«

»Wir gehen alle zusammen«, verkünde ich, »aber wir decken den Tisch, räumen ab und verlassen die Küche danach in astreinem Zustand. Meine Mutter soll keine Arbeit mit uns haben.«

»Außer kochen«, wirft Andi ein. So ziehen wir los zur Haltestelle, Paul in der Mitte. Seine Füße berühren kaum eine Sekunde den Boden. Andi sieht ihm eine Zeitlang zu.

»He, Paul, du läufst echt wie so ein Motorkolben. Oberer Totpunkt, unterer Totpunkt. Ein stetes Auf und Ab, oder?«

»Kann nix dafür. Seit ich denken kann, ist das so.«

»Wir könnten dich ‚Känguru‘ nennen«, schlägt Andi vor.

»Auf die Idee bin ich selbst schon gekommen.«

»Wundert mich nicht«, setzt Andi nach. Ich strecke die Hand aus und haue ihm eine auf den Hinterkopf, darauf bedacht, Pauls Bewegungsdrang nicht in die Quere zu kommen. Andi zuckt zusammen, flucht leise, dann starrt er auf Paul, die raschelnde Tüte in seinem Parka. »Sag mal, Paul, was ist in der Tüte?«

»Klamotten. Muss ich noch in die Reinigung bringen später.« Andi schweigt, ist wohl zufrieden mit der Antwort. Wir steigen in den Bus, steuern die hintere Bank an und setzen uns. Paul lässt einen fahren und wird rot. Die Mädchen vor uns drehen sich um. Durchgefallen, sagen ihre Blicke.

»Tschuldigung«, murmelt Paul. Andi dreht sich zur Scheibe und gackert. Es beginnt zu stinken. »Ihr Drecksäue«, kommt es von einem der Mädchen. Sie stehen auf und stellen sich in die Kinderwagenbucht.

Paul zupft in schneller Abfolge an seiner Nasenspitze. Ich vermute, wegen des Gestanks, bis ich begreife, dass es eine Art Nagelkauen ist. Ein Tic. »Du dummer, dummer Junge«, murmelt er. Die Türen schließen sich und wir fahren über den Gürtel nach Bayenthal. Bald darauf stehen wir in der Bernhardstraße vor den Neubauten. Andi bohrt im rechten Nasenloch und Paul zuckt unablässig mit den Schultern, als hielte er ein blankes Stromkabel in der Hand.

»Hier wohnst du?«, fragt er mit großen Augen.

»Ja, seit nem knappen Jahr.«

»Uiuui ...«

»Na kommt«, fordere ich beide auf. »Wir gehen rein. Ich habe Hunger.« Andi schiebt Paul Richtung Eingang. Acht Parteien leben im Haus. Meist Familien, der alte Pastor von Sankt Matthias und ein kinderloses Paar. Unser Fußabtreter ist der einzige im Haus, der einfach nur schwarz ist. Aus der Firma meines Vaters.

»Schuhe abstreifen und ausziehen!«, ordne ich an. »Drinne hat es Hausschuhe für jeden.« Ich schließe auf und der Duft von Mutters Hackfleischsoße drückt uns fast wieder auf den Hausgang. Andi jauchzt und Paul bleibt wie angewurzelt auf der Fußmatte stehen. Er sieht an sich runter. Eine weiße und eine grüne Socke, große Füße, mindestens Schuhgröße 46. Aber die Socken sind noch zwei Nummern größer. Erst will ich etwas sagen, dann lachen, aber Mutter fällt mir ein.

»Du bist, wie du bist, Paul. Komm rein, es wird dir schmecken.« Um nachzuhelfen, greife ich den rechten Parka-Ärmel und ziehe ihn hinein, schließe die Tür, zeige ihm die Hausschuhe. »Ich habe 47. Nimm meine, Paul.« Er nickt, zieht die Jacke aus, legt die Penny-Tüte vorsichtig auf den Stuhl neben der Garderobe und schlüpft in meine Latschen. Seltsamerweise hüpfte er nicht mehr, nichts an ihm ist in Bewegung, lediglich die Augen suchen unentwegt den Flur ab.

»Komm, Hände waschen!«

Die Begegnung Pauls mit meiner Mutter ist denkwürdig. Ich habe vermutet, dass es so abläuft, weil ich ihre Wirkung auf Fremde zur Genüge kenne. Sie lächelt, wartet nicht, geht direkt auf ihn zu, ihre rechte Hand vorgestreckt, Handfläche nach oben. »Willkommen, Paul. Heinrich hat mir schon viel von dir erzählt. Schön, dass du da bist«, sagt sie, greift seine Hand und zieht ihn gleichzeitig an den Tisch. »Setz dich, Andi hat schon Spaghetti und Soße reingetragen.«

»Andi hat Hunger«, bestätigt der.

»Seine Mutter kann nicht kochen«, erkläre ich und Paul sieht mich entsetzt an.

»Stimmt«, bestätigt Andi. Mutter lacht und etwas in Paul weicht zurück, ein Schatten vielleicht. Ein Stück der Dunkelheit. Sie gibt etwas von seinem Leben frei. Dann lacht er ebenfalls und Andi schaufelt einen Berg Spaghetti auf seinen Teller. Gelben Sprudel gibt es keinen, dafür leckeren Apfelsaft mit etwas frisch gepresster Zitrone. Wir essen, leeren unsere Gläser, erzählen, lachen und lästern. Sätze ich in der Klasse nicht hinter Paul und wüsste über all seine Tics Bescheid und brächte ich sie nicht mit diesem Gesicht in Verbindung, würde ich sagen, da sitzt ein mir unbekannter Mensch. Ein kleines Wunder, das mich an mein schlechtes Gewissen erinnert, mich Scham empfinden lässt. Und in Andis Gesicht entdecke ich dieselbe Regung. Als sich unsere Blicke für einen Moment treffen, kann ich es sehen.

Wir räumen ab und ich schicke Andi mit Paul in mein Zimmer. Französisch-Hausaufgaben erledigen. Andi ist ein Sprachtalent und kann besser erklären als unsere Lehrerin. Ich spüle und beobachte Mutter, die am Esstisch sitzt und einen Brief schreibt. Endlich fertig, kontrolliere ich mit einem letzten Blick Spüle und Arbeitsplatte, dann setze ich mich zu ihr, bewundere diese schöne Schrift. Gleichmäßig, bewusst, konzentriert. Schon fast eine A4-Seite, dann ein Gruß, die Unterschrift. Sie faltet ihn zusammen, steckt ihn in einen A6-Umschlag, klebt ihn zu und eine Briefmarke drauf, legt ihn vorsichtig auf die Seite.

»Für Opa?«, frage ich nach einem kurzen Moment. Sie nickt.

»Opa hat bald Geburtstag. Ich hätte gerne, dass er für ein paar Tage herkommt. Würdest du den Brief später zum Briefkasten bringen?«

»Klar. Kein Problem.«

Sie atmet tief ein, streicht mit dem Zeigefinger über die gestickte Decke. Also überlegt sie, was sie wie sagen soll. Ich warte geduldig. Andi kommt, grinst uns an, holt eine Flasche Saft aus der Küche. An meinem Gesicht sieht er, dass es sich nicht lohnt, stehenzubleiben, weil es hier offensichtlich etwas zu besprechen gibt. Pfeifend verschwindet er im Zimmer. Die Tür geht zu. Es ist wieder still. Nicht mal unser Atmen ist zu hören.

»Andi ist wie ein Bruder für dich, nicht wahr?«, beginnt Mutter. Ich nicke.

»Und ich wie ein Bruder für ihn.«

»Im Gang lag eine Papiertüte auf dem Stuhl«, beginnt sie unvermittelt mit dem, was sie wirklich beschäftigt. »Sie ist runtergefallen und der Inhalt lag teilweise davor.« Ich mache ein verwundertes Gesicht, ziehe die Augenbrauen hoch.

»Kleider, die Paul später in die Reinigung bringen muss, hat er gesagt.«

Mutter seufzt. »Es sind frisch gewaschene Kleider. Sauber zusammengelegt. Strapse, Tangas, ein ziemlich knapper BH, vorne offen ...« Sie zögert. »Wenn du weißt, wo ich meine ...«

»Kann's mir vorstellen.«

»Ersatzkleider für seine Mutter, nehme ich an.« Mir ist nicht ganz klar, was sie mir damit sagen will. Paul lügt? Oder seine Mutter ist eine Stripperin? Wir wissen beides. Dass Paul lügt, ergibt sich wohl aus seiner Situation. Die mache ich ihm nicht zum Vorwurf. Wer weiß, was ich täte ...

»Ich weiß, dass Paul lügt, Mama, aber ich denke, er schämt sich oft und viel ...« Sie hebt die Hand und ich verstumme.

»Die meisten von uns würden an Pauls Stelle lügen. Ich bin froh, dass du das ebenso siehst, aber ... es war noch etwas anderes drin ...« Ihre Stimme zwingt mich in eine Starre. Absolute Gespanntheit. »Geld. In einem Umschlag. So viel, dass der Umschlag nicht zugeht. Ich schätze, über eintausend Mark.« Mit allem hätte ich gerechnet, aber nicht mit Geld. Mehr als eintausend Mark? Was will er mit so viel Geld? Oder seine Mutter?

»Das ist vielleicht sein Geld und er will es auf die Bank bringen.«

»Ein Zettel ist dabei mit einer Adresse und einer Uhrzeit. Um diese Uhrzeit hat keine Bank mehr geöffnet.« Adresse? Uhrzeit? Ich bin völlig ratlos.

»Was für eine Adresse?«

»Glasstraße 2e in Ehrenfeld um 20 Uhr.«

»Keine Ahnung, wo das ist.«

»An der S-Bahnstation Ehrenfeld. Ich hab schon nachgesehen im Stadtplan.«

»Aha.«

Sie bleibt still, schweigt sich aus, was noch in ihrem Kopf vorgeht. Mit Sicherheit bastelt sie in Gedanken an einem Topf voll Möglichkeiten. Ich finde nicht, dass mich oder uns das was angeht.

»Mama ...«

»Weißt du, was ich befürchte?«, würgt sie mich ab.

»Nein«, erwidere ich überrascht.

»Seine Mutter zieht sich jeden Tag für andere aus, hält mit dem Geld die Familie am Leben. Spart mühsam die paar Kröten zusammen. Dann schmeißt sie ihren Mann raus, wegen Unfähigkeit. Pauls Vater, jetzt ohne Geld und vielleicht der Meinung, das Geld gehöre ihm, beauftragt seinen Sohn, das Ersparte einzustecken und ihm zu bringen. Schließlich war Paul ziemlich am Boden zerstört, hast du gesagt und würde alles für seinen Vater tun. Und Treffpunkt ist wie gelesen.« Sie nickt zur Unterstreichung ihrer Worte, klopft mit dem Zeigefinger gleichmäßig auf den Tisch. Ein bisschen was kann an diesem Konstrukt dran sein, aber ...

»Ich sehe nicht, was wir dagegen tun könnten, Mama, falls es tatsächlich so ist.«

»Wir müssen wissen, ob Paul mit dem Abgeben der Kleider bei seiner Mutter auch das Geld dort lässt.«

»Und dann?«

»Puh! Keine Ahnung.« Sie ist ratlos. Ebenso wie ich. Ich habe das Gefühl, blind über eine Wiese mit Bäumen voller Wespennester zu laufen. Mein Blick geht zur Zimmertür, dann suche ich Mutters Augen. Ihre roten Haare glänzen im Schein der Esszimmerlampe. Es bleibt nur eins.

»Wir müssen mit Paul reden«, sage ich. Sie nickt.

Die Tüte liegt auf dem Tisch, die Kleider davor. Mutters schmale Hände drehen den dicken Umschlag hin und her. Paul ist völlig zusammengesunken, ein Häufchen Elend, den Kopf gesenkt. Ab und zu kommt ein Fiepen aus seinem Mund.

»Die Tasche ist umgefallen, vom Stuhl runter. Kleider und Umschlag lagen auf dem Teppich«, beschreibt Mutter mit ruhiger Stimme. »Ich wollte alles wieder sauber hineinlegen und entdecke das viele Geld.« Sie macht eine Pause. »Und die Adresse. Ohne diese Adresse wäre ich weniger misstrauisch. Was machst du mit so viel Geld, Paul? Bist du in Schwierigkeiten?« Sie legt den Umschlag beiseite und eine Hand auf Pauls Unterarm. »Heinrich und ich versuchen das zu verstehen. Vielleicht können wir helfen. Bitte erklär mir das.«

Ich überlasse alles Reden meiner Mutter. Sitze nur still etwas abseits. Paul ist wie erstarrt, völlig ohne seine üblichen Tics. Dann sieht er auf. Er greift nach Mutters Hand und sie packt mit ihrer anderen ebenfalls zu, umgreift fest seine schmalen Finger. Aus heiterem Himmel fängt er an zu weinen, wie ein Dambruch, den niemand vorhersehen konnte. Ich hole drei Packungen Tempos aus der Flurkommode, schaue kurz zu Andi ins Zimmer. Er liest und grinst mich an. Mutter hat Paul zu sich gezogen, hält seinen Kopf unter ihrem, krault durch den Wust schwarzer Haare. Ich bin kurz davor, selbst zu weinen, starre lieber aus dem Terrassenfenster. Hinter mir leise Worte, Mutters beruhigende Stimme. Sie flüstert und hält ihn fest umschlossen. Die Zeit vergeht. Zehn Minuten? Dann räuspert sich Paul.

»Ich habe Papa gestern Abend auf der Straße vor dem Haus gesehen und bin runter. Meine Mama hat ihm ja verboten ins Haus zu kommen. Und er braucht doch Geld. Was soll er denn essen?« Ich setze mich wieder. Es fällt mir schwer, diesen Paul zu kennen, der so einen klaren Blick hat und so ruhig vor mir sitzt. Woher kommt dieser Wandel?

»Und dann hat er dich gebeten, das Ersparte zu nehmen?«

»Einen Teil davon. In der Küche ham wir eine Sago-Dose, da ist alles drin«, erklärt er wie befreit.

»Ist es Geld, das deine Mutter verdient hat?«

Paul nickt. »Papa arbeitet schon seit Jahren nicht mehr. Er wäre krank, sagt er, und ich wüsste das ja. Also müsste ich ihm jetzt helfen.«

»Denkst du nicht, dass deine Mutter wissen möchte, was mit ihrem Geld passiert?«

»Doch, aber was soll ich denn jetzt tun?« Wieder Tränen. Was für eine Zwickmühle!

»Paul, vertraust du mir?«, fragt sie, hebt mit zwei Fingern unter seinem Kinn Pauls Kopf an, so dass er nicht ausweichen kann.

»Aber ja ...«

»Gut. Wir gehen zusammen zu deiner Mutter und bringen ihr die Kleider. Wann fängt sie dort an?«

»Um sechs machen sie den Laden auf.« Sie sieht auf die Uhr.

»Dann ist sie jetzt schon unterwegs. Gut, Paul. Den Rest lass mich machen. Wir gehen jetzt.« Sie nickt mir zu. Ich stehe auf und hole Andi aus dem Zimmer. Mutter geht zum Telefon.

Der Taxifahrer weiß nicht genau, was er von seiner Fracht halten soll. Eine Frau mit drei Jungs, die wirres Zeug reden. Andi hat daheim Bescheid gesagt, dass er später kommt, weil wir noch mit meiner Mutter unterwegs wären. Das ist wie ein Freifahrtschein. An der Ecke Eigelstein und Eintrachtstraße steigen wir aus. Paul dreht sich zur Hauswand. »Da drüben, das *Moulin Rouge*, das ist es. Der Typ am Eingang heißt Walther. Er ist ganz nett.«

Mutter sieht mich und Andi an. »Ihr beiden wartet hier.« Damit marschiert sie los, Paul an der Hand. Direkt auf den netten Walther zu, der ihr freundlich zunickt und dann Paul erkennt, ihm auf die Schulter klopft. Mutter sagt was zu ihm und er legt den Kopf schräg. Offenbar wiederholt sie es und Paul sagt ebenfalls etwas.

»Das ist wie im Film«, stellt Andi fest.

»Wenn er Mutter was tut, gehen wir rüber und hauen ihm was in die Fresse!«, kündige ich an. Ich spüre Andis Blick auf mir. Es muss ein entsetzter Blick sein, denn er schweigt. Aber Walther verschwindet in der Tür und kommt kurz darauf mit Pauls Mutter wieder heraus. Und sie ist ganz deutlich sofort auf einhundertachtzig, denn Paul bekommt umgehend eine Ohrfeige. Mutter zieht beide mit sich, unter Protest von Frau Müller, die leicht bekleidet den Eigelstein überquert.

»Das glaubt mir niemand«, sagt Andi. Die drei erreichen uns. Mutter zieht ihre Jacke aus und reicht sie Frau Müller. Sie ist tatsächlich so groß wie ich. Einsneunzig. Mit hochhackigen Schuhen jedenfalls. Aus Mutters Tasche kommt ein Umschlag.

»Als Paul heute zu uns kam, bat er mich um Hilfe wegen einer Zwickmühle, in der er steckt. Sein Vater hat ihn gebeten, Geld aus dem Haushalt zu entwenden und ihm zu überreichen, heute Abend ...«

Ich horche auf. Mutter kann also ebenfalls die Wahrheit beugen.

»Um Gottes Willen, Junge!«, schreit Frau Müller quer über die Straße. Sie nimmt einen der Pumps vom Fuß, holt aus und Paul duckt sich weg. Mutter nimmt ihr den Schuh ab. Walther streckt sich und schaut herüber.

»Beruhigen Sie sich, Frau Müller!«, ruft Mutter und stellt sich direkt vor die hochrote Frau Müller. »Was sollte ihr Sohn denn tun?! Er liebt seinen Vater. Hören Sie mich an und wir bekommen das Problem vielleicht vom Tisch!« Andi lehnt mit weit aufgerissenen Augen an einem Käfer. Frau Müllers Arm bleibt oben, ohne Pump.

»Hier ist das Geld«, Mutter gibt ihr den Umschlag. »Paul tut es leid. Mit ihrer Erlaubnis werde ich zum Treffpunkt gehen und ihrem Mann anbieten, einen Job in der Firma meines Mannes anzutreten. Ich habe bereits mit ihm gesprochen. Wir suchen noch jemand für das Lager. Dann hat er eine Perspektive und muss nicht mehr seinen Sohn nötigen, Ihnen das Geld zu entwenden.«

Der Arm sinkt langsam nach unten, ein Blick zu Paul, der halb hinter mir steht und meine Hand hält. Das ist mir gar nicht aufgefallen. Ich drücke ein wenig und zwinkere ihm zu.

»Auch Paul könnte bei uns arbeiten«, sage ich. »Das tue ich auch, drei Mal die Woche. Man verdient gut. So könnte er seinen Papa sehen.« Seine Mutter starrt uns der Reihe nach an, schüttelt erst langsam, dann immer schneller den Kopf.

»Ist das so ne christliche Vereinigungsscheiße? Alle Menschen sind gleich und ihr seid gleicher?«

»Nein, nur eine Gebäudereinigung mit vielen Angestellten und jeder Menge Arbeit«, erklärt Mutter und gibt ihr die Tüte mit den Kleidern. »Die hatte Paul noch dabei. Seien Sie stolz auf ihn, er ist ein guter Junge.«

»Oh Gott ...«, bricht es aus Pauls Mama hervor, dann knickt sie ein, schluchzend. Der Bürgersteig im Eigelstein ist nicht gerade der sauberste. Inzwischen sind schon einige Fenster offen und die Leute schauen gebannt, was da vor sich geht.

»Heinrich! Hilf ihr hoch! Andi, du holst diesen Kerl da drüben, er soll helfen!«

»Klar«, bestätigt Andi und rennt hinüber.

Wir sitzen wieder im Taxi. Dieses Mal Richtung Ehrenfeld. Paul darf heute bei uns im Gästezimmer schlafen. Seine Mama wird inzwischen auf dem Tableau stehen, im Halbdunkel ihre verquollenen Augen verstecken. Mutter starrt aus der Windschutzscheibe. Wir drei sitzen hinten und schweigen. Andi kichert immer wieder ein wenig. Offenbar hatte er seinen Spaß. Auf Pauls Schoß liegt sein Parka und darunter hält er meine linke Hand. Ich lasse es zu. Wenn es ihm hilft ... Am Beginn der Stammstraße steigen wir aus und laufen die paar Meter zur genannten Adresse. Es ist kurz vor zwanzig Uhr.

»Meinst du, das klappt?«, will ich voller Zweifel von Mutter wissen. Sie macht eine Verlegenheitsgeste, ist sich selbst unsicher.

»Wir sind jetzt hier. Für Paul. Auf die eine oder andere Weise kommen wir zu einem Ergebnis.«

Aus dem Hauseingang zur 2a kommt ein Mann. Nicht sehr groß, aber kräftig. »Papa«, sagt Paul leise. Der sieht uns, seinen Sohn, runzelt die Stirn und bleibt stehen. »Papa, ich bin's!«

»Das sehe ich«, kommt die Antwort. »Und wer sind die da?« Mit einer Hand deutet er auf uns andere.

»Meine Schulkollegen, Heinrich und Andi, und Heinrichs Mama ...«

»Aha.« Langsam kommt er näher. »Hast du dabei, um was ich dich gebeten habe?« Paul setzt an, aber Mutter blickt ihn streng an.

»Herr Müller, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen!« Nichts, keine Reaktion. Sein rechts Augenlid zuckt. »Mein Mann hat eine große Gebäudereinigung. Wir suchen jemand fürs Lager. Ein Vollzeitjob, auch mal am Samstag. Sie könnten schon nächste Woche anfangen. Der Verdienst ist gut. Ich habe bereits mit meinem Mann gesprochen.«

Es dauert, bis er etwas sagt. Dummerweise die identische Frage, nur etwas lauter. »Paul, hast du dabei, um was ich dich gebeten habe?!«

»Nein!«, sagt Mutter. »Paul hat es nicht dabei. Er hat es ihrer Frau gebracht. Und mit ihr bin ich übereingekommen, ihnen das Angebot zu machen.«

»Was erlauben Sie sich eigentlich?«, ist alles, was ihm einfällt. Er will Mutter auf die Seite schieben, nach Paul greifen und bekommt eine Ohrfeige aus dem Nichts. Niemand von uns hat Mutters Hand kommen sehen.

»Ich fange auf der Stelle an zu schreien, nach der Polizei! Wenn Sie nicht vernünftig werden. Ihrem Sohn das Geld rauszupressen, an seine Liebe zu appellieren, das ist ja wohl das Allerletzte!« Sie wird richtig laut. »Sie sollten jetzt schnell wieder ins Haus gehen! Melden Sie sich nächste Woche, und Sie haben die Arbeit. Tun Sie das Richtige!«

»Bitte, Papa«, sagt Paul. Andi und ich stellen uns neben Mutter. In seinen Augen flackert es, Wut und Unsicherheit. Er reibt seine Backe.

»Wie ist die Adresse?«

»Bonner Straße, vor dem Großmarkt. Firma Konstantin. Ist nicht zu übersehen«, sagt Mutter kühl. Das Flackern in seinen Augen erlischt. Er blickt zu Paul, dann auf den Boden, dreht sich um.

»Ist gut. Ich schau am Montag vorbei«, murmelt er und verschwindet wieder im Haus. Ich spüre ein Zittern in meinen Beinen. Am liebsten würde ich mich auf der Stelle hinsetzen und laut schreien.

»Kommt«, sagt Mutter. »Wir gehen. Da hinten steht ein Taxi. Wir fahren in die Alteburger Straße. Da kenne ich ein griechisches Lokal. Ich lade Euch ein.«

»Prima«, findet Andi. »Ich hab schon seit einiger Zeit wieder Hunger.« Mutter lacht und gibt ihm einen Klaps auf die Schulter. Paul fällt in das Lachen ein. Wir laufen los. Ganz ohne zu hüpfen. Mein Blick heftet sich an Mutters Nacken. Sie ist einen Kopf kleiner als ich und doch um Längen größer. Tief in mir spüre ich Stolz.

Kapitel 3

Es ist nichts

Die letzten Grüße der Sonne in ihrer schönsten Form. Licht und Wärme. Gegen die Kühle des endenden Oktobers. Und das auf einer der neuen Holzbänke des nagelneuen Schulhofes liegend, die Länge ganz ausnutzend. Niemand sonst, nur ich. »Finden Sie das nicht ein bisschen egoistisch, Herr Konstantin?« Für diese Stimme muss ich nicht die Augen öffnen. Herr Burbacher, wer sonst.

»Nö.«

»Stellen Sie sich vor, jeder würde das tun, dann hätten wir eine Zweiklassen-Gesellschaft. Die allen Sitzplatz für sich in Beschlag Nehmenden und diejenigen, die sich die Füße in den Bauch stehen müssen, weil kein Platz ist.«

»Es gibt knapp eintausend Schüler und fünf neue Bänke. Das ist allein aus diesem Grund schon eine Klassenkampfsituation. Hätte die Stadt etwas mehr Geld in die Hand genommen und den Schulhof mit Bänken gepflastert, dann sähe es besser aus.«

»Aha!«, sagt er lauter. »Aber Sie nutzen diese Mangelsituation aus.« Die Sonne kitzelt meine Nase. Ich reibe daran, stecke einen Finger ins rechte Nasenloch und suche einen Popel.

»Meine Güte, Herr Konstantin!«

»Herr Burbacher!«

»Was?!«

»Ich mache den Vorschlag, im Werkunterricht mit allen Klassen ein kollektives Projekt zu starten: Bau von Holzbänken. Zur Förderung des gemeinschaftlichen Miteinanders und dem Schaffen von Bequemlichkeit. Wäre das ein Vorschlag in ihrem Sinne?« Er räuspert sich.

»Sie wissen, dass wir momentan keine Werklehrer haben und es keinen Werkunterricht gibt ...«

»Aha! Also Mangelwirtschaft in der Schulverwaltung. Eine Folge des schlecht umgesetzten Fünfjahresplans, oder?« Es bleibt ein paar Sekunden still. Dann klickt es und Zigarettenrauch verbreitet sich.

»Sie können mich mal, Herr Konstantin«, murmelt er und inhaliert geräuschvoll. Es rasselt beim Ausatmen. Ich öffne die Augen und setze mich aufrecht. Roth Händle. Burbacher sieht mich an wie jemanden, der ihm täglich ungestraft in den Vorgarten pinkelt. Aus meiner Sicht eine Auszeichnung. Paffend wendet er sich ab und setzt den Rundgang fort. Große Pause ist gleich um und wieder mal folgt Mathematik. Dieses Mal jedoch bei einem neuen Lehrer, der ungewöhnlicherweise mitten im Halbjahr anfängt, weil unsere Mathelehrerin einen Unfall hatte und für einen längeren Zeitraum fehlen wird. Andi ist krank. Heute Nachmittag werde ich ihn besuchen, die Hausaufgaben bringen, ein wenig quatschen, lästern, vom neuen Lehrer erzählen. Andi braucht den Tratsch. Es klingelt und ich strecke mich ausgiebig.

Als ich mich im Strom der Mädchen und Jungs durch die Türen schieben lasse, sehe ich Paul aus der Toilette kommen, den Parka in der Knopfreihe versetzt zugeknöpft. Der Saum der Hosenbeine ist ausgefranst, weil sie zu lang sind und er alle zwei Schritte drauftritt, was die ganze Hose ein Stück nach unten rutschen lässt. Er winkt, greift an den Hosenbund und springt wie Münchhausen in die blassblaue Jeans hinein, die er vergeblich hochzieht. Ein paar der Mädchen vor mir kichern. Ich bleibe einfach stehen. Die Masse muss um mich herum strömen. Dann wird es leer und Paul stellt sich neben mich.

»Darf ich bei dir sitzen, solange Andi krank ist?«

»Klar, kein Problem, Paul.«

»Danke.« Ich lege den Arm um seine Schulter. So gehen wir Richtung Klassenzimmer. »Jetzt haben wir den Neuen«, merkt er an und seine Stimme ist leiser geworden. Änderungen sind nichts für ihn, bringen Nervosität und Unruhe in sein Leben. »Meinst du, der Neue ist gut?«

»Wir werden sehen, Paul. Lassen wir mal auf uns zukommen ...«

»Und wenn er nicht gut ist?«

»Das wäre nicht gut für ihn.« Er sieht mich an. Aus dem rechten Augenwinkel kann ich es sehen. Zwei oder drei Mal klopfe ich auf seine Schulter.

Pünktlich und zusammen mit dem Rektor steht er vor uns, der Neue. Er ist alt. Über fünfzig, mit einer seltsamen, turmhohen Lockenpracht, grau wie ein Novemberhimmel.

»Jemand muss bei seiner Geburt ziemlich intensiv am Schädel gezogen haben«, flüstert Michael hinter mir und der Kreis um ihn kichert und lacht. Der Rektor starrt her und geht dann Richtung Fenster, ein Auge auf uns, das andere auf den neuen Kollegen, der momentan in großen Lettern ‚*Herr von Baldemer*‘ auf die Tafel schreibt.

»Die meisten sind gute Schüler«, beschreibt der Rektor seine Sichtweise auf diejenigen, die keine guten Schüler sind. Der Blick bleibt an uns hängen. Herr von Baldemer legt die Kreide weg und dreht sich breit lächelnd zur Klasse.

»Junge Menschen brauchen Führung«, sagt er mit Bedacht. »Führung und Vorbilder, dann geht alles wie von selbst.« Michaels Fuß trifft meinen Hintern. Ein Stöhnen folgt. Der Rektor verabschiedet sich, wünscht dem Neuen Glück und nimmt uns das Versprechen ab, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Auf die Antwort wartet er nicht, geht einfach, vielleicht froh, draußen zu sein. Ein Mädchen hustet, Paul rutscht unruhig auf dem Stuhl hin und her. Wir warten gespannt. Wie ein Feldherr vor der Schlacht, wandert Herr von Baldemer mehrmals von der Fensterreihe zur Tür und zurück, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt. Dann bleibt er plötzlich stehen und zeichnet recht gut eine Form an die Tafel.

»Was ist das?«

»Afrika«, kommt zügig.

»Genau! Sehr gut.« Dann an der Ostküste ein Land.

»Kenia«, sagt jemand.

»Nein! Aber nahe dran. Denken Sie an früher.«

»Früher?«, fragt Paul. »Wann soll denn ‚früher‘ sein?«

»Dort war ich Missionar«, ergänzt er. Regina holt ihren Atlas aus der Schublade unterm Tisch, schlägt Afrika auf, hebt die Hand. »Tansania«, sagt sie dann. Herr

von Baldemers Kopf neigt sich nach hinten, senkt sich schlagartig wieder ab. Ein gewaltiges Nicken.

»Jawohl! Tansania, und Tansania war früher was?«

»Deutsch-Ostafrika«, antworte ich. In seine Augen tritt ein Leuchten, der Blick heftet sich an mich, als wäre ich eine Boje in stürmischer See und des Neuen letzte Rettung.

»Deutsch-Ostafrika! Das ist richtig, äh ...«

»Heinrich.«

»Heinrich!« Wie er es ausspricht, gemahnt es an die großen Kaisernamen oder den Löwen aus Braunschweig. »So ein schöner, altdeutscher Name.« Die Klasse kichert. Murmelt hämisches Zeug. Ich kann es ihnen nicht verdenken.

»Missionar?«, kommt es überraschend aus Pauls Mund. »Wieso Missionar? Sind Sie kein Mathematik-Lehrer?« Baldemer schüttelt den Kopf, tut Pauls zweifelnde Frage mit einem generösen Lächeln ab. Langsam kommt er ums Pult herum, auf uns zwei zu.

»Studium der Mathematik, Biologie und! Theologie. An der Universität Johannesburg. Ihr denkt, das ist unvereinbar? Aber nein!« Schweigen. Ich starre an die Tafel, zähle die Sekunden der dramatischen Pause. »Schließlich beschäftigt der Vatikan auch Astronomen«, fährt er fort, »... Physiker, Biologen. Wisst Ihr auch, warum?«

»Nö«, sagt Michael.

»Na, weil die Schöpfung natürlich wissenschaftlich erklärt werden will. Das fordern die Menschen heutzutage. Sie möchten nicht mehr nur glauben, sie möchten Gott erklärt haben.« Wir sehen uns alle an. Eine den anderen und umgekehrt. Ich spüre deutlich, dass wir sprachlos sind. Egal, ob Streber oder Revoluzzer, es hat uns zum Schweigen gebracht. Paul stupst seinen Ellenbogen in meine Seite. Ich drehe den Kopf halb zu ihm. Unsicherheit, so kann ich beschreiben, was mir auffällt. Baldemer geht wieder zum Pult und fixiert Paul. Sekundenlang. Und mit jeder Sekunde sinkt Paul mehr in sich zusammen, wird

kleiner und kleiner, verknoten sich seine Finger zu einem Teig aus Knochen und Haut. Er beginnt zu schwitzen.

»Wie heißt du, mein Junge?«

»Äh, Paul ...«

»Und wie weiter?«

»Müller.«

»Aha, Paul Müller ...« Baldemer schlägt das Klassenbuch auf, fährt mit dem Finger die Schülerliste ab, bleibt hängen. »Ja, hier, Müller, Paul. Hm, sag mal Paul, dein Vater heißt natürlich Müller, klar, aber weißt du auch den Mädchennamen deiner Mutter?«

»Rosenzweig«, schießt es aus ihm heraus. Rosenzweig? Ich stelle mir seine Mutter neben dem Namen Rosenzweig vor. Ja, passt sogar. Eine schöne Blume mit jeder Menge Dornen. Baldemer studiert still die restlichen Namen.

»Und hier haben wir noch Blumenthal, Petra und Ehrenreich, Martin«, stellt er fest. »Das ist ja wunderschön. Könnt Ihr mal aufstehen?« Die beiden erheben sich. »Und du bitte auch, Paul.« Mit beiden Händen orchestriert Baldemer Pauls Aufstehen, schwingt die Arme auf und ab. Paul zittert unmerklich. Seine Finger liegen auf dem Tisch und werden kreidebleich, so fest drückt er. Was hat dieser Missionar vor? Gemächlich kommt er her, mustert Paul, geht zur Rückwand und zwischen den anderen Tisch zurück, zu Martin und Petra. Fixiert erst sie, dann ihn, als wären es Ausstellungsstücke.

»Also, wie gesagt, ich war Missionar in Tansania. In einer Missionsschule«, setzt er seine Erklärung fort, geht zurück zum Lehrerpult und nimmt Platz. »Aber meine Familie wollte nicht mehr länger in der Hitze leben und deswegen sind wir nach Deutschland gekommen, ins schöne Köln. Jetzt bin ich hier und werde Euch wohl in Biologie unterrichten, neben Mathematik, solange meine Kollegin krank ist.« Wieder nickt er, indem sein ganzer Kopf sich auf und ab bewegt.

»Erzählen Sie uns, was man da so macht als Missionar«, fordert ihn Michael auf. Den Unterricht vermeiden mit allen Mitteln, eine geläufige Strategie.

»Können wir uns wieder setzen?«, will Petra wissen. Baldemer winkt mit der linken Hand. Ein fürstliches Winken, wie in den alten Fernsehfilmen, die sich um Kaiser, Könige und das höfische Leben drehen.

»Na ja«, beginnt er und starrt an die abgehängte Decke. »Wir versuchten mehr oder weniger erfolgreich, den Eingeborenen Glanz und Glorie einer christlichen Gesellschaft näherzubringen, aber primitiv wie sie nun mal sind, ist das nicht einfach.« Er schlägt das Klassenbuch zu, dreht den Kugelschreiber auf dem Tisch, ist irgendwie abwesend. Offenbar zur Hälfte schon wieder in Tansania. »Wisst Ihr, ich habe es mit Musik versucht, meinem Konzertflügel, Schumann und Bach, hab an Wochenenden für die Schwarzen gespielt, die meisten sind Bantu, aber am Ende sind es doch mehr oder weniger Wilde geblieben.« Baldemer schweigt. Oder schwelgt in Erinnerungen? Ich schaue auf die Uhr, dann zu Paul. An seinem Gesichtsausdruck ist deutlich die Verwirrung abzulesen. Da ergeht es ihm wie mir und wohl allen anderen.

»Aus welchem Jahrhundert kommt der?«, höre ich Michael hinter mir flüstern. Eine berechtigte Frage. Und er soll uns was über Biologie erzählen? Unwillkürlich muss ich tief einatmen. Mir schwant, dass unser aller Schülerleben nicht einfacher werden wird.

Mutter hat geraspelten Spitzkohl mit Hackfleisch gekocht, viel Kümmel drin. Dazu gibt es Kartoffeln. Paul stopft drei volle Teller in sich hinein, wie ausgehungert. »Schön, dass es dir schmeckt«, sagt sie und grinst über beide Ohren. Ich überlege gerade, warum ich wohl keinen Bruder habe oder eine Schwester. Ich glaube, das hätte mir gefallen. Paul lehnt sich zurück, hält die Hand an den Bauch.

»Puh, Frau Konstantin, das war richtig gut. So was hab ich noch nie gegessen.« Sie lacht und Paul leert den Inhalt seines Glases in sich hinein, setzt es ab und schaut uns beide an. Ich stehe auf und stelle das Geschirr zusammen. »Warum musste ich heute aufstehen und den Mädchennamen meiner Mama sagen?« Auf das Besteck achtend, stelle ich Teller und Topf neben die Spüle.

»Du musstest was?«, höre ich Mutters Stimme.

»Unser neuer Lehrer ließ mich aufstehen und hat nach dem Mädchennamen meiner Mama gefragt. Ich bin froh, dass er mir eingefallen ist.« Im Türrahmen bleibe ich stehen.

»Das war ja nicht alles«, ergänze ich. »Er hat dann die Namensliste abgesehen, dann mussten Martin und Petra ebenfalls aufstehen.« Mutter sieht mich verwundert an.

»Ihr habt also einen neuen Lehrer? Mitten im Halbjahr?«

»Ja, du weißt doch, Frau Waldmann ist im Krankenhaus und irgendwie schieben sie jetzt die Lehrer hin und her. Den Neuen bekommen wir in Bio. Wahrscheinlich weil Herr Adam neben Bio auch noch Geschichte und Erdkunde gibt.«

»Und wie heißt der neue Lehrer?«

»Herr von Baldemer«, sagt Paul. Mutter stülpt kurz die Lippen vor. Woher sollte sie auch wissen, was im Kopf des Neuen vorgeht. Dann hebt sie eine Augenbraue und fixiert Paul.

»Wie heißt denn deine Mama mit Mädchennamen?«

»Rosenzweig.«

»Rosenzweig?«

»Ich finde, das passt«, stelle ich fest. »Sieht gut aus und hat Dornen.« Paul lacht.

»Und wie heißen Martin und Petra?«, hakt sie nach.

»Petra Blumenthal und Martin Ehrenreich«, berichtet Paul. Mutters Blick senkt sich auf den Tisch, wird etwas unruhig. Es ist nicht die Tischplatte, die sie sieht. Eher habe ich den Eindruck, sie ist weit weg. Tief in Gedanken versunken. Nach einer Weile steht sie auf und geht in die Küche.

»Ich nehme euch heute das Spülen ab. Ihr wollt doch noch zu Andi.« Paul und ich sehen uns an. Zu schön, um wahr zu sein. Hausaufgaben bei Andi.

»Danke, Mama.«

»Ja, vielen Dank, Frau Konstantin.«

Ein paar Minuten später sind wir auf dem Weg.

Die Woche drauf ist Andi wieder gesund. Das ist eine erfreuliche Nachricht. Die zweite, eher unangenehme Neuigkeit, ist ein Lehrerwechsel von Herrn Adam zum Neuen in Biologie. In Mathe kommen wir mit ihm zurecht. Seite für Seite im Buch, streng nach Plan, doch er kann immerhin gut erklären. Zur ersten Biostunde jedoch bringt er ein Aquarium mit, noch leer. So groß wie eine DIN A3-Seite und ebenso hoch, stellt er es an die rechte Kante der gefliesten Tischfläche und lässt Wasser hineinlaufen. Dreiviertel voll. Das war's. Keine Erklärung. Und auf unsere Frage nach dem Sinn dieses Aquariums folgt sein schon gewohntes Abwinken. Stattdessen klappt er den linken Flügel der Tafel aus, schreibt groß ‚GOTT‘ drauf und klappt ihn wieder zu. Dann folgt der rechte Flügel und auf ihn kommt das Wort ‚EVOLUTION‘. Wieder schließt er ihn, dann dreht er sich um, hebt den Kopf. Seine Augen leuchten.

»So«, sagt er und reibt die Hände. »Jetzt möchte ich zwei Gruppen haben. Eine findet Argumente für eine göttliche Schöpfung, die zweite folgt Darwin. Also, ich sehe vor mir 36 Schüler. Dann haben wir in jeder Gruppe achtzehn Jungs und Mädels. Los geht es! Organisiert Euch! Ihr habt 30 Minuten Zeit. Ich gehe solange eine Zigarette rauchen.« Er verschwindet und lässt uns zurück. Etwa zehn Sekunden herrscht totale Stille. Ich denke an ‚Vorsicht, Kamera!‘ oder irgend so eine Quatschsendung. Überall Kopfschütteln, deutliche Fragezeichen über den Köpfen.

»Was machen wir jetzt?«, fragt jemand.

»Keine Ahnung«, kommt es im Chor.

»Am besten wir machen nichts. Ich muss noch für Geschichte büffeln«, schlägt Andi vor. Das wird schnell Konsens. Michael zückt ein Kartenspiel. Er, Markus und ich beginnen mit Skat. Die Mädchen reden oder stricken, alles zerfällt in eine lockere Atmosphäre.

Nach 30 Minuten ordnen wir uns, räumen die Tische auf und warten. Baldemer kommt zurück, blickt uns gespannt an, klatscht in die Hände. »Ich schätze, jede Gruppe hat einen Sprecher bestimmt. Dann fange ich mal mit ‚GOTT‘ an. Bitte ...«

Das hätten wir vorausahnen können oder müssen. Mit betretenen Gesichtern sehen wir uns an, einige werden rot. »Nanu? Nichts? Wie kann das sein?« Eisiges Schweigen steigt wie Nebel auf, quetscht sich zwischen uns. Dann meldet sich Regina, unsere Klassensprecherin.

»Herr von Baldemer, wir fühlen uns ein bisschen überrumpelt. Im Buch sind wir bei der Zelle, dem Energiehaushalt, Mitochondrien, das ist auch das Thema der nächsten Klassenarbeit, die von Herrn Adam für in zwei Wochen angekündigt wurde. Wir verstehen nicht ganz, was Sie von uns wollen.«

Es ergeht ihm wohl ebenso, er versteht nicht. Verwunderung, Enttäuschung, ruhelose Blicke vom Aquarium zum Klassenbuch zu uns. Nach langem Schweigen setzt er sich, drückt Zeigefinger und Daumen an die Nasenwurzel. Wir haben nichts falsch gemacht. Und Regina hat eindeutig recht. Auf den Punkt gebracht. Deshalb haben wir sie gewählt. »Holt Euer Buch raus«, sagt er schließlich, »und lasst mich mal sehen, auf welcher Seite Ihr seid.«

Linder, Biologie für die Oberstufe. Regina bringt ihm ihres nach vorne, aufgeschlagen. Baldemer schaut, blättert vor und zurück, klappt es zu. »Na schön«, lenkt er ein. »Ich kenne den Linder. Wissenschaftlich exakt, aber berücksichtigt nicht die tieferen Grundlagen der Schöpfung. Na ja ...«

»Das Fach heißt aber Biologie, nicht Religion«, wirft Regina ein. Baldemer beantwortet das mit einem Blick, der Wasser in Eis verwandeln könnte, schweigt aber. Der Gong erlöst uns und er schreibt etwas ins Klassenbuch, dann verschwindet er. Andi geht zur Tafel, klappt beide Seiten auf. *GOTT* und *EVOLUTION*. Schnell nässt er den Schwamm und wischt beides weg. Dafür liebe ich ihn.

Am nächsten Morgen fängt mich der Rektor ab. Herr Kurz, der Name entspricht nicht seiner physischen Größe. Noch einige Zentimeter größer als ich, kann er auf die meisten von uns herunterblicken, und das nicht nur physisch.

»Herr Konstantin!« Ich nicke und versuche zügig aus der Masse aller herauszukommen. Neben dem Hausmeister-Kabuff stelle ich mich vor ihn.

»Guten Morgen, Herr Kurz.«

»Ja, wir werden sehen, ob der Morgen gut ist.« Nicht reagieren. Mystische Andeutungen sind sein oft genutztes Werkzeug. »Ihr Vater hat mich gestern Nachmittag angerufen. Er fragte, warum Herr von Baldemer drei Schüler mit ... ja, mit offensichtlich jüdischen Nachnamen hat aufstehen lassen. Hat er das?« Ich bin kurz perplex. Mein Vater? Mutters Schweigen, ihr Blick, also steckte doch mehr dahinter. Und offenbar war es ihr wichtig genug, um mit meinem Vater darüber zu sprechen. Da er aber erst spät nach Hause kam, musste sie ihn nachmittags in der Firma angerufen haben. Also wirklich wichtig für sie. Jüdische Nachnamen? Über so etwas hatte ich – nein, hatten wir – noch nie nachgedacht.

»Ja, das hat er. Erst Paul, seine Mutter heißt Rosenzweig, dann Petra und Martin. Deren Nachnamen kennen Sie ja.« Herr Kurz nickt.

»Ja, natürlich. Jüdische Nachnamen, hm, das ist wohl wahr ...«

»Entschuldigung, Herr Kurz, aber ich sehe nicht ganz, um was es hier geht. Paul und ich erzählen meiner Mutter etwas und meinen Eltern ist das offenbar wichtig. Sie werden angerufen und wissen nun Bescheid ... inwiefern kann ich da was für Sie tun?«

»Warum habt Ihr das überhaupt erzählt?« Mein verdutztes Gesicht überrascht ihn offenbar. »Ja, ich meine, war das ein Problem für Paul und dich?«

»Keine Ahnung, Herr Kurz, nein, es war einfach sonderbar. Seltsam. Noch nie hat irgendein Lehrer nach jüdischen Nachnamen gefragt. Schon deshalb war es außergewöhnlich.« Er kratzt sich am Kopf, zwirbelt sein rechtes Ohr.

»Na gut, also ich sehe es nicht gerne, wenn man meine Lehrer anschwärzt. Bitte haltet Euch etwas zurück.« Ich bin baff.

»Anschwärzt?! Wieso anschwärzt?«

»Unterlasst es einfach«, ordnet er an und wendet sich ab. Geht Richtung Lehrerzimmer, lässt mich stehen wie einen vergessenen Koffer auf dem Bahnsteig. Der Gong ertönt. Erste Stunde Politik. Ich beschließe, das Ganze in die Schublade ‚unnötiger Kram‘ zu packen.

Letzte Stunde Biologie. Herr von Baldemer bringt drei durchsichtige Plastikbeutel mit, in denen eine Menge Pflanzen schwimmen. Ohne eine Begrüßung legt er sie vorsichtig in das Waschbecken des Fliesentischs. »Paul, Martin und Petra, würdet Ihr mir helfen mit dem Einsetzen der Pflanzen?« Schon bei der Nennung von Pauls Namen klingelt eine Alarmglocke in meinem Kopf. Paul hüpfte wie angestochen von seinem Stuhl auf, geht nach vorne. Baldemer erklärt, dass nun ein Aquarium angelegt wird, mit Frischwasser befüllt, Pumpe und Filter eingehängt werden.

»Kommen denn da Fische rein?«, will Paul wissen.

»Nein, da kommen Kaulquappen rein. Die bringe ich heute Nachmittag und morgen können wir sie uns genau ansehen.«

»Kaulquappen?«, wiederholt Paul.

»Ja«, bestätigt er. »Daran können wir sehen, wie genial Gott das Prinzip der Metamorphose angelegt hat.« Baldemer lächelt und wir sehen uns der Reihe nach an. »Während wir vier hier zugange sind, können die anderen für die Klassenarbeit lernen. Die Bausteine der Zelle und ihre Funktionen.« Ich sehe Reginas Kopf rot werden. Sie steht auf.

»Herr von Baldemer, wenn wir schon lernen dürfen, wäre es dann nicht klüger, alle lernen zu lassen? So profitieren alle davon. Wir könnten Sie zu einzelnen Punkten befragen ...«

»Das könnt Ihr getrost machen.«

»Ja ... und was ist mit Paul, Petra und Martin?« Er sieht die drei der Reihe nach an.

»Ihre Noten sind ganz gut, ich denke, die schaffen das auch ohne die 45 Minuten zusätzliche Lernzeit. Außerdem werden sie von ihren Genen ja unterstützt.«

»Hä?«, entfährt es Paul und Regina hebt die Hand, schnippt mit den Fingern, aber Baldemers Gesichtsausdruck verwandelt sich schlagartig. Er sieht ungehalten aus, fast wütend.

»Kein Wort mehr jetzt! Wir machen es so, wie ich gesagt habe! Ansonsten notiere ich mir das in mein Büchlein.«

»Ich helfe gerne«, sagt Paul und lächelt wie ein kleines Kind unterm Weihnachtsbaum. Immer jedem Streit aus dem Weg gehen. So kenne ich ihn.

Irritiert schlage ich den Linder auf, kann mich aber nicht konzentrieren. Das Gespräch mit Kurz, jüdische Nachnamen, die Gene meiner drei Mitschüler ... Baldemer öffnet eine der Tüten und nimmt vorsichtig das Seegras heraus, setzt es ein, trägt Martin auf, etwas von dem Sand anzuschütten. Alles sieht so normal aus. Immerhin mal ein Lehrer, der so kleine Projekte wie ‚*ein Aquarium einrichten*‘ im Unterricht einführt. Und doch stimmt hier etwas nicht ...

Paul, Martin und Petra sind nicht fertig geworden mit dem Aquarium, haben sich aber bereit erklärt, noch ein wenig Zeit anzuhängen. Es wird sich maximal um zwanzig Minuten handeln, erklärt Baldemer. Ich sage Paul, dass wir mit dem Essen warten, bis er kommt. Dann machen Andi und ich uns auf den Heimweg. Wir sind still. Nur wenn Ostern und Weihnachten auf einen Tag fallen, ist Andi länger als fünf Minuten still. Es hält nur bis zur Hälfte des Weges. Der Bus fährt durch ein Schlagloch, was uns fast mit dem Kopf die Decke berühren lässt. Das hat uns aus dem Grübeln gerissen.

»Sag mal, Heinrich, hast du ne Ahnung, was da abgeht?«

»Fassen wir zusammen: Er kommt aus Tansania und erzählt gleich, dass es mal Deutsch-Ostafrika hieß. Dort hat er vergeblich versucht, den Wilden christliche Kultur beizubringen ...«

»Er hat im Apartheidsstaat Südafrika studiert«, fährt Andi fort.

»... und zieht ausgerechnet die drei Schüler raus, deren Namen wohl irgendwie jüdisch sein sollen«, ergänze ich.

»Und ist zudem irgend so ein Freak, der denkt, Gott hätte die Welt und den ganzen Rest gemacht«, beendet Andi unsere Sammlung. Ich sehe ihn an und berichte von der Unterredung mit Herrn Kurz. Andi macht große Augen. Wieder verfallen wir in Grübeleien, obwohl ich weiß, dass ich sagen werde, was unsere Erkenntnis sein muss, wir es aber noch nicht aussprechen oder aussprechen können. Vielleicht ein letzter Zweifel, Überbleibsel guter Erziehung? Kurz vor der Haltestelle in der Bonner Straße steht Andi auf, drückt den Meldeknopf und geht zum hinteren Ausstieg. Ich folge ihm.

»Er ist ein Nazi«, höre ich dann. Die anderen Leute starren uns an.

»Zweifellos, Andi, da müssen wir uns wohl nix vormachen.« Der Bus hält.

Zischend öffnen sich die Flügeltüren. Wir steigen aus.

»Aber ein besonderer Nazi, ein religiöser Nazi«, stellt Andi fest.

Daheim decken wir den Tisch, ich schenke uns Fanta ein, die Mutter aus Vaters Firma mitgebracht hat; Reste von der letzten Geburtstagsparty. Es gibt Spiegelei mit Kartoffelbrei und Spinat. Eines meiner Lieblingsessen und ich kann kaum an mich halten. Als Mutter sich setzt, in die Hörzu schaut und das Kreuzworträtsel auf der vorletzten Seite beginnt, räuspere ich mich laut. Sie sieht auf.

»Herr Kurz hat mich auf Papas Telefonat angesprochen.«

»Und?«

»Er sagte, er sieht es nicht gerne, wenn man seine Lehrer anschwärzt.« Mutter legt Kugelschreiber und Hörzu beiseite.

»Das hat er gesagt? Anschwärzen?«

Ich nicke und sie schweigt, bekommt wieder den Tausend-Meter-Blick. Andi nutzt die Stille und erzählt ihr vom heutigen Biologie-Unterricht. Als er fertig ist klingelt es. Paul kommt. Ich helfe Mutter die Spiegeleier zu braten in unseren beiden Pfannen, dann essen wir. Schweigend. Ein Berg aus Geröll liegt auf uns allen. Das Lästern, Quatschen, Lachen, alles weg. Verschwunden zwischen unseren Gedanken. Besteckklappern, das Sprudeln der Fanta, Schluckgeräusche. Paul verdrückt lediglich anderthalb Teller, dann schiebt er ihn ein Stück Richtung Tischmitte. »Er sagt, ich habe eine jüdische Nase. Groß und in der Mitte einen Höcker.« Mutters Gabel fällt ihr aus der Hand, landet auf dem Tisch. Sie sieht Paul an.

»Sag das noch mal«, bittet sie ihn leise. Paul deutet auf seine Nase.

»Sie ist groß und hat nen Knubbel in der Mitte. Eindeutig jüdisch.«

»Wann hat er das gesagt?«, will sie wissen.

»Wir waren gerade am gehen, da pfeift er mich zurück und zeigt auf meine Nase.«

»Haben Petra und Martin das gehört?«

Paul packt seine Gabel, dreht sie ungelenk hin und her. »Ich lüge nicht!« Mutter steht auf, nimmt den Stuhl mit und setzt sich neben Paul. Langsam zieht sie ihn an sich heran, umarmt den schmalen Oberkörper.

»Natürlich lügst du nicht. Mach dir keine Gedanken. Ich habe nur gefragt, um zu erfahren, ob wir Petra und Martin als Zeugen haben, denn was dieser Mensch zu dir und bisher gesagt hat, dürfen wir ihm nicht durchgehen lassen.« Unvermittelt kommen Paul die Tränen. Er will etwas sagen, verschluckt sich jedoch dauernd. Mutter nickt mir zu. Andi und ich stehen auf, räumen ab, schließen die Küchentür und spülen das Geschirr.

»Wir sollten was tun, Heinrich«, schlägt Andi vor.

»Das werden wir«, erwidere ich und kann dabei kaum den Topf halten, so sehr zittern meine Hände. »Wir werden etwas tun.«

Paul hat seine Mama um Erlaubnis gefragt, bei uns übernachten zu können. Sie hat zugestimmt. Während des Abendbrots reden wir über das Für und Wider, ihr von der ganzen Misere zu berichten. Paul lehnt das rundweg ab. Er hat Angst und Mutter stimmt ihm zu. Mein Vater ist radikaler, ebenso wie ich, aber letztendlich steht fest, dass wir Pauls Wunsch respektieren sollten. Nach einstündiger Debatte sind wir wieder bei Null.

»Na gut«, sagt Vater, »wir Ihr wisst, ist das Rathaus unser Kunde. Morgen werde ich dort den Personalrat fragen, was in so einem Fall zu tun ist; ohne Namen zu nennen. Einfach mal ein wenig vorfühlen. Vielleicht gibt es ja einen Weg über das Schulamt.« Alle sind einverstanden. Nach dem Abräumen holt Mutter die Spielesammlung heraus und wir beginnen mit ein paar Runden Mensch-ärgere-dich-nicht. Nach ein paar Minuten hält sie den Würfel etwas zu lange in der Hand, sieht uns an.

»Entschuldigung«, platzt es aus ihr heraus.

»Entschuldigung? Für was, Mama?«

»Ich, nein ... wir haben nie wirklich mit dir über das alles geredet. Und wie viel habt Ihr in der Schule von dieser Zeit mitbekommen?«

»Von welcher Zeit?«, fragt Paul.

»1933 bis 1945, das Dritte Reich.« Wir überlegen, schwanken mit den Köpfen. Das war letztes Schuljahr.

»Wenig«, erinnert sich Paul. »Hauptsächlich den Krieg.«

»Das war bei Hinze, dem alten Sack«, fällt mir wieder ein. »Irgendjemand hat damals nach Konzentrationslagern gefragt ...«

»Das war Regina«, weiß Paul.

»Genau, Regina. Sie schlug vor, nach Dachau zu fahren mit der Klasse.« Paul ist plötzlich wie ausgewechselt. Nicht nervös, eine ruhige Stimme, als hätte der ganze Mist etwas in ihm ausgelöst. Einen anderen Paul hervorgebracht, der sich bewusst wurde, was um ihn herum passiert, was manche in ihm sehen. »Wurde aber abgelehnt. Kein Lehrpersonal zur Aufsicht, haben sie gesagt«, weiß er noch und lehnt sich zurück. »Und meine Mama hat mir nicht erlaubt, ‚Holocaust‘ zu sehen. Sie sagte, das wäre nix für Kinder.« Ich ziehe tief die Luft durch die Nase. An diese Serie kann ich mich erinnern, obwohl ich nicht alles gesehen habe wegen meines Handballtrainings.

»Wir hätten mit euch darüber reden sollen«, wiederholt Mutter und knetet ihre Finger, lässt dann den Würfel fallen.

»Du bist doch erst im Krieg geboren«, sage ich, »davon kannst du ja gar nichts mitbekommen haben. Und Opa war bei den Panzern, der erzählt nur von Russland, nie von dem, was sonst noch geschah.«

»Ja, ich weiß«, erwidert sie mit leiser Stimme.

»Wir können jetzt drüber reden«, schlägt Paul vor. Mutter sieht ihn an. Dann lächelt sie und ruft Papa an den Tisch. Er bringt die Flasche Wein mit, die er geöffnet hat, setzt sich neben mich.

»Um was geht es?«

»Ums Dritte Reich«, sagt Paul. Papa nickt.

»Gut, dann sag ich euch mal, was ich darüber weiß.«

Zwei Tage später, freitags, Chemie in der fünften Stunde. Seit 45 Minuten staunen wir über das volle Aquarium, bekommen wenig vom Periodensystem der Elemente mit. Von den Pflanzen im Glaskasten ist kaum was zu sehen. Eine Armada aus Kaulquappen wimmelt durchs Wasser. Die kleinen Dinger lassen sich treiben, rudern wie wild, lassen sich wieder treiben. Bei einigen kann man ganz schwach das Ausbilden der Beine erkennen. Meine Aufmerksamkeit gilt jedoch den Flaschen mit Schwefel- und Salzsäure die hinter den Laborfenstern stehen und ob Winterberg vor dem Ende die Scheiben verriegelt. Er tut es nicht und aus der Tasche nehme ich den schwarzen Edding. Noch die Hausaufgaben, lernt schön, ein schönes Wochenende, sagt er, dann ist er draußen. Ich stehe auf und nehme die Flasche mit der Salzsäure, kontrolliere, ob der Glasstopfen fest drauf sitzt und schreibe auf das Etikett ‚Zyklon B‘, stelle sie wieder zurück, so dass man mein Gekritzel nicht sehen kann. Andi und Paul stellen sich vor das Aquarium, inspizieren die vielen Tierchen darin. Es müssen hunderte sein. Baldemer kommt herein und sieht uns vor dem Aquarium. Freudig erregt wird er schneller, legt Tasche und Jacke ab.

»Ah, ich sehe, Ihr studiert schon den Fortgang der Metamorphose, die Beinchen entstehen, nicht wahr?«

»Die Masse an Kaulquappen braucht doch Platz für die Entwicklung«, mutmaßt Andi. »Ist doch viel zu eng da drin, oder?«

»Na ja, ein paar werden es nicht überleben, das stimmt schon. Ich werde später etwa die Hälfte rausnehmen.«

»Und wohin damit?«, will Andi wissen.

»Ja, also, mal sehen. Wir wollen ja nur beobachten, wie sich die Verwandlung auswirkt und uns mal Gedanken drüber machen, ob ein so komplexer Plan wirklich von alleine entstehen kann. Ob da nicht göttliches Handwerk dahinter steht.« Michael kommt zu uns, schaut von oben ins Aquarium.

»Haben Sie in Johannesburg eigentlich zusammen mit schwarzen Menschen studiert?«, fragt er die wimmelnde Masse im Wasser.

»Wie bitte?« Baldemer ist perplex. »Haben Sie mich gemeint?«

»Ich habe gestern meine Mama gefragt«, beginnt Andi und lehnt sich an die Tafel. »Sie sagte, ich hätte auch eine krumme Judennase. Aber mein Papa meinte, wir wären reine Arier. Sie sehen ja, ich bin blond und blauäugig.«

»Jaja, das sehe ich ...«

»Ich bin das nicht«, wirft Paul ein. »Ich bin sicher ein Halbjude oder so. Und was würden Sie am liebsten mit Juden machen, Herr von Baldemer? Diesen krummnasigen Untermenschen?«

»Äh ...«

»Sie müssen ausgerottet werden«, schlage ich vor. »Was meinen Sie, hat ihr christlicher Gott damals Beifall geklatscht, als man die Juden vernichtet hat?« Aus dem Laborkasten nehme ich die Flasche und zeige ihm das Etikett. »Sehen Sie, Zyklon B, ich habe mir sagen lassen, dieses Zeug wirkt astrein ...« Die anderen treten beiseite, ich nehme vorsichtig den Glasstopfen raus und gieße ein Viertel der Säure ins Aquarium. Das Sterben beginnt umgehend. Eine Art Zersetzung, das Aufweichen von Fleisch. Langsam trübt das Wasser ein.

»Nein ...«, haucht Baldemer schwach. Langsam setze ich den Stopfen ein, stelle die Flasche zurück, schiebe das Fenster zu und arretiere das Schloss. Nicht, dass noch etwas passiert.

»Sind nur Juden, äh, Kaulquappen«, sagt Andi.

»Ja, nur Kaulquappen. Das ist quasi nichts«, nickt Michael.

»Es ist nichts«, meint Paul. Wir setzen uns. Die Klasse ist still. Sie wussten es nicht, nur wir vier. Ich räuspere mich lautstark und stehe wieder auf.

»Mein Vater war gestern beim Schulamt. War ne offizielle Beschwerde, von wegen, der neue Biolehrer ist ein Nazi und so. Mal sehen, was dabei rauskommt.« Baldemer schweigt. Nach einer gefühlten Ewigkeit oder besser, einer Minute, steht er auf und geht. Wir erfahren ein paar Tage später, dass er sich hat versetzen lassen. Außerdem müssen wir zwei Wochen lang an je drei Tagen den Schulhof fegen, wegen der Kaulquappen. Aber das ist so gut wie nichts.

Kapitel 4

Was ist schon normal?

Paul starrt auf das Spielbrett. Wir sitzen am von Mutter in wochenlanger Handarbeit hergestellten Schachbrett meines Vaters. Die gekauften Figuren sind aus Elfenbein und detailliert herausgearbeitete kleine Menschen in mittelalterlichen Gewändern; bis auf Pferde und Türme, aber selbst sie sind an diese Zeit angepasst. Die Rösser mit ritterlichem Behang, beeindruckendem Zaumzeug, der Körper und Kopf schützt. Die Türme wie Bergfriede, zinnenbewehrt und imposant. Ich bin jedes Mal fasziniert. Doch für Paul führt ab jeder weitere Zug ins Verderben. In die unausweichliche Niederlage. Er legt den König um. »Ich verstehe das nicht«, murmelt er. »Ich spiele doch immer so, wie Fischer in seinem Buch, aber irgendwie passt es nicht.«

»Das Problem ist, dass ich nicht so spiele, wie seine Gegner. Es gibt eben keine 1:1 Wiederholung. Wie sollte das auch gehen?« Paul schmatzt mit den Lippen und seufzt.

»Aber wie soll ich dann was lernen? Wieso dann überhaupt das Buch?« Ich weiß auf Anhieb keine befriedigenden Antworten und höre, was Mutter in der Küche anstellt. Einen Kuchenteig rühren? Aber Pauls flehender Blick führt meine Gedanken wieder auf diese wichtigen Fragen zurück. Wie lernen? Wie habe ich bis hierhin gelernt?

»Warum er das Buch geschrieben hat, weiß ich nicht. Er ist der Weltmeister und hat vielleicht gedacht, damit irgendjemandem zu helfen. Aber diese Partien im Buch sind ja schon gespielt. Bestenfalls die Eröffnungen lassen sich kopieren. Doch irgendwann zweigt es ab. Du bist nicht Bobby Fischer und ich nicht seine Gegner.«

»Wie hast du es denn gelernt?«

Aha, sie schlägt zwei Eier auf, lausche ich den Geräuschen, die durch die halb geöffnete Tür dringen. Vielleicht Pfannkuchen? Paul knetet die Finger. Er ist unglücklich, starrt auf das Brett, den gefallenen König.

»Ich war sieben oder so, da hat mein Vater angefangen mit mir zu spielen. Regelmäßig. Die nächsten sechs Jahre hat er immer gewonnen und ich hatte –

ehrlich gesagt – die Fresse dick. Eines Tages fiel mir auf, dass ich immer denselben Fehler machte.«

Paul blickt auf, beugt sich ein wenig vor. »Welchen Fehler?«

»Auf das, was er tat, zu reagieren. In seine Fallen zu laufen, mich einzuigeln, abzuwehren. Ich bin seinen Zügen hinterhergerannt.«

»Aha ... ja, und was hast du dann gemacht?«

»Ich habe ihn attackiert. Ab Spielbeginn.«

Pauls Brauen kräuseln sich. »Und das hat funktioniert?«

»Anfangs nicht, weil er genug Routine besaß, um das abzuwehren. Aber nach und nach attackierte ich immer anders, bei jedem Spiel. Bis ich merkte, die aggressive Spielweise gefällt mir. Er hat erwartet, dass ich dieses und jenes tue, also habe ich versucht, das Gegenteil zu machen.«

»Aber was hast du anders gemacht?«

»Na, ich hatte immer versucht, meinen König zu schützen, Rochade und so und er hat seine Figuren vorher so platziert, dass er den Riegel vor dem König frühzeitig brechen kann. Also habe ich das mit der Rochade sein lassen und bin mit der Dame losgestürmt. Lange Linien, Läufer und Dame. Man muss ganz anders auf das Feld schauen, und ...« Ich mache eine Pause und erinnere mich an Vaters Gesicht, das Zucken kleiner Muskeln, die Überraschung, ein Staunen.

»Und?«

»Eines Tages war da in seinem Gesicht so was wie Unsicherheit, ein Zögern, zur Figur greifen wollen, abwarten, die Hand zurücknehmen. Du weißt, was ich meine.«

»Und dann?«

»Vor einem Jahr war das. Mein erster Sieg. Danach war der Bann gebrochen. Wir haben noch ein paar Wochen gespielt, aber er hatte wohl keinen Bock mehr. Seither spielt er nicht mehr mit mir.« Paul presst die Lippen aufeinander, lässt sich gegen die Lehne fallen, fährt sich durch die Haare, die kaum unordentlicher sein können.

»Das heißt ja, du hast nicht sein Spiel besiegt, sondern ihn.«

»Ich glaube schon. Ich glaube, man muss den Menschen besiegen, um zu gewinnen.«

Er beginnt mit dem Einräumen der Figuren. Nach der Hälfte stoppt er. »So viele Jahre verlieren, das baut nicht auf.« Mutter kommt pfeifend aus der Küche, lächelt und verschwindet im Schlafzimmer.

»Ich hasse es zu verlieren. Also muss ich solange verlieren, bis ich gewinne.« Paul sieht mich überrascht an.

»Du hasst es zu verlieren? Das wüsste ich aber. Du wirst doch nie wütend. Weder beim Skat noch bei Mensch-ärgere-dich-nicht oder sonst einem Spiel. Glaub ich jetzt nicht wirklich.« Ich zucke mit den Schultern. Die Schlafzimmertür geht auf.

»Gleich gibt es Pfannkuchen. Würdet ihr beiden im Edeka noch gekochten Schinken holen?«

»Au ja!«, ruft Paul und springt auf. »Ich liebe Pfannkuchen!«

Mutter hat Paul gestern Abend fünf Pfannkuchen eingepackt, damit er sie heute in der Pause essen kann, aber die Teigfladen haben die ersten beiden Schulstunden nicht überlebt. Es ist kurz nach halb eins, Schulende schon nach der fünften Stunde, und wir sind auf dem Weg zum Comic-Laden in der Ehrenstraße, denn Paul hat vor ein paar Tagen die Welt der gezeichneten Figuren entdeckt. Eine meiner Comic-Kisten stand auf meinem Schreibtisch, zufällig. Es war schwer, ihn von all den Heften wieder loszueisen, um Hausaufgaben zu machen.

Wir sitzen in der Zwölf und zuckeln über den Eifelplatz. Paul ist still, sieht nur aus der Scheibe, aber ich ahne, dass sein Blick durch all die Häuser und Menschen hindurchgeht, einem fernen Punkt entgegen, den nur er kennt. Die Bahn ist voller Schüler. Das Wochenende ruft. Die einen treffen sich auf einer Party, morgen Abend ist ein Konzert in den Sartory-Sälen, die beiden hinter uns wollen ins Kino und ein Mädchen liest in einem Chemiebuch. Warum tut sie das? Es ist Freitag!

»Heinrich?« Mit den Gedanken noch inmitten des Lärms, höre ich meinen Namen, schaffe es aber nicht, zu reagieren. Ich bekomme einen Stups. »He, Heinrich! Hörst du mich?« Es ist Paul.

»Jaja, war wohl kurz vor dem Einnicken, sorry ...«

»Ich kann mir ja gar nichts kaufen in dem Laden«, stellt er fest, als würde seine finanzielle Lage erst in diesem Augenblick so klar wie Kloßbrühe. »Ich bekomme ja noch nicht mal richtiges Taschengeld. Ab und zu mal, wenn Mama was übrig hat.« Die letzten Worte versanden in einem Flüstern, kaum zu verstehen. Er sieht sich um, zunehmende Gesichtsröte, aber niemand achtet auf Paul. Ich frage mich, ob ihm das bewusst ist.

»Mach dir mal keine Gedanken. Ich hab mir da schon was überlegt. Wir steigen am Rudolfplatz aus, dann erkläre ich dir alles, okay? Hier sind zu viele Zuhörer.« Wollte ich seinem irrlichterndem Blick folgen, würde ich wohl kirre werden. Seine Pupillen vollführen geradezu irrwitzige Bewegungen. Wie ein Zittern am Körper, nur in den Augen. Aus dem Nichts schnellt seine Hand zum Kopf und strubbelt durch die Haare. »Beruhig dich, Paul. Das kriegen wir schon hin. Nach den Comics gehen wir in den McDonald. Ich lade dich ein.«

Die Augen werden noch größer. »Ehrlich?«

»So wahr ich hier sitze.« Wir legen uns in die Kurve, biegen ein auf die Ringe. Paul starrt auf seine Knöchel, die Finger um die Haltestange gelegt.

»Heinrich? Gestern hast du gesagt, du hasst es, zu verlieren und ... und ich habe das noch nie an dir gesehen. Hast du mich angelogen?« Der Lärm verschwindet in einem großen Loch und mit ihm die Menschen. Als träte ich in eine parallele Dimension der Stille, obwohl mein Körper fühlbar diesen roten Sitz unter sich spürt. Ich frage mich in solchen Momenten, wie weit ein Bewusstsein sich ablösen kann und doch an Ort und Stelle klebt. Warum sehen andere nicht, wie ich bin? Weil ich es nicht gestatte. Weil ich mich schäme? Der Kopf auf meinem Hals bewegt sich hin und her. Kopfschütteln.

»Nein, Paul. Ehrlich, ich habe dich nicht angelogen. Das, was du siehst, ist eben nicht immer das, was drin steckt. Was man nicht sieht.« Wie weiß doch Knöchel werden können. »Du zeigst mir bestimmt auch nicht immer den wirklichen Paul, oder?«

»Nein«, murmelt er Richtung seiner Knie. Die Bahn bimmelt. Eine junge Frau rennt mit dem Kinderwagen recht knapp vor uns über die Straße. Der Fahrer flucht, was das Zeug hält und die Hälfte der Fahrgäste schreit auf, lacht oder hält sich vor Schreck die Hand vor den Mund.

Ein paar hundert Meter weiter verschwinden die Gleise im Untergrund, dann sind wir am Rudolfplatz. Eine Menge Schüler steigen aus. Ab in die Stadt, ist die Devise. Paul und ich hechten die Treppe hoch, vorbei an der Currywurstbude neben dem Hahnentor und links in den Friesenwall. Hier ist es wesentlich ruhiger. Paul hüpfte, federt, eine einzige Schwungmasse. Entgegenkommenden Menschen weicht er geschickt aus, fast im Flug, stelle ich grinsend fest. Vor einem Teeladen halte ich ihn fest und bleibe stehen. Er ist leicht wie ein kleines Kind, beinahe reiße ich den schlaksigen Körper um.

»Hör mal, Paul ... ich habe neulich meinen Vater gefragt, von wegen an zwei Nachmittagen oder samstags arbeiten. Er hat nix dagegen, meinte aber, dass, ähm, ich die ersten paar Mal mitgehen soll ...«

»Arbeiten?!«

»Ja, klar. Es gibt eine HNO-Praxis in der Bonner Straße. Da ist drei Mal die Woche putzen angesagt, immer abends. Von 18 Uhr bis 20 Uhr.« Sein Blick wird unstet. Er beißt sich auf die Unterlippe.

»Das ist toll, ich meine, lieb von dir, aber ich weiß gar nicht, ob ich das kann.«

»Red kein Blech, Mann, das ist ganz einfach. Ich gehe eine Woche mit; oder zwei, wenn du willst, danach ist alles palleti. Das ist nicht schwer.« Er sieht an mir vorbei.
»Du bekommst vierhundert Mark im Monat für sechs mal vier Stunden. Steuerfrei, weil du Schüler bist ...«

»Vierhundert Mark!?«

»Vierhundert Mark, ganz genau. Und mein Vater hat einen Fahrdienst für Angestellte, die nur über Umwege zur Arbeitsstelle kommen. Du hast ja noch nicht mal ein Fahrrad.« Es fehlen noch ein paar Zentimeter zur Entscheidung. Ich sehe es ihm an und klopfe auf Pauls Schulter. »Nicht wenige aus der Schule arbeiten bei

uns«, erkläre ich. »Unter der Woche, in den Ferien, gutes Geld für einfache Arbeit. Trau dich, es kann nichts passieren. Woher soll all das Geld für Kino, Eis, Schwimmbad oder Pizza mit der Freundin kommen?«

»Ich hab doch gar keine Freundin.«

»Ja, blöd gelabert, tschuldigung ...«

»Und du hilfst mir am Anfang?«

»Natürlich.«

»Also gut«, sagt er dann mit fester Stimme. Wir gehen weiter. Die letzten Meter bis zur Kreuzung Ehrenstraße schweigend, unseren Gedanken folgend. Vorbei an einem türkischen Sportwettenladen, dem Billardsalon, zwei Cafés und jeder Menge Falschparker. Paul entdeckt den Comicladen neben dem Optiker.

»Das ist er, oder?«

Ich nicke. »Ja, aber Paul, tu mir einen Gefallen ... drinnen nicht hüpfen. Da steht alles so eng ...«

»Klar. Nicht hüpfen.«

Wir überqueren die Straße und gehen hinein. Die Türglocke, einmal bimmeln, zweimal, dann sind wir in der Stille und riechen den Duft von bedrucktem Papier und Karton. Ich bin Alice in meinem Wunderland. Paul erstarrt und sieht sich um. Der Besitzer ist ein junger Kerl, Studium der Soziologie abgebrochen, weil er laut seiner Aussage die meiste Zeit Comics gelesen hat, also nahm er sich vor, sie zu verkaufen, statt in den Seminaren Bildergeschichten zu verschlingen. Der Erfolg ist nicht sintflutartig über ihn hereingebrochen, aber er kann seit zwei Jahren davon leben. Als er mich sieht, hebt er den Arm.

»Heinrich!«

»Jürgen!«

Leichtfüßig bewegt er sich auf uns zu, wuselt durch die schmalen Gänge, links und rechts Hefte über Hefte, nach Verlagen sortiert. Ehapa, Marvel, DC, Carlsen, alles, was das Herz begehrt. Er nickt Paul zu als er vor mir steht und andeutungsweise in den Bauch boxt. »Wen haste denn da mitgebracht?«

»Das ist Paul, wir sind in einer Klasse. Er hat bei mir ein paar Blueberry und Rex Danny gesehen und war gleich Feuer und Flamme.«

»Blueberry habe ich gestern zwei neue Ausgaben reinbekommen. Danny sind nur noch zwei oder drei vorrätig. Hab schon nachbestellt ...« Paul steht da wie Lots Frau. Er starrt Jürgen mit großen Augen an.

»Äh, Paul? Komm, Blueberry ist da vorne rechts an der Wand.« Ich will ihn mitziehen.

»Bisschen schüchtern, dein Freund, was?«, stellt Jürgen fest. »Ich gehe weiter auspacken. Komm nachher mal nach hinten. Hab da was für dich«, sagt er und verschwindet. Jetzt rührt sich Paul wieder.

»Können wir gehen?«

»Was? Wie ... warum willst du gehen? Du konntest es doch gar nicht abwarten, diesen Laden zu durchstöbern.«

»Ich fühl mich nicht so gut.«

Mehr kommt nicht aus ihm raus. Ein kurzer Schwung, zwei dünne Arme streifen die Regale, dünnen Zweigen im Wind ähnlich, dann geht er Richtung Tür. »He! Paul! Geh nach links, da ist ein Döner. Warte da auf mich!« Mit dem Bimmeln der Türglocke bin ich alleine im Laden. Mutters Spruch fällt mir ein. Wie Pik sieben, bestellt und nicht abgeholt. Also mache ich mich auf zu Jürgen. Er wollte mir etwas zeigen. Hinter der Verkaufstheke ist ein schwerer Brokatvorhang in abgenutztem Olivgrün. Ich trete hindurch. Jürgen packt Comics aus einer Kiste, hakt sie auf einem Blatt Papier ab.

»Ah! Heinrich ...«

»Du wolltest mir was zeigen.« Er holt aus einem zweiten Karton mehrere dicke Bücher. U-Comix!

»Frisch aus New York. Robert Crumb. Ich muss noch nach dem Umrechnungskurs sehen plus Marge, und ich habe auch nur noch drei übrig, die anderen sind aus ner Bestellung.« Er gibt sie mir. Ich rieche dran. Frisch aus der Druckmaschine. Robert Crumb ... seine Geschichten ziehen mich magisch an. Dabei weiß ich nicht mal, was genau mich dabei fast hypnotisiert. Verwahrloste, desillusionierte

Gestalten, korrupte Polizisten, die obszönen Fantasien, ein durch und durch kaputtes Leben in New York ... nicht umsonst handelt Jürgen damit hinter dem Vorhang.

»Kauf ich. Alle drei.« Er grinst.

»Wusste ich's doch.«

»Pack mir noch die beiden neuen Blueberry ein und wenn es einen neuen Gaston gibt, dann auch den.«

»Sehr gerne.«

Jürgen drückt sich an mir vorbei, nimmt die Bücher mit. Es raschelt hinter dem Vorhang. Eine Papiertüte. Dann ein Tippen auf der Rechenmaschine, das Telefon. Er ruft die Bank an und fragt nach dem jetzigen Wechselkurs zum Dollar. Dann tippt er wieder. Ich gehe durch den Vorhang, lehne an die Theke.

»Pass auf, ich muss mindestens zwanzig Prozent draufschlagen, zusammen mit Blueberry und Gaston macht das 120 Mark glatt. Okay?«

»Kein Problem.« Aus dem Lederbeutel nehme ich einen blauen und einen grünen Schein. »Bitte.« Jürgen nickt, tippt den Bon und legt das Geld in die Kasse. Dann sieht er mich an. Es ist nicht sein üblicher *„Danke-für-den-Kauf-Blick“*.

»Dein Freund da ... kennst du ihn gut? Oder nur oberflächlich?« Für einen Augenblick bin ich überrascht. Ohne Antwort, muss erst mal nach den Worten suchen. Was meint er?

»Keine Ahnung, was du unter *„gut“* verstehst. Ich glaube, niemand kennt ihn wirklich gut. Warum fragst du?« Jürgen zieht seine Brieftasche aus der Hosentasche, klappt sie auf und zeigt mir das Foto eines ausgesprochen hübschen jungen Mannes. Ich denke an einen Filmstar, wie Alain Delon oder Helmut Berger.

»Mein Freund, also meine große Liebe.«

Ich werde auf der Stelle rot und schäme mich im selben Moment für das Rotwerden.

»Sorry, Heinrich, hast du nicht gewusst? Ich dachte, du hättest was geahnt, gehört oder ich mal erwähnt. Egal, jedenfalls sag ich dir jetzt, dass dein Freund da auf derselben Seite des Flusses lebt wie ich.«

»Ähm«, mehr bringe ich nicht heraus. Noch ein Räuspern hinterher.

»Du bist ein hübscher Kerl, Heinrich. Pass auf ihn auf, fahr nicht mit der Dampfwalze über seine Gefühle, falls er sich outet. Verstehst du?« Ich will sagen, dass ich eine Freundin habe in Bonn, die ich zwar nur selten sehe, aber nicht zu knapp in sie verliebt bin und an Jungs noch nie dachte. Aber sofort fallen diese Worte in sich zusammen, denn das zu sagen, wäre völliger Blödsinn. Was soll ich also antworten? Trotz Jürgens Ruhe und Entspantheit glühe ich und bin sprachlos wie selten. Ein Nicken schaffe ich noch.

»Ich pass auf«, kommt über meine Lippen, weiß jedoch nicht, woher ich den Mut dazu genommen habe. Jürgen klopf mir auf die Schulter und ich schleiche mich aus dem Laden, Richtung Döner, trete fast in einen Hundehaufen. Jemand kichert, ein Porsche Targa röhrt an mir vorbei. Deutlich schneller als erlaubt.

Endlich vor dem *Izmir*. An einem Stehtisch hängt Paul wie ein luftleerer Ballon und stiert auf den Aschenbecher. Meine gute Freitagnachmittag-Stimmung ist verschwunden und ich weiß nicht, wohin. Zügig trete ich ein, kurzer Gruß. Den fragenden Blick beantworte ich mit einem *„Lahmaçun, große Portion und ne Cola“*. Paul steht direkt neben dem Rotomat, der seine Lichter- und Melodieabfolgen in den Raum schickt.

»He, Paul, such dir was aus. Wenn wir schon hier sind, können wir auch was essen. Schmeckt eh besser als bei McDonald.« Keine Antwort. Nicht mal ein Zucken. Nur das *„Tüdelüt“* der Maschine und der schnauzbärtige Mann hinter der Glastheke summt ein Lied. An der Schaufensterscheibe ist eine breite Ablage mit verdorrten Pflanzen. Dort stelle ich die Tüte ab, hole beide Blueberry raus und lege sie auf den Tisch. »Hier. Sind die beiden neuesten Ausgaben. Noch nicht mal ich hab die, und das will was heißen.«

»Lahmaçun, Cola!« Mit einem Blick auf Pauls Gesicht gehe ich das Essen holen. »Macht acht Mark«, sagt der Schnauzer. Auf der Karte entdecke ich einen Grillteller mit Pommes für zehn Mark, lege einen grünen Zwanziger neben die Zahnstocher.

»Mach bitte noch einen Grillteller und ne Cola. Danke.«

»Is klar, Jung«, kommt die Antwort. Als ich wieder am Stehtisch bin und kräftig in meine Teigrolle beiße, packt Paul die beiden Hefte in den Schulranzen, murmelt ein ‚Danke‘ und richtet sich kerzengerade auf. Er ist fast so groß wie ich.

»Heinrich .. ich muss dir was sagen.«

Mehr als nicken kann ich nicht. Der Mund ist zu voll. Pauls Zeigefinger malt Kreise auf die verkratzte Tischplatte, stößt an die Plastikblume, kribbelt Ecken von Bierdeckeln. Jetzt ist mein Mund leer und ich will gleich noch mal reinbeißen. Soll ich ihm davon erzählen, was Jürgen sagte? Oder mich dumm stellen? Lieber harmlose Fragen? Der Schnauzer kommt mit einem großen Teller, der Cola und Besteck.

»So, schmecke lasse, Jung!«

»Danke«, sage ich und schiebe den Teller zu Paul. »Hier, Essen und ne Cola.«

»Warum tust du das alles?« Ich bin perplex und beiße kein weiteres Stück ab. Dabei riecht es verlockend.

»Ich habe keine Ahnung, was du meinst, Paul. Was tue ich denn alles?«

»Kümmerst dich um einen Job, kaufst Blueberry, das Essen ...« Ich seufze innerlich. Warum kann es nicht mal unkompliziert sein?

»Mensch, Paul, was stellst du für Fragen? Wir sind jetzt fünf Jahre in einer Klasse. Okay, in der letzten Zeit hat sich mehr getan als früher. Aber wir sind ja auch älter geworden. Früher war ich mehr mit Michael zusammen, heute mit Andi und dir. Warum machst du dir so viele Gedanken?«

»Vielleicht bemitleidest du mich auch.«

»Bemitleiden?« Ich lege den Lahmaçun auf den Tisch, das angebissene Ende auf Pauls Pommies.

»Klar, heruntergekommene Wohnung, mein Vater ist weg, Mama arbeitet im Rotlichtviertel, kein Taschengeld und ich habe einen an der Waffel, kann kaum ruhig sitzen, hüpfen, hüpfen, noch nicht mal im Sport mache ich mit ...« Seine Stimme versagt. Zwei heftige Schluchzer brechen aus ihm heraus, dann landet seine Stirn auf dem Tisch. Unwillkürlich schaue ich zum Schnauzer.

»Iss Liebe kaputt?«, fragt der.

»Ja, ich denke schon. Die Mädels ...«

»Ah, immer Liebe! Mache alles schön, dann alles kaputt«, resümiert er, winkt ab und verschwindet anstandshalber im hinteren Raum. Mit beiden Händen fahre ich mehrmals durch mein Gesicht und denke an ein Handbuch für die ganzen Probleme, das es geben müsste. Hab aber noch keines gefunden. In keinem Buchladen. Stattdessen lege ich den Arm um Pauls Schultern.

»Ich, ähm, ich will ehrlich sein, Paul. Das mit dem Mitleid hab ich schon mal gefühlt, aber das ist doch scheißenormal, oder? Was sollte man denn gegen Mitleid tun, das man spürt? Kann man doch nicht rausschneiden ... ich meine, ich hab Andi und Michael en Job besorgt, hab beide schon ins Kino eingeladen, zum Essen und Andi mich schon ins Schwimmbad oder in den dänischen Eisladen ... das ist doch völlig normal.«

Pauls Kopf ruckt nach oben. »Was ist schon normal?«, fragt er und schnäuzt in seine Serviette. Ich hole noch zwei von der Theke. »Magst du mich, Heinrich?«, will er wissen, als ich wieder neben ihm stehe.

»Ja, natürlich mag ich dich, sonst würde ich nicht hier stehen.«

»Ich meine, mehr als normal.« Ich ahne, dass ich ein dummes Gesicht mache, denn auf einmal grinst er. Dann geht mir ein Licht auf. Jürgens Erklärung kriecht durch meinen Kopf.

»Du meinst, ähm ...«

»Ja, genau, das meine ich, Heinrich.«

Er ist wie ausgewechselt. Wieso so plötzlich? Steht kerzengerade und starrt mich an. In den letzten Wochen musste ich Worte finden, um Dinge zu erklären, die mir zuvor völlig egal waren oder die ich belächelt habe.

»Als Kumpel, klar, aber verliebt und so, also schwul, nee, das nicht.« Dem letzten Wort schicke ich einen unsicheren Lacher hinterher, aber Paul bleibt ernst.

»Dann bin ich froh. Ich dachte, du bist vielleicht in mich verliebt ... und ja, ich ... ich mag Jungs lieber, das wollte ich dir sagen ...«

»Pfu, na dann ...«

»Aber ich hab mich grad in deinen Kumpel Jürgen verliebt. Hals über Kopf.«

Ich starre Paul an. Dann gehe ich zur Theke. »Ich nehme mal zwei Chantré raus! Hier liegen zehn Mark!«, rufe ich in den Durchgang.

»Is gut! Hilft gegen Liebe kaputt!«

Der Chantré beruhigt uns; und kämpft mit dem wohlschmeckenden Lahmaçun um die Oberhand in meiner Mundhöhle. Paul hat mir gerade aufgelistet, wer in der Schule noch alles Jungs mag. Gar nicht mal so wenig. Eine Welt in meiner Welt tut sich auf. Teilweise bin ich geschockt, denn mit einigen stehe ich wöchentlich nackt unter der Dusche in der Turnhalle oder dem Hallenbad. Ich erinnere mich an die Blicke oder meine mich plötzlich an Blicke zu erinnern, die genau jetzt eine völlig andere Bedeutung bekommen haben – oder auch nicht.

»Ich habe keine Ahnung mehr, was ich denken soll und was nicht, Paul. Ich bin total verwirrt. Tut mir leid ... ich meine, was ist in der Dusche nach dem Sport? Mit einigen bin ich in der Schwimmstaffel, der Leichtathletik-Mannschaft. Die sehen zu, wie ich mir den Sack wasche und nen Steifen dabei bekomme. Oho! sagen dann alle, Jungs-Gelaber und wir lachen dabei. Werde ich beim nächsten Mal dann rot? Oder gehe besser nach ihnen unter die Brause? Wie soll ich mich verhalten?« Paul sagt nichts, geht an die Theke und greift zwei kleine Bommerlunder, legt zehn Mark auf den Tisch und kommt wieder.

»Meine letzten und einzigen zehn Mark für diese Woche«, teilt er mit, öffnet den Schraubverschluss und kippt den Inhalt in sich hinein. Ich tue es ihm nach. »Der dürfte uns gar nix von dem Zeug verkaufen«, stellt er fest. »Aber, naja, wen interessiert es?«

»Eben«, bestätige ich, habe aber immer noch keine Antwort auf mein Problem. »Lass uns gehen«, schlage ich vor. Paul stellt Teller und Besteck auf den Edelstahlstisch. Niemand ist zu sehen. Tschö!, rufen wir und sind draußen.

»Und jetzt?«, fragt er mich, hängt die Schultasche über die Schulter. »Ist jetzt etwas anders zwischen uns?«

Diese Frage treibt mir fast Tränen in die Augen. Gegenüber lädt ein Abschleppwagen einen dunkelgrünen Mercedes auf, der eine Toreinfahrt halb verdeckt. Ein Hüne von Kerl zieht an Hebeln und quietschend schiebt sich die Plattform auf das Heck. Scheiße, nein! Natürlich hat sich nichts geändert! Ich bin in eine neue Welt getreten und komme mir vor wie ein kleiner Kerl, der zum ersten Mal durch die Kindergartentür geht. Hilflos?

»Was soll sich geändert haben, Paul? Nichts. Ich bin ja wohl das Problem gerade, weil ich keine Ahnung habe, was ich sagen soll.« Geknickt laufe ich los.

»Wohin gehen wir?«

»Weiß nicht, Paul. Bin halt einfach losgelaufen. Wohin sollen wir denn gehen?« Schnell ist er neben mir. Hüpfet nicht, federt nicht, die Arme hängen ruhig nach unten.

»Bist du mir böse?«, kommt es mit unsicherer Stimme.

»Quatsch, nein, ich bin einfach ...« Mein Blick ist auf den Bürgersteig gerichtet. Ich habe Angst, in Hundekacke zu treten. Oder Paul in die Augen zu sehen.

»Ja?«

»... unsicher, Paul. Ich bin unsicher!«

»Ich auch«, gibt er zu. Reflexartig atme ich tief ein und aus, zucke mit der rechten Hand, dann lege ich den Arm um seine Schulter. Die Menschen werden denken: Sieh an, zwei gute Freunde. Sie werden nicht das wissen, was wir beide wissen. Schon gibt es zwei unterschiedliche Wahrheiten.

»Sag mal, hattest du schon mal einen, wie soll ich sagen, einen Geliebten?«

»Nein. Ist nicht einfach. Bin ja eher ein Spargel und kein Adonis.« Wer ist schon ein Adonis oder eine Aphrodite? Ich denke an meine Freundin. Ich stehe voll auf sie, aber ob andere das auch täten?

»Bist du dir sicher, dass einen ‚Freund haben‘ unbedingt was mit dem Aussehen zu tun hat? Also denk mal an Michael und Petra. Offenbar stehen ja alle auf unterschiedliches Aussehen, Geschmackssache halt.«

»Es gibt tolle Jungs, normale Jungs und dann gibt es noch mich ...«

Ich muss lachen. Fast hätte ich ihn umgeworfen, so sehr schüttelt es mich. Eine Frau mit Hund drückt sich an uns vorbei. Ich äuge hinterher, um zu sehen, ob er auf den Bürgersteig kackt. Eine echte Phobie.

»Also, Paul, wenn das so ist, dann müssen wir was an deinem Erscheinungsbild ändern. Meinst du nicht?«

»Vielleicht, aber wie?«

»Warst du schon mal beim Friseur?«

»Kann mich nicht erinnern. Das macht meine Mama, wenn sie Zeit und Lust hat.«

»Hm, also Haare schneiden kann sie auf jeden Fall nicht, das steht fest.« Er seufzt.

»Hör mal, Paul, ein Vorschlag: Du machst den Job ab nächste Woche. Und jetzt gehen wir zum Friseur, ich bezahle. Danach in nen Klamottenladen, eine ordentliche Jeans kaufen, einen guten Rollkragenpullover. Ich strecke dir die Kohle vor und du gibst es mir zurück. Haben wir einen Vertrag?«

Er dreht sich nach beiden Seiten, lehnt an einen Käfer und starrt für einige Zeit in den Himmel. Manches Haus in der Ehrenstraße hat den Krieg überlebt, aber nicht an der Stelle hier. Es ist hässlich. »Ich bin einverstanden, Heinrich.« Paul sieht mich an. Sein Blick ist fest. Ich vermute, eine halbe Tonne Geröll ist ihm vom Herzen gefallen, als er endlich sein Geheimnis loswurde. Wir gehen weiter Richtung Breite Straße. Dort werden wir alles finden, was nötig ist.

»Weiß eigentlich deine Mutter von all dem?«, platzt es an der Ecke Apostelnstraße aus mir heraus. Das brannte förmlich auf meiner Zunge.

»Nein.«

»Also, ich denke, du solltest es ihr sagen. Sie arbeitet als Stripperin und naja, du weißt, als was noch ... ich schätze, gerade sie versteht so einiges von den Eigenarten der Menschen, meinst du nicht?«

»Ich hätte gerne so eine Mutter wie deine«, entgegnet er. »Bei uns war immer Streit. Meist hat mein Vater angefangen. *„Das ist doch nicht normal!“*, hat er Mama angeschrien, wenn sie zum Club ist ...«

»Und was hat sie gesagt?«

»Nicht viel. Meistens nur: ‚*Was ist schon normal?*‘ Und wenn sie schlecht drauf war, hat sie ihm ein ‚*Du bist es jedenfalls nicht!*‘ an den Kopf geworfen.

»Hm, ich glaube, deine Mutter wird ganz anders reagieren, als du es dir jetzt vorstellst. Sie ist vielleicht einfach so hart, weil sie tut, was sie tun muss, um Geld zu verdienen.«

»Sie kann woanders arbeiten«, wendet Paul sofort ein und es klingt schneidend, missbilligend. Als wollte er das unbedingt noch loswerden. Wir sind in der Breite Straße, links ist ein türkischer Barbier, aber den braucht Paul nicht. Sie kann woanders arbeiten, hat er gesagt. Ob sie das will?

»Pass auf, ich frag mal meinen Vater. Hat sie einen Führerschein?«

»Ja, hat sie.«

»Wir brauchen immer Leute mit Führerschein. Ich kann nix versprechen, aber die Chance ist groß, dass es klappt.« Jürgen fällt mir ein und das Foto seines wirklich gut aussehenden Freundes. »Und Paul, also das mit Jürgen ... der hat nen Freund. Das weiß ich zufällig. Die sind bestimmt ein glückliches Paar.«

»Im Moment verliebe ich mich jede Woche einmal neu, ganz schlimm zurzeit. Ich hab halt niemanden, mit dem ich reden kann ...«

»Klar hast du. Er geht grad mit dir zum Friseur.« Paul sieht mich von der Seite an und ich entdecke einen passabel aussehenden Friseursalon etwas weiter vorne. Er legt einen Arm um meine Schulter und drückt mich. Es fühlt sich normal an, nein, besser als normal. Ich fühle mich gut.

Kapitel 5

Wenn der Damm bricht

Diese Überschrift klaut all meine Gedanken. *'Junger Mann tot am Tanzbrunnen entdeckt. Eine Beziehungstat?'* Warum kann ich nicht weiterblättern? Warum lese ich das immer wieder? Der Kölner Stadtanzeiger ist ziemlich umfangreich heute und allerlei Seltsames geschieht in der Welt, das ich nicht ändern kann. Aber einen jungen Menschen ermorden wegen enttäuschter Gefühle? Was macht das für einen Sinn? Etwas knirscht gleichmäßig und öffnet eine Tür zurück in die Welt um mich herum, dem dunklen Esstisch, einem Physikbuch und Paul, der mit Blei- und Buntstiften die Kräfteverhältnisse eines Autos mit der Masse x und Geschwindigkeit y in einer Kurve ins Heft zeichnet.

»Sag mal, du knirschst ja mit den Zähnen. Ist mir bisher gar nicht aufgefallen.« Er lässt ab von den Kräften auf dem Papier und sieht auf.

»Die Trägheitskraft ist der Beschleunigung entgegengerichtet. Bei Kurvenfahrt wird sie von den Insassen als Zentrifugalkraft, beim Bremsen als Kraft nach vorn wahrgenommen«, sagt er und grinst. »Ja, ich knirsche mit den Zähnen, wenn ich mich stark konzentriere. Krieg ich kaum mit«, setzt er nach. »Ist das schlimm?«

»Tja, keine Ahnung. Es nervt, wenn es still ist«, erwidere ich, falte die Zeitung, lege sie auf Pauls Heft und tippe auf den Artikel. »Schau mal hier. Ich kapier so was nicht.« Mit dem Zeigefinger fährt er die Zeilen nach, legt den Bleistift beiseite und schiebt die Zeitung weg.

»Hast du eigentlich jemals irgendeinem von meiner Sache erzählt?«

»Dass du Jungs magst?« Er nickt.

»Du weißt, dass es für Minderjährige verboten ist«, erklärt er etwas leiser.

»Das weiß ich. Und nein! Ich habe keinem davon erzählt. Warum sollte ich das tun?« Ich denke kurz über meinen Ratschlag nach, den ich ihm gab. »Aber es wird endlich Zeit, deiner Mutter alles zu erzählen. Wenigstens ihr.« Paul greift nach dem Spitzer und bringt alle Buntstifte in Topform. Faber-Castell könnten es ab Werk nicht besser machen. Er prüft jeden einzelnen. Seine neue Frisur hat das Aussehen radikal verändert. Es wird sogar langsam Zeit, wieder einen Friseurbesuch

einzuplanen, was ich für den nächsten Samstag ins Auge fasse, denn ich muss ebenfalls unbedingt die Locken stutzen. Mein Gesicht wächst langsam zu und ich schwitze unter der Matte.

Jeans und das dunkelblaue Polo-Shirt stehen Paul gut. Er hat ein paar Kilo zugenommen, ist kein Spargel mehr. Inzwischen hat er Gefallen an den von mir in höchsten Tönen gerühmten Adidas Universal gefunden. Weiß mit schwarzen Streifen unter blauer Jeans. Fast perfekt. Paul ist kurz davor, ein hübscher Junge zu werden, wobei er nächste Woche Geburtstag hat, die Sechzehn schon am Horizont leuchtet.

»Ich gehe zu deiner Mutter«, beende ich sein Schweigen. »Heute ist Montag. Du hast gesagt, dass sie montags erst abends um zehn Uhr arbeiten geht.«

»Warum willst du unbedingt, dass ich ihr erzähle, ich sei schwul?«

»Du bist es, oder? Es ist deine Mutter. Keine Ahnung ...« Ich nehme die Zeitung an mich. »Ich schätze, sie wird es dir nicht übel nehmen. Nur so ein Gefühl ...«

»Und du traust deinem Gefühl?«

»Schon immer.«

Der Artikel fällt mir wieder ein. Noch einmal lese ich drüber. Der Junge war wohl sechzehn. In unserem Alter. Mehrere Messerstiche. Keine Drogen gefunden, kein Raubmord, noch alles Geld da. Zeugen sagen, ein ebenfalls junger Mann sei auf und davon gerannt und sie hätten sich vorher geküsst. Ein hoher Polizeibeamter wird mit der Forderung zitiert, die Strafen für Unzucht mit Minderjährigen deutlich zu erhöhen und die Korrekturen des § 175 zurückzunehmen. Es brauche mehr Abschreckung ...

»Ich verstehe gar nicht, wieso es verboten sein soll, dass Jungs andere Jungs küssen. Oder Mädchen andere Mädchen. Was ist daran schlimm?« Paul lässt meine Frage unbeantwortet, sein Blick wandert unruhig durch unser Esszimmer. Aus einem Impuls heraus lege ich meine Hand auf seine. »Ich gehe heute Abend mit zu dir. Wir erzählen es gemeinsam.« Nach ein paar Minuten Schweigen und unstetem Blick zeichnet er weiter, F2 wird tangential verlängert. Dann nickt er dem Physikheft zu.

»Na gut. Heute Abend dann.«

Der Frühling ist in diesem Jahr unerträglich. Ich liebe die Kälte und wünsche mir an jedem Tag über 20 Grad den Winter herbei. Die Außenanzeige eines Optikers teilt uns mit, dass es 24 Grad sind und in der Straßenbahn noch einiges mehr. Die Luft zwischen den Menschen steht. Der Kälte kann ich entfliehen, der Hitze nicht. Paul macht das nichts aus. Keine Schweißperle ist auf ihm zu sehen, er hat sogar den Rollkragen-Pullover übergezogen. Ein echtes Phänomen. Alle um uns herum stöhnen, ächzen, hecheln nach dem bisschen Fahrtwind, der durch die gekippten Scheiben kommt. Der Fahrer könnte ja die vordere Tür aufmachen ... aber nein!

»Heute ist wirklich schönes Wetter«, sagt Paul und ich hoffe nicht, dass er mich damit quälen will.

»Wenn es nur nächste Woche Mittwoch nicht so warm ist. Mir graut jetzt schon vor der Hitze.«

»Nächste Woche Mittwoch? Was ist dann?« Seufzend vergebe ich Paul. Es dauert wohl, von absoluter Weltfremdheit in ein Leben voller schöner Dinge zu wechseln. Kino, Konzerte, Partys, Blödsinn machen, das war bisher nicht seine Welt.

»Nächste Woche Mittwoch sind Andi, du und ich bei Frank Zappa in der Sporthalle. Schon vergessen?«

»Ach ja«, kommt es gepresst zurück, fast als würde er es bereuen, dass er zugesagt hat.

»Wie *Ach ja!* Das klingt aber nicht überzeugt. Hast du etwa keinen Bock mehr?«

»Doch, schon, aber was ist, wenn mir das Konzert gar nicht gefällt?« Ich wische mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. *„Mommensenstraße“* sagt der Fahrer. Sofort drücke ich den Knopf und stehe auf, stelle mich direkt vor den Ausstieg. Gleich wird es kühler. Pauls Atem ist in meinem Nacken. Mehr als dicht. Warm und viel zu nahe. Es bimmelt beim Überqueren der Kreuzung, dann ruckartiges Bremsen. Die Falttür öffnet sich, kühlere Luft kommt herein. Es ist tatsächlich windig geworden. Eine leichte Brise trägt Regenduft in sich. Suchend blicke ich dorthin, wo ich Westen vermute. Es ist dunkel.

»Sieht aus, als käme ein Gewitter«, stellt Paul fest.

»Ich kann es kaum erwarten.«

Schweigend gehen wir die hundert Meter an der heruntergekommenen Häuserzeile entlang, treten in das Duftgemisch des Hausflurs und stehen in der dunklen Wohnung. Pauls Mutter ist im Bad. Sie pfeift einen Song aus den Sechzigern, den ich kenne, aber der Titel fällt mir nicht ein. In der Küche ist eine ordentliche Menge benutztes Geschirr. Mit einem Messer kratze ich getrockneten Ketchup vom Porzellan. Das muss schon seit Tagen hier stehen.

»Ich weiß«, sagt Paul hinter mir. »Könnte sauberer sein hier.« Er schiebt mich auf Seite, drückt den Verschluss ins Sieb und lässt Heißwasser ins Becken, einen guten Schuss Pril dazu.

»Das muss einweichen«, rate ich. »Stell erst mal alle Teller ins Wasser, dann braucht es auch nicht so viel davon. Lass es eine halbe Stunde drin, dann helfe ich dir spülen.« Paul folgt meinem Rat.

»Die Herren kümmern sich um den Haushalt ...«

Ich drehe mich sofort um und spüre den Blitzeinschlag, die Hitze trifft mich in der Brust. Das Atmen fällt schwer. Im Türrahmen steht Pauls Mutter, schwarze Strapse, ein Hauch von Höschen, durchsichtiger BH. Mit zwei Schritten ist sie am Tisch und setzt sich, schlägt die Beine übereinander, legt eine Hand aufs Knie und wippt langsam mit dem Unterschenkel. Faszinierend lange Beine und so wundervolle Füße. *Nicht hingucken!*, befehle ich mir.

»Mama ...«, bringt Paul mit krächzender Stimme heraus.

»Hab ich mir neu gekauft«, erwidert sie. »Ich sehe, das hat Wirkung.« Zügig setze ich mich ihr gegenüber. Sie soll nicht mitbekommen, dass mein Unterleib spontan auf diesen Anblick reagiert. Um Gottes willen, wie peinlich könnte das werden ...

»Mama ... musst du hier so rumlaufen?«

»Stellt euch doch nicht so an. Das ist einfach meine Arbeitskleidung. Bisher hatte ich immer rot oder lila, aber ich finde, schwarz steht mir viel besser.« Sie sieht mir direkt in die Augen. Lodernde Finsternis. Anders kann ich es nicht beschreiben.

»Findest du nicht auch, Heinrich?« Paul setzt sich ebenfalls, trinkt einen Schluck aus der Flasche. Gelber Sprudel, sicher schon länger geöffnet, schal.

»Ähm, ich kenne mich da nicht so aus, aber ...«

»Na, nun sag schon. Nicht so schüchtern. Gefällt es dir?«

Ich schlucke trocken. Es tut weh. »Gefällt mir.«

Sie nickt und beendet das Wippen, stellt den Fuß runter und rutscht samt Stuhl an die Tischkante. Der seidenglänzende Bauchnabel verschwindet, dafür bin ich näher an den dunklen Warzenhöfen, den beiden Erhebungen, die wie Fingerkuppen den Stoff nach außen drücken.

»Mama, ich muss, nein, ich möchte dir was sagen. Deswegen ist Heinrich mitgekommen, weil ich ... weil ich mich, also, weil ich mich nicht traue.« Sie wird augenblicklich ernst und legt die Hand auf Pauls Unterarm.

»Jetzt machst du mir aber Angst ... was ist denn?«

Er sieht mich an, aber ich reagiere nicht. Kann gar nicht reagieren. Alles in mir versucht zu vermeiden, Pauls Mutter anzustarren, also lieber nichts tun.

»Heinrich hat gemeint, ich soll es dir unbedingt sagen, du wärst sicher nicht böse oder enttäuscht.« Stirnrunzeln und große Augen. Sorgenfalten, so sehe ich das.

»Mensch, Paul, was hast du angestellt?«

»Nichts«, beeilt er sich zu sagen. »Wirklich, nix ...« Jetzt richte ich mich doch auf, strecke mein Kreuz durch und überrage beide. Atme tief ein. *„Sag es endlich!“*, denke ich und hoffe, er beherrscht Telepathie.

»Ich mag Jungs, Mama.« Da ist es ja. Pauls Mutter lehnt sich zurück. Der Bauchnabel erscheint, glänzt im Licht der Küchenlampe, so flach, kleine Grübchen darin. Zum Anbeißen. »Hab mich schon in den einen oder anderen verliebt ...«, schiebt er hinterher, obwohl ich ihrem Gesicht deutlich ansehen kann, dass sie den ersten Satz verstanden hat. Dann sieht sie zu mir. Pauls Blick folgt ihrem.

»... und Heinrich ist dein Freund?« Schnell will ich sagen, dass da ein Mädchen in Bonn wohnt, aber Paul kommt mir zuvor.

»Nein, er ist ein Freund, aber ohne das andere. Heinrich hat ein Mädchen in Bonn.« Ihre Augen sind weiterhin auf mich gerichtet. Ob sie gehört hat, was Paul sagte?

»Schade eigentlich«, meint sie nach einem kurzen Moment.

»Mama?«

Pauls Blick wird unruhig, die Wangen fleckig, fast hellrot, aber im selben Moment steht sie auf, stellt sich vor ihn und zieht den schmalen Körper an den Schultern hoch. Dann umarmt sie ihn fest. Pauls Arme hängen, heben sich in Zeitlupe, zentimeterweise. Mir fällt ein Stein vom Herzen.

»Du musst dich für nix schämen, Paulemann. Die Menschen dürfen sein, wie sie sind oder was sie sein möchten.« Sie drückt noch einmal zu. Dann endlich auch er. Da stehen sie. Ein Schlacks und eine faszinierende Frau in Strapsen. Mutter und Sohn. Da ist etwas in meinen Augen. Ich stehe auf und gehe vors Fenster, sehe hinaus. Die schwarze Wand ist fast angekommen. Wetterleuchten malt gewaltige Umrisse in die Wolken.

»Ich bin stolz auf dich, Paulemann«, höre ich sie sagen und nach zwei, drei Atemzügen ganz leise Pauls Stimme.

»Danke, Mama. Und ich auf dich ... wirklich.«

Auf den Lippen schmecke ich Salz. Ich atme tief ein. Es könnte kühler sein.

Pauls neue Frisur gefällt mir ausgesprochen gut. Sie passt zu ihm, oder besser: sie formt einen neuen Paul. In ihm ist ein Licht angegangen und leuchtet aus Augen, Worten und Gesten. Seit diesem Montagabend läuft er nicht mehr wie irrlichternd vor, neben oder hinter mir über Bürgersteige und Straßen, wir gehen jetzt Seite an Seite in die Stadt. Und nun stehen wir in Deutz vor dem Eingang der Sporthalle. Irgendwo in dieser Halle wartet Frank Zappa auf seinen Auftritt. Paul sieht sich unentwegt um. Sein erstes Konzert. Immer wieder liest er die Eintrittskarte.

»Und du bist dir sicher, dass mir das gefällt?«

»Beruhig dich, Paul. Wenn nicht, verlangen wir unser Geld zurück.«

Er runzelt die Stirn. »Du willst mich verarschen ...«

»Mich würde eher interessieren, wo Andi bleibt?« Paul streckt sich, aber in der Masse um uns völlig zwecklos. Andi ist einen halben Kopf kleiner.

»Egal«, sage ich und folge der sich bewegenden Schlange zur Einlasskontrolle.

»Wir haben einen Treffpunkt ausgemacht. Drinnen vor dem Mischpult.« Tatsächlich steht er schon davor. Einen großen Becher Cola in der einen Hand und winkt mit der anderen, brüllt unsere Namen. Paul und ich tragen Apfelsaft-Schorle vor uns her, halb mit Körper und Hand abdeckend. Die Ränge sind fast voll und im Innenraum versuchen alle vor die Bühne zu kommen. Der Bereich um das Mischpult ist noch recht überschaubar.

»Mann! Wo wart ihr denn? Halb sechs am Kaiser Wilhelm, so war doch abgemacht. Oder?«

»Nee, Andi, um achtzehn Uhr. Aber egal. Hauptsache hier. Die Frage ist, ob wir hier bleiben oder uns ins Getümmel stürzen?«

»Ich bin für hier bleiben«, kommt es wie aus der Pistole geschossen von Paul.

»Irgendwie bekomme ich nicht so recht Luft zwischen den ganzen Menschen.« Wir sind einverstanden.

»Jeden Moment müsste Michaela auftauchen«, offenbart Andi uns.

»Michaela?«, fragt Paul. »Wer ist das?«

»Die große Blonde aus der ‚e‘, die letztes Jahr hängengeblieben ist«, versucht er zu umschreiben. Wir wissen, wer gemeint ist. Alle kennen die große Blonde aus der ‚e‘. Ich schätze, die Stufen 10 und 11 sind fast in Gänze hinter ihr her.

»Na ja, sie ist ganz nett«, stellt Paul lakonisch fest. Ich pruste los. Schorle schwappt aus dem Becher. Andis Gesicht zu sehen, ist Gold wert. Fassungslos.

»Ganz nett?«, wiederholt er ungläubig. »Sie ist ein Schwert! Hat mich Wochen gekostet, da zu graben.« Seine Brust bläht sich auf. Ich hoffe für ihn, Michaela weiß das zu schätzen und serviert ihn nicht nach drei Monaten ab. Paul kratzt sich den Hinterkopf und schaut zur Bühne. Die meisten Lichter über uns gehen aus. Ein älterer Mann kommt auf die Bühne gespurtet.

»Wer ist das?«, will Paul wissen.

»Rau, heißt er. Der Veranstalter.«

Er kündigt die Band an. Eine große, flammende Rede, die gar nicht nötig ist, denn hier drin sind wir alle Zappa-Fans, von der Haarspitze bis in die Zehen. Das Gegröle und Geschreie macht das deutlich. Bis auf Paul vielleicht, der sich unsicher umsieht und näher an mich heranrückt. Als ich mich umdrehe, hat nicht Andi Michaela in den Armen, sondern umgekehrt. Wie auch immer sie sich angeschlichen hat, Andi ist nun woanders. Doch er hat recht. Sie ist eindeutig strahlender, heller, magischer als viele um uns herum. Ich gebe Paul einen Rippenstoß und nicke hinter mich. Er schaut über seine Schulter, grinst, dann gehen die Lichter aus. Totale Schwärze in der Sporthalle, alle Menschen verstummen. Bis auf ein imaginäres Knistern ist nichts zu hören. Es ist das Knistern der Spannung in und zwischen uns allen. Ich spüre es. Ein Spot leuchtet auf.

»Frank Zappa«, flüstere ich und sehe in Pauls Augen.

Ich kann nur schwer beschreiben, was ich hier tue. Auf Paul aufpassen? Nein, die Musik genießen und ein wenig auch, mit Paul hier zu sein, Andi neben mir zu wissen. Diese Klänge offenbaren die Verbindungen zwischen uns. Paul hat sich jedenfalls von einem still stehenden Beobachter zu einer wild hüpfenden Stahlfeder gewandelt. Der Inhalt seines Bechers ist schon verteilt. Der Estrich unter uns klebt. Andi und Michaela sind überraschenderweise verschwunden. Sicher in irgendeine einigermaßen ruhige Ecke, nehme ich an. Auf Paul muss ich aufpassen wie ein Luchs. Driftet er im Flug ab, fange ich ihn wieder ein, bevor er auf einem der Menschen um uns landet und es noch Ärger gibt. Eine halbe Stunde, um warm zu werden mit uns allen und der Musik, dann eine Stunde Hüpfen. Er schwitzt wie ich ihn noch nie habe schwitzen sehen. Fünf Jahre verpasster Schulsport in ein Konzert gepresst. Irgendwann grölt die Menge Zugabe! Das Ende naht und Frank dankt allen, sieht sich um, schaut seine Band an, die nicken, dann eine Flasche Wasser für ihn, von hinten durchgereicht. Er sagt, dass es gottseidank kein gelbes Wasser ist und es folgt *„Don't Eat The Yellow Snow“*. Zappa pustet den arktischen Wind ins Mikrofon. Aber das kann noch nicht die ganze Zugabe

gewesen sein, hoffe ich an dessen Ende. Und tatsächlich nimmt er eine hinter ihm stehende Gitarre zwischen die Beine und verwendet sie als Pferd; nehme ich an. Dann legen Posaune und Saxofon los.

»Montana!«, rufe ich, aber niemanden interessiert es. Paul sieht mich verwundert an, aber schon einen Atemzug später passiert etwas mit uns allen in diesem Oval. Wir sind an einem anderen Ort, jede und jeder für sich. In der Wunschwelt. Im Frieden mit sich und allem. Frei? Die Menge spürt den Duft der Freiheit und ruft: *„Ich bin frei! Lasst uns nach Montana reiten!“* Frank schleudert uns das Gitarrensolo entgegen. Die Halle tanzt, dampft, bewegt sich amöbengleich in alle Richtungen. Meine Gedanken wandern, wohin, weiß ich nicht. Wir könnten alle Schwestern und Brüder sein, das Universum aus den Angeln heben. Das könnten wir Menschen ohne Zweifel. Wie ein Traum. Als es endet, packt mich Paul. Tränen im Gesicht, umarmt mich und wiederholt ständig das Wort *„Entschuldigung“*. Benommen lege ich ebenfalls die Arme um ihn, dann die Hand an seinen Hinterkopf, erst vorsichtig, dann fahre ich auf und ab.

»Schon gut, Paul. Alles in Ordnung. Gibt nichts zu entschuldigen ...« Gefangen in dieser Monotonie endet sein Weinen nicht. Was soll ich tun? Mehr als nur über den Kopf streichen? Die Antwort ist eine andere. Ich bekomme einen Stoß von hinten. Schmerzhaft. Paul löst sich und starrt an mir vorbei. Dann ein Zucken in seinem Gesicht und ein Tritt in meinen Hintern, der wohl zwischen meine Beine gehen sollte, aber sie stehen zu eng.

»He! Ihr beiden Schwuchteln! Aber nicht hier bei uns!«

Paul reagiert wie von der Tarantel gebissen, springt aus dem Stand an mir vorbei, bekommt einen Schlag und landet auf dem klebrigen Estrich. Wo ist Andi, wenn man ihn braucht? Zwei Schritte nach vorne, zu Paul, dann schnell umdrehen. Drei sind es. Ausgerechnet der Kleinste schreitet breitarmig auf mich zu. Warum? Was haben wir getan? Paul brüllt. Vor Schmerz oder Wut, keine Ahnung. Sich extra breiter machen, als man ist, verlangsamt alle Bewegungen. Er holt aus. Es ist wie im Handball. Halblinke Position. Lücke in der Mauer, drei Schritte, Sprung und über die gestreckten Hände werfen. Kurze Ecke. Meine Faust trifft seine rechte Schläfe

und er fällt. Ebenso langsam. Die beiden anderen zucken zurück, sehen sich um. Schon bin ich beim zweiten und ramme die linke Faust aus der Hüfte in seinen Magen. Der dritte strauchelt rückwärts in einen Pulk aus Jungen und Mädchen, die auseinanderstieben. Paul ruft meinen Namen. Eine Hydra aus Händen reißt mich nach hinten, zerrt an mir. Drei oder vier Ordner. Die ganze Musik ist weg. Die bessere Welt dahinter, alles begraben unter der unheimlichen Glut neben meinem Herzen. »Lasst mich los, ihr Arschlöcher!«, höre ich mich schreien, aber Ordner sind nun mal Ordner. Ihre Aufgabe ist es, für Ordnung zu sorgen. Wir landen im Ausnüchterungsraum, setzen uns, an die Wand gelehnt.

»Du zitterst ja«, sagt Paul. Mehr als schweigen kann ich nicht. Schweigen und zittern wie Espenlaub. Im Bauch steckt Kälte inmitten eines Magmaklumpens. Adrenalin. Wie der Siegtreffer im Handball, das 21:20 in letzter Minute. Durch die Halle rennen und schreien. Pauls Arm legt sich um meinen Nacken, die Hand an der Schulter, zieht er mich zu sich. Jetzt wird die Polizei kommen. Alle im Ausnüchterungsraum kommen erst mal aufs Revier. Erkennungsdienstliche Behandlung. So eine Scheiße! Aber mir egal. »Danke«, flüstert Paul in mein Ohr. Ich nicke, die Augen geschlossen. Dann kommt ein Kerl, kickt gegen meinen Schuh.

»Der auf dem Mischpult hat gesagt, die anderen hätten angefangen und ihr euch nur gewehrt ...«

»Stimmt«, höre ich Pauls Stimme. Eine Zeitlang ist es still. Irgendwo rechts kotzt jemand allen Schnaps raus.

»Na gut, verschwindet, bevor der Grünweiß-Club auftaucht. Beeilt euch!« Paul reagiert hastig, springt auf und versucht mich hochzuziehen. »Komm, Heinrich! Schnell weg! Es ist furchtbar hier drin ...« Ja, er hat recht. Es ist furchtbar. »Bitte, Heinrich ... Ich will raus hier!«

»Schon gut. Ich steh ja schon auf.«

Wir laufen Richtung Tanzbrunnen, dann auf die Hohenzollernbrücke. Eine Menge Menschen um uns, noch ganz gebannt von der Musik. Joints gehen rum. Mitten

auf dem Stahlungetüm bleiben wir stehen und starren auf das Wasser unter uns. Klopfende Dieselmotoren. Die Edam II aus Holland auf dem Weg nach Norden. Paul ist so dicht bei mir, dass ich den Hüftknochen spüre. Sein Profil hebt sich deutlich ab gegen das Licht der Messehallen. Die leicht geknickte Nase. Paul Rosenzweig, denke ich, was mache ich nur mit dir? Er räuspert sich, den Blick in die Ferne, nach Norden, Richtung Zoobrücke.

»Warum hast du dich vorhin entschuldigt?« Statt einer Antwort ballt er die Hände zu Fäusten, öffnet sie wieder, wiederholt es, bis ich die Geduld verliere und eine Hand packe. Er kommt nicht gegen die Kraft an. »Paul ...«

Bugwellen klatschen gegen die Brückenpfeiler. Das Schillern der Stadtlichter flackert auf dem Wasser. Licht in der Steuerkabine. Ein Mann am fast mannshohen Steuerrad. Das Grün des Radarschirms ist wie aus einem Kriegsfilm. Dann ist die Edam II endgültig unter uns durch. Kein schlechter Job, denke ich. In die Nacht hinein, dem Fluss folgend. Und Paul schickt einen Seufzer hinterher.

»Das sind meine letzten Wochen in der Schule. Bald sind Sommerferien, dann schmeiße ich hin«, sagt er Richtung Heck des Holländers. Bevor ich die Worte sortieren kann, fährt er fort. »Hab ne Lehrstelle angenommen als Karosseriebauer in Marsdorf. Keinen Bock mehr auf Schule.«

»Aber ...«

»Deshalb habe ich mich entschuldigt. Ich wusste nicht, wie ich es dir sagen soll. Du hast mir doch so viel geholfen und jetzt gehe ich ...« Mit einem Ruck reiße ich ihn herum und mich ebenso. Gesicht vor Gesicht, ein wenig vom Stadtlicht in seinen Augen. Wieder eine Träne, die schillernd die Wange hinabrollt. Paul packt meinen Kopf. Zu schnell, um zu reagieren. Drückt seinen Mund auf meinen. Ich will ihn über das Geländer werfen, dem Fluss übergeben. Es ekelt mich eine sekundenlange Ewigkeit. Aber die Wut tritt beiseite und da sind seine weichen Lippen. Eine suchende Zunge und wir küssen uns. Der Strom zieht bis in meinen Unterleib. Ich bekomme einen Steifen. Was tue ich hier? Warum kann ich mich nicht wehren?

»He, Jungs! Wenn die Bullen kommen, seid ihr reif wegen Unzucht!«, sagt jemand im Vorbeigehen.

»Lass sie doch, Mann, die ham sich halt lieb. Ist doch schön«, entgegnet eine Frau. Wir haben uns lieb? Ja, das haben wir wohl, aber ... doch nicht so ... nicht so lieb! Ich drücke Paul weg. Er dreht sich wieder zum Fluss.

»Entschuldigung, Heinrich«, murmelt er. Aus einem Reflex heraus will ich den Handrücken über meine Lippen ziehen, lasse es aber bleiben. Der Ekel ist weg. Es war nicht schlimm. Es war nur Paul. Und natürlich ich. Mein plötzliches Verlangen.

»Du bist in mich verliebt, nicht wahr?«

»Ja«, gesteht er. »Seit langem.«

»Das ist der Grund, warum du uns verlässt.«

Kopfnicken.

»Was für eine Scheiße ...«

»Tut mir leid, dass ich mich in dich verliebt habe.«

Ich packe seinen Nacken, drücke leicht zu. »Das meine ich nicht, Paul. Wirklich nicht. Ich meine einfach alles, also, dass ich keine Ahnung habe, was hier passiert, dass ich nicht weiß, was ich tun soll ... es gibt keine Antworten ...

»Wir kennen ja noch nicht mal die Fragen.«

Welch seltsam weiser Satz. Wie von so einem alten Sioux-Häuptling aus nem modernen Western. Jetzt kommen auch meine Tränen. Ohne Widerstand. Ohne Reue oder Scham. Meine Güte. Wir halten uns und weinen. Keine Ahnung, ob es ein Morgen gibt.

Gott sei dank, ist es nicht so voll. Nur zwei alte Männer aus dem Johanneshaus in der Annostraße. Zumindest erzählen sie lautstark davon, dass es an diesem Morgen dort neue Kleider gab in ihrer Größe und das Frühstück üppig war, weil jemand eine Menge Eier gespendet hatte. Paul und ich sitzen im gegenüberliegenden Eck im Hinterzimmer von Mamas Gyros in der Alteburger Straße. Eine Griechin mittleren Alters und ihre junge Tochter grillen, braten, kochen und managen den besten Gyrosladen in der ganzen Stadt. Und es gibt das

Hinterzimmer, acht Tische, einer davon direkt neben der Toilette. Ein Kühlschrank für die ganzen Reissdorf-Flaschen und obendrauf ein Farbfernseher von Telefunken, der immer läuft.

Die Tochter bringt das Essen. Sie ist außerordentlich hübsch, aber niemand traut sich, sie anzusprechen, geschweige denn, ihr schöne Augen zu machen, denn Mama, ihre Mutter, strahlt die Autorität einer schwer bewaffneten Spezialeinheit aus. In ihren Augen kämpfen Trojaner gegen Griechen, Hector gegen Achill. Ein loderndes Feuer. Ihre Stimme ist die Waffe. Im Laden herrscht Disziplin. Egal wer durch die Tür tritt. Glatzen, Punks, Drogensüchtige, Besoffene, alle stehen hier stramm und empfangen demütig einen Riesenteller Fleisch, Pommes oder Reis, Zwiebelringe, fette Oliven und herrliche Tomaten. Mamas Gyros ist der Ort des Waffenstillstands, die neutrale Zone. Ich weiß, dass alle dankbar sind, hier sein zu dürfen, denn es ist Heimat. So auch Paul und ich. Im Halbdunkel des Hinterzimmers, uns gegenüberstehend. Schweigend.

Wir haben Hunger. Gyros mit allem. Ein Schluck vom kühlen Getränk, dann stochern im Teller, langsames essen. Etwas ist zerbrochen, denke ich, nein, spüre ich. Es ist zuende gegangen, ohne dass ich genau weiß, was dies sein könnte. Gabel um Gabel verschwindet zwischen unseren Lippen. Ich mag Reis wesentlich lieber als Pommes. Sind wir auf dem Weg, Erwachsene zu werden? Fühlt es sich so an? Paul legt die Gabel auf Seite, nimmt die Serviette, tupft den Mund, faltet das Stück Papier und legt es halb unter den Teller. Er ist wirklich erwachsener geworden, fällt mir in diesem Moment auf. Der hüpfende Schlaks ist schon so weit weg, in ferner Vergangenheit.

»Ich möchte dir danken, Heinrich. Das war wirklich super, das Konzert und ... naja, dass du dich für mich geprügelt hast.«

Diese Idioten hatte ich schon fast wieder vergessen, aber die Musik ...

»Hm, vor allem der letzte Song hat mich schon manches Mal gerettet.« Er lehnt sich zurück. Seine rechte Hand nähert sich meiner. Ich reagiere nicht, bin gespannt, was passieren wird. Ob etwas passieren wird. Nur seine Frage kommt.

»Gerettet? Wie meinst du das?«

»Wir sind innen drin nicht immer das, was man außen sieht. Weißt du noch?« Er nickt und zieht sich zurück, greift zur Gabel. Wir essen weiter.

»Was verdient man als Karosseriebauer?«

»Im ersten Lehrjahr 400 Mark. Weiter weiß ich noch nicht. Aber ist ja auch egal. Ich muss einfach raus aus allem. Was Neues sehen.«

Was Neues sehen ... das kommt mir auf einmal auch sehr verlockend vor.

»Was macht man als Karosseriebauer?«

Paul schürzt die Lippen.

»Aufbauten für Spezialfahrzeuge, Rettungswagen, Krankenwagen, Fahrzeuge für das THW und so ...« Ich ziehe die Augenbrauen hoch.

»Das klingt interessant. Echt. Wird bestimmt nicht langweilig.«

»Schätze ich auch.«

Wieder ein paar Gabeln Reis, Pommes, krustiges Fleisch und Zwiebeln. Paul steht auf, nimmt zwei Reissdorf aus dem Kühlschrank, zeigt sie im Vorraum und setzt sich wieder. Mit dem Griff der Gabel öffnen wir sie und stoßen vorsichtig an. Ein tiefes Klacken.

»Prost, Heinrich.«

»Prost, Paul.«

Nach einem tiefen Schluck setzen wir ab, rülpsen so leise es geht.

»Vielleicht hätte deine Mutter damals den Job annehmen sollen, den mein Vater ihr angeboten hat, um sich mehr um dich kümmern zu können.«

»Ich habe sie gefragt, aber sie sagte nur, sie hätte Verpflichtungen, die sie nicht so einfach hinter sich lassen könne.«

»Verpflichtungen ... das heißt?« Paul zuckt mit den Schultern.

»Wir reden nicht viel über ihre Arbeit. Sie bringt das Geld heim. Viel mehr muss ich nicht wissen ...«

»Sagt sie«, beende ich den Satz.

»Sagt sie, ja. Und wenn sie nicht in Strapsen vor meinen Freunden herumläuft, geht mir das weitgehend am Arsch vorbei.« Mir kommt ein Gedanke. Ich grinse.

»Kann es sein, dass dir ihre Strapse nicht nur peinlich sind, sondern du auch eifersüchtig bist, wenn andere sie so sehen?« Er sieht mich von unten her an. Den Blick halb auf dem Teller. Wir kommen beide nicht drumherum. Am Ende müssen wir drüber reden, sonst können wir uns niemals wieder in die Augen sehen. »Ich will dir keine dämlichen Fragen stellen, Paul.«

»Ja, ich weiß ja ...«

»Dein Herz klopft jetzt gerade.«

»Und wie ...«, sagt er tonlos. Ich warte, trinke einen Schluck vom Kölsch. Egal, ob Mädchen oder Junge, es ist so schwer, ehrlich zu sein. Aber der Gedanke an ein Mädchen kommt mir vertraut vor, bekannt, aber Paul ... wie kann ich nur reagieren?

»Heinrich?«

»Hm?«

»Würdest du Jungs mögen, könntest du dich dann in mich verlieben?« Da ist er, der unstete Blick. Ich begreife sofort, dass er seinen Hals bietet, alle Rüstung abgelegt hat, ohne Schutz vor mir sitzt. Jeden Krümel Mut zusammengenommen. Paul ist wehrlos. Genau jetzt.

»Ja, das würde ich. Bestimmt sogar.« Es braucht lange, bis er nickt. Dann steht er auf, kommt um den Tisch herum, stellt sich neben meinen Stuhl. Als ich mich ebenfalls erhebe, drückt er einen schnellen Kuss auf meinen Mund, presst sich an mich und verschwindet blitzartig aus dem Hinterzimmer. Die zwei Alten haben nichts mitbekommen. Sie reden über einen Mann namens Groschen-Peppi. Mein Blick fällt auf die Teller. Zur Hälfte voll. Samt Besteck trage ich beide zu den Alten.

»Hier, wir sind satt. Sind schon bezahlt. Lasst es euch schmecken. Und nehmt euch noch ein Kölsch aus dem Kühlschrank. Ich zahl vorne.« Das tue ich und trete ins Freie. Es ist angenehm warm und die Südstadt so lebendig wie ein Ameisenhaufen.

Kapitel 6

Das Verblassen beginnt

Knapp sechs Wochen durchgearbeitet, inklusive dreier Wochenenden. Ein großer Metro-Markt in Düsseldorf. Bauschlussreinigung nennt sich so was. Kaum Andi gesehen, nur zweimal Katharina in Bonn; und Paul, aber nur für eine halbe Stunde im Eiscafé. Kaum Zeit, um zu reden. Ich habe keine Ahnung, was mit ihm ist, ob gesund oder nicht, ob er den Job liebt, vielleicht einen Freund hat. Ich denke an ihn und alle anderen, habe Sehnsucht nach meiner Freundin und nach Andi. Eines jedoch sticht beständig hervor in diesen Wochen. Besonders in den Nächten, in denen ich nicht völlig kaputt und traumlos bis zum Morgengrauen durchgeschlafen habe: Pauls Kuss auf der Brücke. Das Echo erregt mich immer heftiger, je länger der Kuss zurückliegt, vor allem, wenn ich im Dunkeln alleine mit Sehnsüchten und Erinnerungen bin. Dann bewege ich die Hände zur Brust, zwei, drei Finger an die Warzen, von denen ich bisher nicht wusste, wie groß und hart sie werden können. Ich bin verwirrt und spüre tiefes Glück. Langsam drehen, zwirbeln, ziehen und abkühlen lassen. Und den Kuss im Kopf. Ich tauche in mich ein, bis Bilder kommen, die lediglich meiner Fantasie entstammen; Paul nackt neben mir. Das Zucken im Unterleib, der warme Strahl aus meinem Glied, das ist wunderschön, ein Punkt am Ende eines Märchens. Doch als Ausrufezeichen, als den Aufstieg zum Gipfelgrat, empfinde ich die Minuten bis zu diesem erlösenden Punkt. Dann kommen die Zweifel. Mitten in den Ferien. Bin ich noch normal? Und was ist noch mal normal? Mir wurde klar, dass ich tiefer gegraben hatte und in ein paar neue Schichten meines Selbst vorgedrungen bin. Wie viel unentdecktes Land dort wohl noch existiert? Ich bin bereit, auf die Suche zu gehen.

Während zweier Wochenenden mit Katharina verschwand Pauls imaginärer Körper und an seine Stelle trat ihre betörende Blässe, reale Nacktheit, unser beider stilles Empfinden. Wie Magnete strichen meine Finger über zahllose Sommersprossen, kralten durch rotblonde Haare. Warum sollten ihre Brustwarzen etwas anderes fühlen als meine? So übertrug ich den Zauber auf sie

und wir entdeckten zusammen bisher verborgene Landschaften. Ich bin tief beeindruckt. Jenseits der Stadt, abseits von RAF, NATO-Doppelbeschluss, Eisernem Vorhang und Nazis an der Schule, gibt es eine Brücke zwischen uns winzigen, unwichtigen Menschen. Die Zärtlichkeit. Sie ist sogar in der Lage, eine Brücke ins Selbst zu bauen. Dann kam der erste Schultag. Diese Erkenntnis und die im Ferienjob verdienten 4.500 Mark versüßten ihn mir. Ich träumte lieber mit den windbewegten Platanenblättern vor dem Fenster. Das ließ mich den Blick auf Pauls leeren Stuhl vor mir verkräften. Mit den Gedanken bei Katharina und wie zwanghaft auch an ihn, versuchte ich meiner Erregung Herr zu werden. Bloß nicht mit einem Steifen vor der Klasse stehen. Doch je länger ich darüber nachdachte, desto weniger Scham blieb übrig. Mitschüler, Stundenplan, Liste der Fächer und Materialien, wen interessierte das?

»In welchen Kursen bist du jetzt?«

»Mathe, Englisch, Deutsch, der ganze Naturwissenschafts-Kram, Französisch als Zweitsprache. Und noch Schach und Schwim AG.« Mutter kratzt sich am Ohr.

»Hattest du dich nicht für Hauswirtschaft angemeldet?« Ich ziehe eine Grimasse und stelle dabei Teller und Gläser auf den Tisch, verteile das Besteck.

»Hatte ich. Dann habe ich meinen Namen aber auf der Schachliste gefunden, also bin ich zur Sekretärin. War aber ein Reinform. Sie hat mich ausgelacht und es für einen meiner üblichen Scherze gehalten. *„Aber Herr Konstantin, Jungs gehen doch nicht in Hauswirtschaft“*, hat sie gemeint.«

»Also haben sie dich einfach von der Liste gestrichen und irgendwo anders eingetragen?«

»Haben sie.« Mutter schüttelt den Kopf. Was gibt es da noch zu sagen? Idioten eben. Mit hochgezogenen Augenbrauen geht sie in die Küche, kommt mit dem Kartoffelbrei wieder raus.

»Stell bitte den Topf mit den Rouladen auf den Tisch. Der ist mir zu schwer.«

»Klar.«

Kartoffelbrei, Rotkohl und Rouladen ... ein Gedicht von Mittagessen. Ich höre den Schlüssel in der Wohnungstür.

»Papa kommt?«

»Ja«, bestätigt Mama und stellt zwei Flaschen Gaffel auf den Tisch. »Heute Nachmittag ist Eröffnung der neuen Waschstraße in Wesseling mit Lokalpresse und Fotos.« Der gusseiserne Topf ist fast randvoll mit brauner Soße und einer Menge Fleisch. Vorsichtig stelle ich das enorme Gewicht auf dem Untersetzer ab. Ein letzter Blick. Alles da, also hinsetzen. Vater kommt ums Eck, die Hemdsärmel hochgekrempt, den Krawattenknoten gelockert, gibt Mutter einen Kuss und klopf mir auf die Schulter.

»Tag, Heinrich. Sag mal ...« Er rückt den Stuhl weg vom Tisch und setzt sich. »Hast du noch jemanden, den ich in der HNO-Praxis einsetzen kann? Schade, dass Paul weg ist. Der Doc war sehr zufrieden mit ihm, und Frau Mahlkens muss ich wieder rausnehmen, weil sie nur morgens arbeiten kann.« Er sieht mich erwartungsvoll an, öffnet ein Gaffel mit dem Gabelgriff. Mutter rollt die Augen. Sie schiebt demonstrativ den Flaschenöffner neben seinen Teller.

»Vielleicht ...«, entgegne ich und denke an Andi. »Andis Freundin hat vor ein paar Tagen gefragt, ob es bei uns einen Job gebe. Sie braucht Geld für den Führerschein.« Mutters linke Augenbraue wandert nach oben. »Führerschein? Wie alt ist das Mädchen denn?«

Ich muss grinsen. »Sie ist schon siebzehn. Hängengeblieben. Und einen halben Kopf größer als Andi.«

»Zum Wohl«, sagt Vater und setzt an, zieht ein Viertel aus der Flasche, während er mit der anderen Hand Kartoffelbrei auf den Teller packt. Nicht zu knapp. Sorgfältig drückt er eine Kuhle in den Berg, legt zwei Rouladen hinein und füllt den Rest mit Soße auf. »Ein Rouladenkrater«, erklärt er.

»Keinen Platz mehr für Rotkohl«, stelle ich fest. »Dann kann ich deine Portion haben?«

»Klar, nimm den Rotkohl. Ist gut in der Pubertät.«

»Heinrich ist groß genug«, meint Mutter. »Wegen mir muss er nicht mehr wachsen.«

»Ach was«, wischt Vater den Einwand mit einer Handbewegung beiseite und fängt an, Kartoffelbrei mit Soße zu vermischen. »Wenn es geht, soll Andi morgen Nachmittag mit seiner Freundin ins Büro kommen. So gegen sechzehn Uhr. Okay?« Die Gabel vor dem Mund, sieht er mich fragend an.

»Er wird kommen«, prophezeie ich und weiß, dass auf Andi Verlass ist. Und nun der Rotkohl. Mit Nelken, Sternanis, Äpfeln, Zwiebeln und dem Glanz von Gänseschmalz.

Andi hat gesagt, mein Vater hätte erst mal ne Weile gestaunt, als Michaela vor ihm stand. Er hat wohl vergessen, seine Zigarette anzuzünden und einfach wieder in die Schachtel gesteckt. Verständlich. Michaela ist von einem anderen Stern. Tiefblaue Augen, ein offenes, herzliches Lachen, hochgesteckte, ziemlich lange Haare, blond wie ich selten ein Blond gesehen habe. Geht sie über den Schulhof, ist sie eine auswandernde Bienenkönigin, die ein ganzes Volk um sich schart. Man kann deutlich sehen, wo sie sich gerade befindet. Andi hat gesagt, mein Vater hätte ihnen sogar die Tür aufgemacht. Ähnlich einem Curling-Spieler, der das Eis vor der Wuchtbrumme fegt, damit ja alles glatt geht. Ich habe sicher eine Viertelstunde gelacht. Allerdings fühlt sich Andi nicht ganz wohl in seiner Haut. Er hat Angst, denn die Konkurrenz ist groß und er nicht gerade Robert Redford. Wie dem auch sei. Sie hat den Job, ist zufrieden mit dem Verdienst, ihrem Freund, es ist endlich Samstag und ich sitze in der Sechzehn, auf dem Weg nach Bonn. Das Gleis führt mich direkt in Katharinas Arme. Die Haltestellen fliegen vorbei. Sürth, Godorf, Wesseling, bald Bonn-West, dann Bonn Hauptbahnhof, unterirdisch. Schon beim Abbremsen kann ich sie erkennen, ein Fluchen nicht verkneifen, denn mein Ausstieg schießt übers Ziel hinaus. Bleibt einfach nicht stehen. Katharina hat mich gesehen und beginnt zu laufen. Bis ich stehe. Direkt vor ihrem Gesicht auf der anderen Seite der Falttür. Es zischt, rattert und ruckelt. Schnell hinaus, auf sie zu, hebe das Leichtgewicht hoch und gehe mit ihr an die Wand der Station, weg aus

dem Getümmel. Grüne Augen, ein Grün wie auf den Plakatwänden mit pazifischen Stränden. Das Neonlicht kann es nicht besiegen. Überfallartig küssen wir uns. Ein Mann räuspert sich laut. Wegen des Kusses? Oder schmatzender Lippen, verdrehter Köpfe? Dass wir Zungen tauschen, kann er nicht sehen, aber wir schmecken und spüren es bis in die Zehen. Katharina, möchte ich flüstern, müsste aber das Küssen beenden. Das tun wir, nachdem der Bahnsteig sich geleert hat und die Bahn weg ist Richtung Godesberg; unsere Namen flüstern, uns dabei in die Augen sehen. Wie still es in einer unterirdischen Station sein kann. Dann gehen wir wortlos zum Ausgang, ihre kleine Hand in meiner großen. Ich kann auf ihren Kopf schauen. Flachsblond zwischen rötlichem Schimmern, Sommersprossen in Hülle und Fülle. Was ich für sie empfinde, passt nicht zwischen Erde und Mond.

»Wo gehen wir hin, Katharina?« Sie zieht mich hinter sich her, ist die Hälfte von mir und doch voller Kraft. Kann ich sagen, dass ich sie liebe? Ist das Liebe, die ich empfinde? Oh Gott, ich weiß so wenig. Und warum fällt mir immer Gott ein, in solchen Momenten?

»Du grübelst!«, ruft sie über die Schulter. Schon sind wir auf dem Münsterplatz, queren ihn Richtung Marktplatz. Sie hat recht. Ich hänge zwischen meinen Gedanken fest.

»Ich muss viel nachdenken über einen Schulfreund«, antworte ich ihrer Schulter.

»Erzähl es mir gleich, wenn wir bei Ralf sind.«

»Bei Ralf? Gehen wir zu deinem Bruder?«

»Klar«, erwidert sie und weicht einem Marktstand aus, der fast leergekauft ist. Ein paar Äpfel und Birnen, das war's.

»Was wollen wir denn bei deinem Bruder? Kann der mich überhaupt leiden?« Katharina lacht und steuert auf die Brüdergasse zu.

»Er ist nicht da. Ist für ein Auslandssemester nach Frankreich. Seine Wohnung hat er untervermietet an einen Kumpel, der übers Wochenende seine Eltern besucht.«

Jetzt rennen wir fast die Brüdergasse durch, biegen auf Höhe der Kirche in einen Hauseingang. Katharina kramt einen Schlüsselbund aus der Hosentasche, schließt die Haustür auf, sieht im Briefkasten nach der Post; nur Werbung. Dann steigen wir in den dritten Stock. Eine Dachgeschosswohnung. Hastig kickt sie die Turnschuhe von den Füßen in den kleinen Flur und sieht mich herausfordernd an.

»Musik?«

»Ja, gerne. Was hört denn dein Bruder so?«

»Allerlei schräges Zeug. Lass uns nachschauen.«

Ein schneller Griff an das untere Ende meines T-Shirts. So zieht sie mich in das, was ich als Wohnzimmer bezeichne. Eine kleine Holzterrasse führt in einen unter dem Giebel eingezogenen, offenen Schlafbereich, mit einem Geländer versehen. Bettzeug drückt sich durch die Spalten. Unmengen Schallplatten in Apfelkisten unter der Holzstiege.

»Nett hier. Was zahlt man für so ne Wohnung?«

»Keine Ahnung«, meint Katharina und kniet sich vor die Kisten. »Das übernehmen meine Eltern.« Sie flippt die Hüllen mit dem Zeigefinger durch, liest leise Titel oder Bandnamen vor. Alle Scheiben sind tatsächlich nach Buchstabe sortiert. Der unbekannte Bruder Ralf steigt im Ansehen. Ich mag Ordnung im Schallplattenbestand sehr. Im Augenwinkel entdecke ich ein bekanntes Cover, das einen Zentimeter aus dem Wust herausragt. Vorsichtig ziehe ich daran. Jimi Hendrix, *Are You Experienced*.

»Hier«, sage ich und hebe das abgenutzte Cover vor Katharinas Nase.

»Jimi Hendrix? Na ja ...« Ich stecke es zurück und sie hebt die oberste Kiste ihres Stapels runter, sucht offensichtlich gezielt nach einer Platte. Nach der Hälfte der Hüllen ein Jauchzer.

»Wusste ich doch, dass Ralf sie hat ...«

»Was denn?«

Katharina nimmt die schwarze Scheibe und reicht mir die Hülle. *Renaissance* steht da in Schreibschrift, *A Song For All Seasons*. Der Kopf einer ziemlich schönen Frau, die melancholisch auf die Seite schaut. Es knistert schon aus den Lautsprechern.

Katharina nimmt mir die Hülle aus der Hand und zieht mich am Hosensbund zur Couch, gibt mir einen Schubs. Da sitze ich, zeitgleich mit dem Einsetzen leiser Musik, Synthesizer und Flöten, dann wird es rockiger, aber auf eine besondere Art. Eine Menge Streicher, Schlagzeug, E-Piano ...

»Das ist Progressive Rock, oder?« Sie hockt sich auf meinen Schoß und zuckt mit den Schultern.

»Wenn man das so nennt ... ich finde es schön und romantisch.«

Inzwischen singt eine Frau. Vielleicht die vom Cover. Die Stimme ist in der Tat wundervoll. Und jetzt ein seltenes Instrument. »Das ist doch so ein ... so ein ... wie nennt man dieses Klavier aus der Barock-Zeit?«

»Cembalo«, erklärt sie und fixiert meine Augen. Ich sehe klares Grün, den Mund näher kommen. Der Song wechselt und mit der glockenhellen Stimme setzen ihre Lippen auf, ich spüre die kleinen Rillen darin und Katharinas Schambein auf meinem pulsierenden Erwasen. Wie schön diese Melodie doch ist. Kaum zu glauben, dass sie mich so berührt, direkt aus Katharinas Herzen wie eine Schlange in meinen Mund kriecht, in Zungenform. Keinen Augenblick später sind wir ein Knäuel aus Geräuschen und Verlangen. Saugen uns fest, überall Hände, Duft, Musik. T-Shirts fallen, Hosen sind offen, mühelos ausgezogen, diese Stimme aus der rothaarigen Hitze geöffneter Schenkel, ein Dschungel ohne Wiederkehr, der mich einlässt, damit ich tief nach dem suche, was in ihr schlummert. Dem erlösenden Krampf. Wiegend auf meiner Hüfte, rollt eine Dünung über uns hinweg, bald eine zweite. Die Stimme der Frau kommt aus einem anderen Universum.

»Ich liebe dich«, sagt der Mund vor mir. Grüne Augen zwischen rötlichem Schimmer. Es ist tatsächlich Katharina. Ich liebe dich, denke ich und zögere, erwidere nichts, traue mich nicht. Für die Länge eines Wimpernschlags. Es genügt, um sie wach werden zu lassen. Das Blatt einer Guillotine fährt zwischen uns. Der Zweifel. Sie richtet sich auf. »Was ist mir dir, Heinrich? Stimmt was nicht?«

Wie kann ich jetzt nur Angst spüren? Geradeaus schauen auf den festen Busen, der genau in meine Hand passt, so hell mit rosafarbenen Höfen. Wie er zittert

unter jedem Einatmen. »Nichts«, lüge ich und schon biegen die kleinen Hände meinen Kopf nach hinten.

»Du lügst.« Lieber die Augen schließen, denke ich und wundere mich, aus welcher dunklen Ecke so ein dämlicher Ratschlag kommt. Doch er gewinnt und schnell gehen meine Lider zu. »Du hast eine andere! Stimmt's?!« Schon reiße ich die Augen wieder auf.

»Was?! Wie kommst du darauf ...«

»Weil du lügst! Du hast noch nie gelogen!«, unterbricht sie mit schneidender Stimme und schüttelt meinen Kopf.

»Nein! Es gibt keine andere, Katharina. Aber ...«

»Aber?«

»Wie kann ich sagen, dass ich dich liebe, wenn ich gar nicht weiß, was das ist? Liebe ...«

Sie stutzt. Macht so eine Art Knautschgesicht, die Stirn in Falten, vorgestülpte Lippen. »Und das fällt dir jetzt ein?« Das macht mich etwas sprachlos. Wie sollte ich meine Gedanken steuern oder meine Einfälle kontrollieren? Aber vor allem, wie könnte ich ihr meine Träumereien von Paul erklären, die mich in einen Mahlstrom aus Verwirrung und Gefühlen stürzen. »Heinrich Konstantin! Du bist ein Blödmann!« Ich nicke und sehe das wütende Gesicht vor mir, was mich mehr und mehr erregt. Noch bin ich in Katharinas warmem Unterleib, beschützt und geborgen. Die Erregung steigt, kribbelt und kriecht in meinen Schoß und ich sehe, wie sie es spürt. Da sind ein paar wütende Blitze im Augengrün, dann drücken die kleinen Hände meinen Kopf wieder runter. Wir küssen uns ohne Pause bis zur nächsten Dünung.

Die Nacht muss warten. In Ralfs Bett ist es urgemütlich und mit einem Geländer vor Augen oder im Rücken und der Tiefe unter uns, sind die Stunden bis zum Morgen eine nicht enden wollende Lust. Wir fragen uns gegenseitig nach Fantasien und verbotenen Gedanken, probieren aus, ob wir Gefallen daran finden, lachen über misslungene Versuche und schlafen erst gegen sechs Uhr völlig

ermattet ein. Aneinandergeklebt. Wieder eins geworden, gleich dem Menschengeschlecht, das die Götter trennten und nun auf ewiger Suche nach dessen anderer Hälfte durch die griechische Tragödie mäandert. Die Liebe, dieses seltsame Ding, das waren wohl meine letzten Gedanken vor dem tiefen, traumlosen Schlaf.

Klappern, schabende und klopfende Geräusche, die vertraut sind. Jemand schlägt Eier auf. Langsam kriecht Schinkenduft in meine Nase. Musik ... die Stimme von gestern. Jimi Hendrix wäre mir jetzt lieber, aber Düfte und Geräusche genügen, um die Augen zu öffnen. Das ist Ralfs Bett und Katharina fehlt. Endlich schaffe ich es, zu kombinieren. Sonntag, Frühstück. Ei mit Schinken? Schnell aus den Federn. Für einen Moment verziehe ich das Gesicht. Meine Hoden tun weh. Warum? Nackt steige ich die Holztreppe nach unten, luge in die kleine Küche. Katharina hat mein T-Shirt an, das ihren Hintern abdeckt. Es brutzelt, sie summt eine Melodie.

»Hallo, du ... kann ich duschen?«

Ohne herzusehen, eine weitere Schinkenladung in die Pfanne legend, nickt sie. »Klar. Aber beeil dich. In fünf Minuten bin ich hier fertig.«

»Ich beeil mich«, versichere ich, gehe die fünf Schritte, setze den Mund auf ihren blassen Nacken und fahre mit der Zungenspitze bis an den Haaransatz. Gänsehaut bildet sich rasend schnell, sie zittert kurz, so etwas wie ein Seufzer ist zu hören. Dann verschwinde ich ins Bad, das man maximal als Kabine bezeichnen kann. Umfallen geht nicht. Hauptsache Dusche, Shampoo und genug Seife. Das warme Wasser ist fantastisch. Den Schlaf aus Gesicht und Körper spülen, und vielleicht die Gedanken sortieren. Ich muss mit Katharina reden, denn ich kenne noch immer nicht die Antwort auf die Frage nach der Liebe. Sie offenbar ja. Woher? Habe ich was verpasst? Ich bin völlig ratlos, seife mich von oben bis unten ein, reibe über die Brustwarzen, bin im Nu elektrisiert, denke an Katharinas Beine, geformt aus einem Stück, eine geschwungene Linie. Gezeichnet vom besten Künstler auf diesem Planeten. Ich verzehre mich nach ihr. Wenn das keine Liebe ist?

Den Fön lasse ich weg. Hat eh wenig Zweck in meinen Haaren. Ich ziehe alles an, bis auf das T-Shirt und nehme den Regiestuhl vor dem Fenster, ihr gegenüber. Auf dem kleinen Tisch hat kaum alles Platz. Zwei Teller mit Rührei, Schinkenstreifen, Tomatenscheiben, zwei Gläser Orangensaft, Salz, Pfeffer, Toastbrot und eine große Tasse Pfefferminztee für Katharina. Sie grinst mich an.

»Dein T-Shirt bekommst du später.«

»Kein Problem.«

»Was hast du eigentlich deinen Eltern gesagt, wo du bist?« Die Frage überrascht mich.

»Na, so wie wir es abgesprochen haben. Ich schlafe bei meinem Kumpel Arno an der Uni und du bist mit deiner Freundin in der Wohnung deines Bruders. Meine Eltern fragen sowieso nicht nach. Und deine haben dich doch bisher auch in Ruhe gelassen. Warum fragst du?« Sie wiegt den Kopf hin und her.

»Naja, das ganze Konstrukt könnte eines Tages zusammenbrechen. Immer irgendwo treffen, Ausreden und so ...«

»Du weißt, das müssen wir nicht. Meine Eltern haben nichts dagegen. Meine Mutter weiß, dass wir zusammen schlafen und du die Pille nimmst. Meinem Vater ist das eh egal. Du könntest also immer nach Köln kommen und bei uns übernachten.« Sie seufzt. Nickt aber dann.

»Essen wir, bevor es kalt ist«, entscheidet sie. Mir ist es recht. Wir stürzen uns auf die Leckereien. Nachdem ich die Hälfte Ei und Schinken verdrückt habe, schaue ich sie an. Die kleinen, schlanken Hände, Bahnen von Sommersprossen auf den Unterarmen, so viele winzige, vertikale Rillen in den Lippen, die sich wie Krepppapier anfühlen und mich – warum auch immer – wahnsinnig werden lassen beim Küssen. Schnell einen Schluck Orangensaft.

»Katharina?«

»Hm?«

»In der Dusche habe ich die ganze Zeit über gestern nachgedacht. Ich möchte, dass du weißt, was mir durch den Kopf geht. Das mit der Liebe ...« Sie nimmt die Teetasse in beide Hände und hält sie, als wären draußen Minusgrade, sagt aber

nichts. Ich kann fortfahren. »Ich frage mich das bei meinen Eltern oft. ‚Ich liebe dich, hab dich lieb, Schatz‘, aber ... ehrlich gesagt, davon sieht man im Alltag recht wenig. Und ist das dann die Liebe? Kommt dieses Gefühl nur, wenn man heiß aufeinander ist und ansonsten ist es eine Floskel?« Katharina schweigt. Habe ich sie auf dem falschen Fuß erwischt? »Ist das nicht vielleicht eine Lüge, wenn mein Vater meiner Mutter sagt, er liebt sie und ist er zur Tür draußen, hat er es schon wieder vergessen, weil der Kunde zu dem er fährt, wichtig für die Zukunft der Firma ist oder er nur ans Zocken in seiner Stammkneipe denkt?«

»Nein, ist sicher keine Lüge«, antwortet sie sofort und unterbricht meinen Gedanken. »So wie es gestern keine Lüge war oder einfach so dahingesagt. Denn in diesem Augenblick ist es so.« Sie lächelt. »Und übrigens auch die ganze Nacht.« Ich muss schlucken, einen Schluck O-Saft trinken.

»Ich hasse meine Deutschlehrerin«, sagt sie dann. »Aber wenn ich abends im Sport bin, ist das weg oder wenn ich ein Buch lese. Ich vermisse meine Katze, die vor zwei Jahren überfahren wurde, aber heute Nacht nicht.« Offenbar mache ich ein zerknirschtes Gesicht, denn Katharina grinst, dann lacht sie laut, kriegt sich kaum noch ein. »Jetzt guckst du wie Oskar aus der Tonne«, stellt sie fest. Das ist kein Kompliment. »Du grübelst zu viel, Heinrich. Ich glaube, das ist nicht gut.« Da bin ich nicht ihrer Meinung, lege aber lieber Schinkenstreifen auf das letzte Toastbrot und beiße hinein.

»Ich glaube, wenn man zu viel grübelt, vergisst man das Leben«, sagt sie. Jetzt wird mein Hals ganz trocken. Die Reste vom Toastbrot lege ich auf den Teller und sehe hinaus. Aus dem Augenwinkel kommt Katharinas Hand. »Wenn du satt bist, kann ich das ja noch essen, oder?«

Zusammen aufräumen, putzen, Ralfs Wohnung auf Vordermann bringen und gegen fünfzehn Uhr bringt Katharina mich zum Bahnhof. Am Marktplatz setzen wir uns in ein Eiscafé. Früchtebecher für sie und ich ein Spaghettieis mit heißer Himbeersauce. Mein persönlicher Klassiker. »Morgen Nachmittag kaufe ich noch

ein paar Lebensmittel ein«, erklärt sie und ich gebe ihr einen Zwanziger. Sie jobbt zwar bei McDonald, aber mein Verdienst ist wesentlich höher.

»Nimm den Zwanziger. Ich habe ja wesentlich mehr gegessen als du. Ist nur fair.« Katharina nickt, steckt ihn ein und löffelt den Früchtebecher leer. Etwas ist seit gestern Abend in mir passiert. Ich kann es riechen wie einen noch weit entfernten Sommerregen, ohne dass meine Sinne es orten können. Alles ist wie immer. Die Sonne scheint. Es müssen etwas über zwanzig Grad sein. Ein Septembertag in Bonn. Mein Zögern, unser Gespräch, das Thema über das ich zu viel grüble und dem sie mit Spontanität begegnet. Beide werden wir im kommenden Frühjahr siebzehn. Alles könnte schön sein oder ist schön oder muss schön sein?

»Machst du es wie immer? Sitzbank auf dem Bahnsteig und warten, bis irgendwas fährt?« Ich nicke.

»Ja. Fahrplan habe ich nicht im Kopf.«

»Die Sechzehn fährt ja alle halbe Stunde.«

»Ich fahre mit der Bahn und steige in Köln-Süd aus. Wollte noch bei einem ehemaligen Schulfreund vorbeischaun. Der macht ne Lehre in Marsdorf. Mal gucken, wie es ihm so geht.« Katharinas Löffel klimpert im hohen Glas, als sie ihn hineinstellt.

»Ah! Hast du mir schon mal von ihm erzählt?«

»Eigentlich kennst du nur Andi. Und von Michael habe ich schon mal erzählt. Aber nicht von Paul.«

»Paul heißt er?« Sie sieht an mir vorbei, findet aber keine Erinnerung. Das hätte mich auch gewundert. Ich wüsste gar nicht, was ich von Paul hätte erzählen sollen. Dass seine Mutter eine strippende Tänzerin ist? Oder dass ich von ihm geküsst wurde? Der Sommerregen kommt näher, obschon alles über uns wolkenlos ist. Was tue ich gerade?

»Ja, er hat urplötzlich gesagt, dass er nach der Zehn abgeht, obwohl seine Noten ganz gut waren. Jetzt macht er eine Lehre im Karosseriebau. Klingt interessant.« Katharina runzelt die Stirn.

»Jetzt sag nicht, dass du dir überlegt hast, die Schule für eine Lehre abubrechen.« Jetzt nicht zögern, Heinrich! Kopf schütteln.

»Nee, aber die bauen da Rettungswagen, THW und so Zeug. Das hat mich schon immer interessiert.« Ihr Blick wird prüfend, skeptisch. Ein wenig von unten heraus. Der Duft des Sommerregens naht ...

»Du solltest bis zum Abi durchziehen und dann in die Naturwissenschaft gehen. Das ist das Richtige für dich. Und deckt sich mit meinem Plan. Wir könnten zusammen in Bonn studieren, eine kleine Wohnung mieten ...« Da ist ein deutliches Leuchten in ihren Augen und sie redet schneller. Katharina hat sich unsere Zukunft schon recht genau ausgemalt. Nicht, dass ich etwas dagegen hätte. Ich finde, wir ergänzen uns prima, haben identische Interessen, können von der Mikrobe bis zum Kosmos über alles gemeinsam diskutieren und sie schlägt mich meistens beim Schachspiel. Kaum jemand, den ich kenne, ist so intelligent wie sie. Ein Leben mit ihr wäre sicher fantastisch. Gäbe es da nicht diese Zweifel ganz tief unten in einer meiner Schubladen. Ob ich der bin, von dem ich bisher dachte, er sei es.

»Gefalle ich dir, Heinrich?« Jetzt stutze ich wirklich.

»Die Frage hast du mir noch nie gestellt, Katharina. Ich kann nur Ja sagen. Du bist beeindruckend schön. Vor allem ... vor allem ist es dein Wesen, deine Art, die Stimme, dein Lachen, deine Hände, die Sommersprossen ...«

»Ich schätze, dann liebst du mich«, hakt sie ein. Ich muss grinsen.

»Ja, ich schätze, dann liebe ich dich.« Ihre Gesichtszüge entspannen sich. Ich entspanne mich. Einen langen Augenblick sagen wir nichts, bewegen uns nicht.

»Ich zahle«, sagt sie dann und steht auf. Eine Hand legt sich auf meine Schulter. Sie ist faltig. Als ich mich umdrehe, sehe ich drei alte Damen.

»Dat häste jetzt wat schön jesaat, Jong«, murmelt die eine. »Imma schön festhalten, dat junge Ding«, die andere. Ich nicke lachend.

Der Eilzug aus Bad Neuenahr ist meiner. Gleis eins, wenig Menschen die zusteigen wollen. Dafür umso mehr Bundesgrenzschutz auf beiden Bahnsteigen

und im Bahnhofgebäude. RAF, vermutet Katharina. Staatsbesuch, tippe ich. Wir werden es nicht in Erfahrung bringen. Eine Lok mit drei Waggonen, alte Silberlinge. Verdreht, aber mir ist das egal. Ich fahre gerne Zug. Fensterhälften runter und den Geruch in mich aufnehmen. Katharinas ausgestreckte Hand streicheln. Pfiff, die Tür klackt, es geht los. Katharina läuft einige Meter, aber die Lok beschleunigt zu schnell. Bald sind wir auf offener Strecke. Gemüesfelder auf beiden Seiten. Alles flach. Die Kölner Bucht und weit und breit kein Sommerregen. Der Duft ist verschwunden oder besser: die Ahnung hat sich aufgelöst. Bald sind wir in Brühl und eine Menge Rentner steigen zu. So etwas wie eine Reisegruppe. Schlossbesichtigung mit Führung und anschließendem Sektbuffet. Ich habe noch nie das Brühler Schloss gesehen, denke ich und bin ziemlich sicher, dass dies auch für den Rest meines Lebens so bleiben wird. Schlösser sind einfach nicht mein Ding. In Kalscheuren verlassen zwei Jungs den Zug. Nächster Halt ist Köln-Süd. Was werde ich Paul erzählen? Von meiner Angst, ihn wiederzusehen? Dass der Kuss meine Träume verändert hat und diese Veränderung sogar schon meiner Freundin aufgefallen ist? Obwohl ich richtig Lust auf sie als Mädchen habe, ich die Gedanken an ihn nicht loswerde? Das ist alles ziemlich verrückt. Die Alten brabbeln, lachen, giggeln oder dösen weg. Köln-Eifeltor fliegt an uns vorbei. Ich atme tief durch und gehe zum Ausstieg.

Die Treppe runter, vorbei an einigen Instituten der Universität. Geographie, Zoologie, Biochemie, Richtung Haltestelle Zülpicher Straße. Für einen Moment bleibe ich stehen und drehe mich im Kreis. Universität ... Naturwissenschaften, hat Katharina gesagt. Wenn, dann nur Physik. Aber bin ich jemand, der sein Leben lang an so einem Institut forscht? Ich schüttele den Kopf. Schnell weiter. Die Haltestelle ist unter der Eisenbahnbrücke. Keine drei Minuten später kommt die Neun. Kaum was los in der Tram, eine Menge freier Sitzplätze, trotzdem bleibe ich stehen, drücke die Stirn gegen die kühle Scheibe am Kinderwagenplatz. Fünf Haltestellen weiter steige ich aus. Mommsenstraße, nur hundert Meter bis zu der heruntergekommenen Häuserzeile. Warum bin ich nervös? Der Hauseingang sieht

aus wie immer, das Klingelpaneel nicht weniger kaputt. Zweimal drücken. Es summt und ich nehme jede der wenigen Stufen zum Hochparterre mit stetig wachsendem Kloß im Hals. Die Wohnungstür ist angelehnt. Die übliche Dunkelheit. Als ich eintrete, höre ich einen Wasserstrahl aus der Küche, Stuhlrücken auf dem Boden.

»Hallo? Paul?«

»Komm rein!«, ruft eine Stimme. Es ist Pauls Mutter und ich werde noch nervöser, gehe zur Küchentür und bleibe im Rahmen stehen. Sie sitzt da im Bademantel. Ein Bein übergeschlagen, trinkt einen großen Schluck Wasser. Im schlechten Licht der Küchenfunzel schillert etwas in ihrem Gesicht. »Setz dich, Heinrich«, fordert sie mich auf, kippt den Rest vom Wasser mit ausgestrecktem Arm ins Waschbecken und greift unter die Spüle. Eine Flasche Mariacron landet auf dem Tisch.

»Auch ein Glas?«

»Danke, nein. Das Zeug mag ich nicht.«

Langsam nehme ich Platz. Das Schillern in ihrem Gesicht stellt sich als ein enormer Bluterguss raus. Linke Seite. Schon älter. Lila, gelb, vielleicht ein wenig grün. Er zieht sich wie eine Landkarte von der Schläfe übers Auge bis zum Wangenansatz. Ich muss einfach auf diesen Fleck starren und sie sieht es, tastet vorsichtig über die bunte Haut. »Tut noch ordentlich weh«, erklärt sie.

»Was ist passiert?«

Vom Mariacron gluckert eine ordentliche Menge in das Wasserglas. Sie macht sich nicht die Mühe, den Drehverschluss auf die Flasche zu schrauben, nimmt das Glas und leert es in einem Zug. Ich mache große Augen und aus ihrem Mund kommt ein ausgedehntes ‚Ah!‘, den Alkohol rieche ich bis hier.

»Ein Kunde. War nicht ganz zufrieden mit meiner Leistung.«

»Unzufrieden mit dem ...« Das Wort bleibt mir im Hals stecken.

»... mit dem Striptease, meinst du?« Ich nicke. »Nee, ich meine mit der Leistung beim Zusatzservice. Weißte, was ich mein, nicht?«

»Ich kann's mir vorstellen.« Sie lacht.

»Vergiss die Männer«, lässt sie mich wissen und amüsiert sich über mein betretenes Schweigen. »Du wirst nicht so ein Idiot, Heinrich. Du hast es in der Hand.«

»Ich hab es nicht vor, Frau Müller.«

»Guter Junge.« Die nächste Ladung Mariacron läuft ins Glas. »Paul ist nicht da. Er wohnt nicht mehr hier. Hat jetzt nen Freund ...«

»Was? Er wohnt nicht mehr hier? Aber er ist doch erst sechzehn ...« Wieder ein großer Schluck als wäre es Wasser.

»Wenn sie sich lieben, Heinrich ... warum nicht? Sein Freund, Frederik heißt er wohl, ist schon zwanzig. Er hat ihn in Marsdorf kennengelernt. Offiziell ist es natürlich eine WG, du weißt ja ...« Ich mache eine Verlegenheitsgeste. Ich ahne vielleicht, aber von Wissen kann nicht wirklich die Rede sein.

»Haben Sie die Adresse? Oder eine Telefonnummer? Ich möchte ihn mal besuchen ...« Der Rest vom Weinbrand landet im Glas. Dann nimmt sie aus einer Schublade Block und Kuli, schreibt ein paar Zeilen und reißt den Zettel ab, schiebt ihn rüber. »Danke, Frau Müller.« Sie grinst spontan, zuckt mit dem Gesicht. Der Bluterguss muss noch ziemlich wehtun.

»Dann sind Sie jetzt ganz allein. Macht Ihnen das nichts aus?«

»Doch«, sagt sie, leert den Mariacron, stellt das Glas in die Spüle und steht auf. Mit Tränen in den Augen schaut sie auf mich runter. Falsche Frage, du Idiot! Ich könnte mich verfluchen.

»Entschuldigung, Frau Müller, das war ...«

»Nein, nein, Heinrich, schon gut. Ich bring dich zur Tür. Besser du gehst jetzt.« Sie stellt sich so dicht vor mich, dass kaum Platz zum Aufstehen bleibt. Mariacron, ein Parfüm, ihr Körper, ein Gemisch wie Sprengstoff und vor meiner Nase der nicht ganz geschlossene Bademantel. Doppeltes Räuspern. Ich werde rot. Warum ist sie nur fast so groß wie ich? Ihr Busen hebt und senkt sich. Ruckartig trete ich einen Schritt zurück. Dann umdrehen.

»Wenn Sie Hilfe brauchen ... mein Vater hat einen guten Anwalt.« Ihre Hand landet auf meiner rechten Schulter. Sie schiebt mich sachte Richtung Tür.

»Nett von dir, Heinrich. Danke. Wird aber nicht nötig sein. Mein Boss hat das geregelt.« Schon ist die Wohnungstür erreicht. Ich öffne und sie verfrachtet mich hinaus. Sanft und doch bestimmt. »Du musst nur Mensch werden. Und dann Mann. Verstehste mich? Und wenn du meinen Sohn siehst, grüß ihn von mir.« Mit dem Punkt geht die Tür zu. Dann ein doppeltes Klicken. Sie hat abgeschlossen. Erst Mensch, dann Mann.

Was habe ich gerade erlebt? Ihre Tränen und mein aufflackerndes Verlangen nach Pauls Mutter? Verpügelt, allein und ich ein Trottel. Mit dieser Erkenntnis gehe ich aus dem Haus und meine, jeder hier sieht, was ich denke und fühle oder dort drin passiert ist. Im Boden zu versinken wäre eine angenehme Lösung. Stattdessen ziehe ich den Zettel aus der Hosentasche und versuche, die Schrift zu entziffern. *Chorweiler*, mehr ist nicht zu lesen. Paul wohnt in Chorweiler? Auf den Bürgersteig starrend, Hundehaufen suchend, marschiere ich zur Haltestelle. Warum werde ich das Gefühl nicht los, in einem Meer aus Einsamkeit zu treiben?

Kapitel 7

Viele Wege führen ins Ich

Nächster Halt Rudolfplatz!, plärrt der Lautsprecher. Offenbar ist ein Blech lose oder die Lautsprechermembran beendet bald ihr Dasein. Wir bremsen abrupt. Einige werden wach, andere halten sich krampfhaft am Vordersitz oder den Stangen fest. Nichts wie raus hier! Oben angekommen ist mein erstes Ziel der Reibekuchen-Stand. Vier Mal mit Apfelmus. Mutter habe ich gesagt, dass ich nach der Schule gleich in den Comicläden gehe und auf dem Weg etwas essen werde. Eine der öligen Kartoffelscheiben in den Fingern, an Mariechens Kiosk vorbeischlendernd, den Blick auf die Zeitschriften und Magazine in der Auslage gerichtet, stutze ich und gehe einen Schritt näher. Mit dem Ellenbogen schiebe ich das Motor-Magazin auf Seite, die dicke, rote Überschrift des Musikexpress direkt vor Augen: *John Bonham tot!* Ein Pochen in der Brust. So heftig wie der Moment, an dem ich Katharina zum ersten Mal begegnete. Ein Blick aufs Datum. Das Heft ist vom 30. September. Es ist das letzte Exemplar. Der Frau im Kabuff gebe ich zehn Mark, zeige den Musikexpress. Sie nickt und zählt Rückgeld aus der Kasse.

»Stimmt so!«, rufe ich durch die Öffnung und bin wieder auf dem Weg. John Bonham ist tot? Das kann doch gar nicht sein! Der nächste Reibekuchen, zweimal abbeißen und weg ist er. John Bonham ... und was ist jetzt mit Led Zeppelin? Ohne ihn können sie nicht weitermachen. Es gibt keinen Zweiten wie ihn! An der Ecke zum Friesenwall sitzt ein Obdachloser. Ihm drücke ich die restlichen beiden Reibekuchen in die Hand. Seine großen Augen nehme ich nur am Rande wahr. Da tummeln sich auf einmal dutzende Bilder im Kopf. Der Bärtige hinter der Wand aus Trommeln und Becken, einen enormen Gong hinter sich. Und jetzt ist er tot! Tiefe Traurigkeit fällt mich hinterrücks an. Auf Höhe der Kneipe bleibe ich einen Moment stehen. Wie kann der Schlagzeuger einer britischen Band ein dermaßen großes Loch in mich reißen? Ohne zu überlegen, öffne ich die Tür des Lokals, setze mich an die Theke. Kaum jemand im Raum. Zwei Alte, eine Frau um die vierzig, der Wirt.

»Haben Sie Southern-Comfort?«

Er mustert mich mit einem zusammengekniffenen Auge. Schätzt ab, ob ich schon achtzehn bin oder er den Ausweis sehen will. Aber es klappt. Ich bin wohl achtzehn oder er am Geld interessiert.

»Ham wir.«

»Mit Cola und Zitronensaft, bitte.«

»Kommt.«

Das Heft liegt vor mir auf der Theke. Artikel auf Seite fünf. Soll ich aufschlagen? Der Deckel kommt, das Glas. »Danke«, und dann »John Bonham ist tot.« Warum ich das ausgerechnet diesem Kerl sage, weiß ich nicht. Es muss wohl raus.

»Wer?«

»Ein Musiker.« Er zuckt mit den Schultern, nimmt das Geschirrspültuch und fährt über seine Edelstahlspüle, obwohl sie nicht sauberer sein könnte. »Egal«, sage ich und trinke einen großen Schluck. Gleich den nächsten hinterher und dann das Glas leer. »Noch einen, bitte.«

»Ist gut.«

Wieder ein Kölschglas. Die Cola ist abgestanden. Sicher vom gestrigen Abend. Dafür ist genug Southern in der Mischung. So schnell ich kann, kippe ich das Zeug runter und lege einen Zwanziger auf den Tisch. »Ist okay so«

»Danke.«

Niemand der drei Gäste sieht her als ich vom Barhocker rutsche und hinausgehe. Ich stelle mir vor, sie sitzen seit zehn Jahren ununterbrochen auf demselben Platz. Statuen im eigenen Leben. Dort fixiert, ewige Verdammnis in einer Kneipe, die gar nicht in meiner normalen Realität existiert. Draußen drehe ich mich um.

Vergewissern, ob nicht plötzlich eine Metzgerei erscheint, ein Gemüseladen oder gar ein fremder Planet. Aber nein, *„Zum alten Fritz“* steht auf einer zerbrochenen Leuchttafel. Das macht es nicht besser. Und der Southern zeigt keine Wirkung. Also weiter Richtung Ehrenstraße, den zusammengerollten Musikexpress in der Hand. John Bonham verblasst. Ich fühle Paul neben mir gehen. Und dass ich mich bisher nicht getraut habe, ihn zu besuchen. Ich bin ein Feigling.

Jürgen sortiert Comics in die Regale und beantwortet die Fragen eines älteren Herrn, der bestimmte Superman-Ausgaben sucht. Er könne sie bestellen, meint Jürgen, aber zu einem wesentlich höheren Preis. Der Mann nickt alles ab. Offenbar ein Sammler. Jürgen zwinkert mir zu. Ich gehe zu den Neuheiten. *Michel Vaillant*, *Mick Tangy* und ein *Freak Brothers* Album namens ‚*Die Reise*‘. Das muss ich unbedingt mitnehmen. Dann warte ich, bis der vermeintliche Sammler geht. Jürgen winkt mich zu sich und wir gehen hinter den Vorhang.

»Heinrich, hab was für dich«, sagt er in eine Kiste hinein und zieht von unten einen U-Comix heraus.

»Uih! Danke! Den nehme ich auf jeden Fall. Dann noch das *Freak Brothers* Album, *Michel Vaillant* und *Mick Tangy*.« Er nimmt mir alles ab.

»*Freak Brothers*«, wiederholt er. »Da habe ich einige mehr bestellt, aber der Verlag kommt nicht nach. Kommt gut an, die neue Ausgabe.« Er überschlägt im Kopf die Summe, nuschelt ein paar Zahlen vor sich hin. Aber wegen der Comics bin ich gar nicht gekommen ...

»Jürgen?«

Mit Bleistift notiert er den Betrag auf dem U-Comix. »Hm?«

»Darf ich dich mal was fragen?«

Seine linke Augenbraue wandert nach oben, bildet einen kleinen Winkel. Mutter kann das auch, wenn sie skeptisch ist. »Offenbar nichts zu den Comics ...«

»Nein, eher zu einer Sache, über die wir beim letzten Mal kurz geredet haben, du weißt ja, mein Schulkumpel, dein Freund und so ...«

»Oha«, sagt er und setzt sich, bedeutet mir mit der rechten Hand auf dem zweiten Bürostuhl Platz zu nehmen. Aus einem unteren Regal zieht er eine kleine Cola und reicht mir ebenfalls eine. Wir öffnen sie mit der Kartonschere. »Sag mal, rieche ich da Alkohol?«

»Kann gut sein«, muss ich zugeben und lege den Musikexpress auf den Tisch. »Bonham ist tot.«

»Scheiße!«, erwidert er und nimmt das Heft. Starrt auf den Titel. »Gibt's doch nicht. Das erinnert mich an die Zeit vor zehn Jahren, Morrison, Hendrix und Joplin.

Oder Keith Moon vor zwei Jahren. Das ist doch Mist. Bald sind wir alleine, wenn das so weitergeht.« Kopfschüttelnd wirft er den Musikexpress wieder auf den Tisch und trinkt die Cola fast leer, schaut durch den Vorhang in den Laden. Niemand da. Dann rülpst er kräftig. Ich weiß nicht, wen er mit ‚wir‘ meint, kann es mir aber vorstellen. Das ist wohl das Gefühl, wenn etwas zu Ende geht, eine Ära. Man weiß nicht, was jetzt kommt oder ob das, was kommt, gut ist. So bleibt nur die Trauer über das Vergangene. Wie der Verlust eines Freundes vielleicht. »Also erzähl, Heinrich.«

Nachdem ich fertig bin mit der Schilderung über Pauls plötzlichen Entschluss, die Schule nach der Zehn zu verlassen, dem Kuss auf der Hohenzollernbrücke, meine Gefühle für Katharina, die Gedanken an Paul und Jürgens zweiter Flasche Cola, lehnt er sich so weit zurück, dass ich befürchte, die Lehne des Drehstuhls reißt ab.

»Du möchtest jetzt von mir wissen, ob du schwul bist oder nicht, stimmt's?«

»Ich ahne, dass es darauf keine Antwort gibt.«

»Da täuscht dich deine Ahnung nicht, Heinrich. Ich habe Jahre gebraucht, um mir diese Erkenntnis zu erlauben.«

»Zu erlauben?«

Jürgen nickt und seufzt schwer. »Geahnt habe ich es schon mit dreizehn oder vierzehn. Ich war wohl frühreif. Sieh dich an ...« Kurz hebt er die Hand, den Zeigefinger. »Du bist sechzehn, wenn ich mich nicht irre, aber könntest gut für zwanzig durchgehen.« Es bimmelt. »Komme gleich!«, ruft er. »Warte hier, Heinrich. Nicht weggehen.«

»Hab Zeit.«

Jürgen verschwindet nach vorne und ich drehe mich auf dem Stuhl um die eigene Achse. So ein Comic-Laden wäre genau mein Ding. Lesen und verkaufen. Das Hobby zum Beruf machen. Der Geruch des bedruckten Papiers ist magisch. Ich könnte noch Bücher dazunehmen, mich vielleicht spezialisieren auf Science Fiction. Vorne wird geredet. Zwei Batman-Ausgaben. Eine als Geschenk einpacken. Dann die Kasse. Der Vorhang öffnet sich.

»Hattest du schon mal Sex mit einem Jungen?«, fragt Jürgen frei heraus. Ich werde knallrot. Was für eine unangenehme Frage.

»Nee, nur der Kuss. Und der kam überraschend.«

»Seither lässt dich dieser Kuss nicht mehr los ...«

»Stimmt.«

»Aber mit deiner Freundin ist alles okay, oder?«

»Läuft super, nur habe ich das Gefühl, sie betrogen zu haben. Ich verschweige ihr, was passiert ist. Das nervt mich. Außerdem merkt sie, das mich was beschäftigt.« Jürgen steckt sich eine Ernte 23 an. Das kann ich jetzt gar nicht brauchen.

»Ich denke, das ist nicht mal so selten, dass Jungs oder Mädchen plötzlich Interesse für beide Geschlechter entdecken. Bei meinem Freund war das auch so, bis er plötzlich wusste, was er will. Es ist alles so wahnsinnig interessant, wenn das mit der Liebe losgeht ...« Er seufzt, inhaliert tief und setzt sich dann.

Seltsamerweise bleibt der Rauch drin. »Weißte was, Heinrich? Am Samstag ist ne Party draußen bei Bedburg. Altes Rittergut. Dieter und ich sind eingeladen. Wir könnten dich mitnehmen. Da tummeln sich jede Menge Menschen, die ihresgleichen mögen. Außerdem spielt ne astreine Bluesband.« Bedburg? Das ist schon ein Stück. Muss ich meinen Eltern beibringen. »Dieter und ich werden auf dich aufpassen, also keine Angst«, sagt er auf mein Zögern hin. »Die Leute sind völlig in Ordnung. Keine übermäßigen Spinner. Zudem muss ich am Sonntagmorgen in Sankt Marien die Orgel spielen ...« Ich sehe ihn an und wiederhole den letzten Satzteil im Stillen. Orgel spielen in Sankt Marien, U-Comix verkaufen, manche indiziert. Liebt einen jungen Mann ... »Guck nicht wie ein Auto. Ich war Ministrant und spiele alle zwei Wochen die Orgel zum Gottesdienst. Ist das so überraschend?«

»Ich ... äh, ja, das hätte ich nicht vermutet.«

Er drückt die Kippe im Aschenbecher aus, lacht kurz wie der Hund aus der Cartoon-Serie im Abendprogramm. Etwas heiser. Dann sieht er mich mit festem Blick an. »Dieter und ich holen dich mit der Karre ab. Wo wohnst du?«

»Bernhardstraße, Bayenthal. Ich warte vor der Hausnummer 116.« Jürgen hebt den Daumen der rechten Hand.

»Wir kommen gegen siebzehn Uhr. Und jetzt noch 34 Mark und siebzig Cent.«

Katharina hatte gestern angerufen und traurig mitgeteilt, dass sie mit ihren Eltern nach Koblenz fahren würde, um irgendwelche Verwandten zu besuchen. Die Namen habe ich schon wieder vergessen. Unter normalen Umständen wäre ich enttäuscht gewesen, aber diese angekündigte Party mit den vielen Menschen, die anders sind, als das, was um mich herum ist, zieht mich magisch an. Ich habe ihr viel Spaß gewünscht, Körperteile in den Hörer geflüstert, auf die ich sie gerne küssen würde und mit einem ‚Tschüss‘ aufgelegt. Danach fühlte ich mich mindestens zwei Stunden schlecht. Hin und her gerissen. Wie eine Antilope, die von zwei Nilkrokodilen auseinandergenommen wird. Was ist nur los mit mir? Trotz meines schlechten Gewissens, stehe ich im Bad vor dem Spiegel, rasiere mich mehr als gründlich, mustere die dunkelblonden Locken auf dem Kopf, der sich so intensiv anstarrt. Auf jeden Fall werde ich heute Nachmittag noch duschen und das Parfüm benutzen, das Vater mir zum Geburtstag geschenkt hat.

»Heinrich! Frühstück!«

Ich nicke dem gutaussehenden jungen Mann zu, wasche den Rest Rasierseife ab, ziehe das T-Shirt über und gehe ins Esszimmer. Vater ist schon seit zwei Stunden unterwegs und Mutter steckt Toastbrot ins Gerät. »Könntest du nach dem Frühstück in den Edeka gehen und Mehl holen? Ich hab’s vergessen aufzuschreiben.«

»Kein Problem. Wie viel?« Mutter überlegt. Aus dem Korb nehme ich zwei Scheiben Pumpnickel, bestreiche sie mit Frischkäse und lege Schwarzwälder drauf.

»Zwei Pfund 405er und zwei Pfund 550er.« Es klackt. Allerdings rutscht die Wippe im Toaster wieder ins Gerät zurück. Mit einer Gabel holt Mutter die Scheiben heraus. »Einen neuen Toaster bräuchten wir auch«, stellt sie fest und sieht mich

an. Mir ist nicht klar, ob der Blick einer Aufforderung gleichkommt, mit dem Mehl auch einen neuen Toaster mitzubringen, aber es kann ja nicht schaden.

»Die Feder ist aber schon lange kaputt ...«

»So ist es«, meint sie, »und ich habe es deinem Vater schon ein dutzend Mal gesagt ...«

»Kein Problem, Mama. Ich nehme Rad und Rucksack und hole bei Thielens einen neuen. Kostet ja nicht die Welt.« Sie sieht mich mit einer Mischung aus gerunzelter Stirn und amüsiertem Lächeln an.

»Kann es sein, dass du heute noch eine Erlaubnis für irgendwas brauchst?« Ich nicke und beiße ins Schwarzbrot. Kaue langsam, trinke einen Schluck Tee.

»Heute Abend ist ein Konzert in Bedburg. Eine bekannte Bluesband. Da würde ich gerne hin ...«

»Bedburg? Wie kommst du denn da hin?«

»Ich hab dir doch schon von Jürgen erzählt, der mit dem Comic-Laden in der Ehrenstraße. Der fährt aufs Konzert und würde mich mitnehmen und auch wieder zurück.«

»Ist wohl auch so ein Musikliebhaber wie du ...«

»Und wie. Der kennt sich richtig gut aus. Er sagt, die Bluesband heute Abend kommt noch richtig groß raus. Vielleicht kann ich da eine ihrer ersten Platten kaufen, eine Rarität wäre das.« Noch ein Biss ins Schwarzbrot, um das Flunkern abzumildern.

»Na, meinetwegen«, sagt sie dann. »Ist ja schließlich schon ein Erwachsener. Da bist du in guten Händen, nehme ich an.« Und wie, denke ich. Aber den Trumpf muss ich noch bringen.

»Jürgen ist voll in Ordnung. Zudem muss er früh zurück sein, weil er morgen in Sankt Marien wieder die Orgel spielt.« Mutters Oberkörper drückt sich gegen die Stuhllehne. Ihre Augen werden groß.

»Ach?! Er ist Organist?«

»Jeden zweiten Sonntag spielt er die Orgel im Gottesdienst.«

Sie stülpt die Lippen vor und fängt an, eine Toastscheibe mit Butter zu bestreichen. Das muss sie beeindruckt haben. Schnell den Rest vom Schwarzbrot in den Mund schieben. Schließlich muss ich noch das Büro der Spedition am Bonner Wall putzen. »Heinrich, du überraschst mich immer wieder«, sagt sie nach einer Weile.

Einen Vierfach-Toaster für nur 79,90 Mark. Der letzte seiner Art den Thielens im Schaufenster stehen hatte und noch mal zehn Mark heruntergesetzt bei gekauft wie gesehen. Das muss mir erst mal jemand nachmachen. Ich kann es kaum erwarten, ihn morgen früh auszuprobieren. Jetzt jedoch sitze ich in einem 220er Diesel und komme mir vor wie ein Spießler. Beiges Fahrzeug, Mercedes-Stern, ockerfarbene Kunstledersitze, alles peinlich sauber. Ich habe das Gefühl, ein Bild ist zerstört, eine Vorstellung von, ja, von was? Einem männlichen Pärchen? Fahren die beigefarbene 220er Diesel? Ich lebe in einer Welt falscher Annahmen. Dieter am Steuer und Jürgen hält ein Nickerchen. Den Zeitplan habe ich gerade so geschafft. Büros geputzt, unter die Dusche, noch mal rasiert und von diesem Zeug auf mich gekippt, von dem Vater sagte, für den Preis könne man als Familie eine Woche gut leben. Im Moment hocke ich jedoch stocksteif auf der Rückbank, wünsche mich zu Katharina und frage mich, wie es Paul wohl geht in Chorweiler und ob er ab und zu an mich denkt. Es wird vielleicht Zeit, dort aufzutauchen, die Angst zu überwinden. Mich der Sache stellen. Aber nur vielleicht. Eigentlich ist mir nicht klar, was ich tun soll. Nur eins steht fest: es gibt neue Welten, in die es einzutauchen gilt. Komme, was wolle.

»Heinrich?«

Die Stimme reißt mich aus den Gedanken. Jürgen schnarcht dezent. Dieter schaut kurz in den Rückspiegel. Wir verlassen die A4 auf der Überleitung zur A61.

»Ja?«

»Jürgen hat erzählt, du wärst ein wenig verwirrt. Als wenn man nach einem tiefen und langen Schlaf erwacht und erst mal völlig desorientiert ist.« Er sieht wieder

nach vorne und ich bin beruhigt. Einfädeln auf die rechte Spur. Ein paar LKWs Richtung Holland, ein Camper. Dieter hat das Autofahren im Griff.

»Stimmt. Ich hab eine Freundin und liebe sie ...« Jetzt muss ich eine Pause machen und über dieses Wort nachdenken: Liebe. Dieter sieht über die Schulter, in den Außenspiegel und zieht auf die Überholspur.

»Du liebst sie«, wiederholt er.

Ich seufze. »Und wie. Ich hoffe, ich weiß, was das ist ... Liebe.«

»Liebe bedeutet, für den anderen da sein. So sehe ich das. Alles andere ist Verliebtsein«, sagt er, als wäre das ein ungeschriebenes Gesetz. Für den anderen da sein. Das kommt mir bekannt vor.

»Ist das nicht Nächstenliebe?«

»Auch. Ich helfe bei der Obdachlosen-Speisung. Das ist Nächstenliebe. Es ist ein Gefühl für Leid und Leben des Menschen, der sich über eine Erbsensuppe freut und dem ich zuhöre.«

»Aber mehr ist es nicht. Du bist nicht in ihn verliebt.«

»Nein.«

»Also ist Liebe so was wie ne Treppe. Untere Stufe ist Nächstenliebe im Obdachlosen-Treff, nächste Stufe dann Mami und Papi lieben dich, dann verliebe ich mich und gehe ne Stufe höher. Oder?« Dieter lacht, wechselt wieder auf die rechte Spur. Vor uns ist alles leer. Freie Fahrt.

»Das mit der Treppe finde ich gut.« Er schweigt für einen Moment. Jürgen gibt einen lauten Seufzer von sich, dreht den Kopf nach rechts gegen die Scheibe und schnarcht weiter. »Ich denke aber gar nicht mehr so viel darüber nach, was Liebe nun ist. Ich bin einfach glücklich mit meinem schnarchenden Freund. Das Schwierige war es nicht, ihn zu lieben oder in ihn verliebt zu sein oder ihm das zu beichten, das Schwierige war, mir einzugestehen, dass ich nicht so bin, wie meine Eltern wollten, dass ich bin. Nicht der war, den sie katholisch und als Familienmensch erzogen hatten.« Ich rutsche in die Mitte der Rückbank, so dass ich ihn besser im Rückspiegel sehen kann. Und er mich. Seine Worte schwirren in mir herum wie Achterbahn fahrende Ameisen. Es kitzelt überall. Mit jeder Silbe

entsteht ein kleines Loch in der Wand meiner Realität, die um mich herum gebaut ist. Licht fällt von außen hindurch. Mir dämmert, dass dies wichtig ist. Erkenntnis? Eine Wahrheit, die unumstößlich ist? »Das Schwierige war, zu erkennen, dass nicht ich der Fehler bin, sondern das starre Leben um mich herum«, setzt er nach. Bergheim zieht an uns vorbei, hier und da schon ein gelb verfärbter Baum. Braune Stoppelfelder, manche gepflügt. Der Fehler ist im System, sagte er. Jürgen und Dieter sind frei. Frei in dem, was sie füreinander fühlen. So ist das. Ich komme aus dem Grübeln nicht mehr heraus. Bald bremst Dieter ab. Bedburg steht auf dem Schild. Wir sind da.

Ein Vier-Seiten-Hof, wie man sie in dieser Gegend sehr oft findet, in alter Bauweise, die Heim, Hof und Burg zugleich war. Gegen alles Gesindel oder marodierende Landsknechte schützen sollte. Ich finde, das macht Sinn. Der Typ, der mir das erklärt, ist sicher alt, aber ich kann nicht einschätzen, wie alt. Rauschbart wie die beiden Frontleute von ZZ Top, Augenbrauen, die Breschnew Konkurrenz machen; wie soll ich da ein Alter schätzen. Ihm gehört das alte Gemäuer und wie es aussieht, wird rundherum renoviert. Der Innenhof ist gepflastert mit Grauwacke, eine Bühne in der dem Hoftor gegenüberliegenden Scheune. Lautsprechertürme, Mischpult, endlose Kabelstränge und Licht. Und ziemlich viele Menschen aller Couleur. Ich denke an Woodstock und Deutsche Bank.

»Ganz schön schrille Mischung an Leuten«, sage ich spontan und schaue dem Rauschbart in den Nacken. War das zu vorlaut?

»Jo, stimmt«, ist alles, was er sagt. Jürgen sucht eine Toilette und Dieter einen Parkplatz. »Ich bin der Hans«, erklärt er, zieht ein Päckchen Schwarze Hand aus der Gesäßtasche und hält es vor mein Gesicht. »Eine drehen?«

»Ich heiße Heinrich und nein, vielen Dank. Ich rauche nicht.«

»Na jut, Jung. Schau mal im Wohnhaus, links die Küche, da is en großes Büffet. Und falls du bissken Asche übrig hast, von wegen der Kosten und so, die wirfst du einfach in den Klingelbeutel.«

Er lässt mich stehen. Also Büffet in der Küche. Mitten auf dem Innenhof steht eine große Linde, um den Stamm eine recht neu gezimmerte Holzbank, zwei Frauen sitzen drauf, unterhalten sich angeregt. Eine nickt mir mit freundlichem Gesicht zu als ich auf dem Weg ins Wohnhaus vorbeigehe. Ich hebe die Hand, lächle und muss zugeben, dass es sehr ungewohnt ist, was ich gerade erlebe, diesen Mix aus jung, alt, mittendrin, bunten Klamotten, Batik, ein paar feinen Anzügen, sogar Nadelstreifen darunter. Grundsätzlich alle aber winken, nicken, lächeln sich zu, erzählen miteinander, trinken an die Wand gelehnt ein Bier. Das könnte die Menschheit sein in eintausend Jahren, stelle ich mir vor und drücke mich an zwei Männern vorbei in den Flur des Hauses. Terrakotta-Fliesen, eine holzwurmdurchsetzte Garderobe, niedrige Türrahmen unter denen ich mich durchbücken muss. Dann bin ich in der Küche und setze mich staunend auf einen ziemlich alten Stuhl mit abgewinkelten Beinen. Die Szene hier drin ist wie ein Gemälde. Ich fühle so was wie Ehrfurcht oder Dankbarkeit, ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich auch einfach gerührt. Zwei sich küssende Frauen direkt neben Männern die sich begrüßen wie hunderte Jahre alte Freunde, einem Teller verteilenden Carlos Santana-Verschnitt und neben ihm das glatzköpfige Gegenteil, Schlagzeug-Sticks im leicht gespannten Hosenbund stecken. An drei Wänden Tische, bunte Tücher als Tischdecken. Auf ihnen alles, was das Herz begehrt. An der dem Fenster abgewandten Seite ist ein großer Kachelofen in die Wand gebaut. Ich schließe die Augen und lausche allen Stimmen hier drin. Bis mir jemand auf den Kopf tippt.

»Eingeschlafen, Heinrich?«

Es ist Jürgen, Dieters Arm liegt um seine Schulter. Mehr als Kopfschütteln kann ich nicht. Aus einem unbekanntem Grund kommen mir fast die Tränen. Also stehe ich schnell auf, greife nach einem Schein in der Hosentasche, finde den Klingelbeutel und werfe fünfzig Mark hinein. Wir lassen uns Teller geben.

Die Zeit schreitet voran, zieht wie der leichte Westwind an mir vorbei. Der Blues ist langsam und erinnert mich an den Besuch in den Südstaaten vor wenigen

Jahren und Platten von Albert King. Jürgen hat gesagt, es ist als Konzert angemeldet bei der Kommune, von wegen Lärm und dem Parken der Autos. Weil der Gutshof außerhalb liegt, darf die Band bis Mitternacht Musik machen. Er hat mir aber eingebläut, dass es nur ein Konzert ist. Es gäbe hier weder Männer die Männer küssen noch Frauen, die Ihresgleichen küssen. So langsam leuchtet mir auch der Sinn eines Vier-Seiten-Hofes mit verschließbaren Toren ein. Das Konzert einer Blues-Band, mehr nicht. Mutters Anmerkung fällt mir ein: *„Dann bist du ja in guten Händen ...“*. In der Tat. Von kinderfressenden Schwerverbrechern keine Spur. Im Gegenteil, es ist angenehm friedlich. Und die Musik ist tatsächlich hervorragend. Der glatzköpfige Schlagzeuger ist nicht John Bonham, aber wer hätte das schon erwartet. Dieter und Jürgen stehen halblinks vor mir. Jeder den Arm um des anderen Hüfte, wiegen sie sich mit der Musik. Drei Frauen mit Batik-Shirts rechts und ein Nadelstreifen links, der sich dauernd streckt und nach etwas oder jemanden umsieht. Ich tippe Jürgen auf die Schulter, deute auf meinen Teller als er sich umdreht. Noch etwas zu Essen holen, forme ich mit den Lippen. Er nickt. Vorsichtig suche ich einen Pfad durch die Menschen und sie lächeln. Das ist ja fast schon unheimlich. Spontan denke ich an die Sanyasins mit ihren orangenen Gewändern, wie sie dauerlächelnd ihre Krishna-Bibeln auf der Hohen Straße verkaufen. Aber nein, so ist es hier nicht. Hier gibt es alles, quer durch die Bank. Von seriös bis Hippie. Ich nähere mich dem gemeinsamen Nenner. Sie alle eint das Ausgestoßensein. Menschen mit Berufen, Träumen, Studium, Wünschen, und doch müssen sie sich verstecken. Ich lächle zurück.

Die Küche ist leer bis auf einen älteren Mann, der mit geschlossenen Augen auf einem Stuhl döst und einer jungen Frau; um die zwanzig eventuell. Sie trägt ein blaues Kleid, das kurz über den Knöcheln endet, die schmale Taille wird von einem breiten Ledergürtel betont. Kurze, schwarze Haare, nicht mehr als zwei Zentimeter lang. Ich bleibe stehen. Niemand sonst im Raum. Die Musik kommt zum Fenster herein und der Mann bewegt sich nach wie vor nicht. Ich sehe ein zweites Mal zu der Kurzhaarigen. Sie anzusehen ist wie ein Sonnenaufgang, nachdem ich nach

Jahren die dunkelste aller Sonnenbrillen von den Augen reiße. Sofort ist mir klar, was mich so blendet: ihr Hals. Es gibt keinen längeren, schlankeren und wenn sie den Kopf dreht, muskulöseren als diesen Hals. Wie auf telepathischen Kontakt hin, bemerkt sie mich und schaut her. Ich weiß, dass ich rot werde. Sie lächelt nicht das Lächeln aller anderen. Es ist wesentlich weiter entfernt. In einem Raum fernab meiner bisherigen Erfahrung.

»Hallo«, sagt sie. Ich nicke nur und fluche über meine Sprachlosigkeit. Wie ein Trottel. »Ich bin Sabine.«

»Ja, äh ... Hallo.« Sie steht einfach und sieht mich an. Schwerfällig setze ich ein Bein vors andere. Bin ich irgendwie gelähmt? Fast meine ich, stolpern zu müssen. »Heinrich.« Eine minimale Bewegung ihres Kopfes, kurz auf die Seite.

»Heinrich? Das ist aber mal ein alter Name.«

»Jo, ich bin zufrieden.« Sabine lacht kurz. Sieht sie nicht aus wie die Nofretete-Büste aus dem Museum? Was mache ich hier? »Ich wollte noch etwas zu essen holen«, bringe ich raus, aber das wird sie sich gedacht haben. Sie tut schließlich dasselbe, pikst mit einer Gabel Melonenstücke auf einen Teller, rollt Schinken und drapiert ihn dazwischen. Melone und Schinken? »Schmeckt das? Süß und salzig?« Als Antwort wickelt Sabine eines der Melonenstücke in eine Scheibe Schwarzwälder und hebt es mir hin.

»Probier!« Ich probiere. Und bin begeistert von der Kombination.

»Boah! Lecker!« Zwei Schritte trennen uns. Der alte Mann beginnt zu schnarchen, Sabine wirft einen Seitenblick auf ihn, schnappt sich zwei Scheiben vom dunklen Brot und sieht auf meinen Teller.

»Lassen wir ihn schlafen. Ich werde mal in Ruhe essen. Rechts vom Wohnhaus ist ein Gesindehaus. Dort kann man gut sitzen. Falls du Lust hast auf Gesellschaft.« Sie geht, lässt mich einfach zurück. Das blaue Kleid schmiegt sich bei jedem Schritt um den graziösen Körper. Fehlen nur die Flügel. Hungrig schöpfe ich zwei Löffel Kartoffelsalat, etwas Bohnensalat, zwei Frikadellen und natürlich Melonenstücke mit Schinken. Dazu ein Glas Orangensaft. Nichts wie raus. Rechts vom Wohnhaus, sagte sie. Das Gesindehaus ist winzig. Das arme Gesinde. Zu wievielt sie wohl darin

gehaust haben? Zwei Stufen führen in einen schmalen Flur. Im rechten Raum stehen drei Holztische mit Bierbänken. Sabine hat noch nicht angefangen zu essen. Ich habe den Eindruck, sie hat nur auf mich gewartet, wusste, dass ich komme. Das sagt jedenfalls ihr Blick. Also nehme ich gegenüber Platz und spüre förmlich, wie sich ein Schirm aus Vertrauen und Geborgenheit über uns aufspannt.

»Du hast aber viel Hunger.«

Ich schaue wohl etwas betrübt drein, woraufhin sie lacht. »Mach dir keine Gedanken. Seit mein Bruder in der Pubertät ist, schaufelt er bei mir regelmäßig den Kühlschrank leer. Ich bin es also gewohnt.« Jetzt ist mir der Appetit irgendwie vergangen. Lustlos beiße ich in eine Frikadelle, die bei weitem nicht so gut schmeckt wie Mutters Fleischklopse; und den Senf habe ich noch dazu vergessen.

»Wie alt ist dein Bruder?«

»Sechzehn.«

Ich muss schlucken. So alt wie ich. »Und wie alt bist du?«

Sabines Zögern lässt mich an meiner Frage zweifeln. In irgendeinem alten Schinken sagte einer, dass man eine Dame nicht nach dem Alter fragen sollte. Ich halte das für ausgemachten Blödsinn.

»Ich bin 26, demnächst werde ich 27.« Sie lacht, denn die Überraschung ist mir wohl deutlich anzusehen. »Verzeih, wenn ich lache. Aber dein überraschtes Gesicht ist die häufigste Reaktion auf das Erfahren meines Alters.«

»Tut mir leid ...«

»Ach was, das muss dir nicht leid tun. Ich sehe halt nun mal aus, wie ich aussehe.« Jetzt muss ich irgendein anderes Thema nehmen. Sie kommt mir zuvor. »Du bist sicher kaum älter als 18, nicht wahr?«

»Äh, genau genommen bin ich 16.« Sie lacht nicht, steckt sich stattdessen ein Melonenstück in den Mund, kaut genüsslich.

»Dann gehst du noch zur Schule?«, sagt sie einen Moment später.

»Ja, in die Elfte.«

Sabine dreht sich seitlich, zieht ein Bein hoch, stellt den Fuß auf die Bank, greift mit dem rechten Arm ums Knie. Das blaue Kleid spannt sich. »Ich bin neugierig,

Heinrich. Du bist mit Jürgen und Dieter gekommen ...« Meinen fragenden Blick interpretiert sie richtig und unterbricht sich selbst. »Ja, die meisten Leute hier kennen sich untereinander«, erklärt sie. »Wir haben am Ende nur uns. Und jetzt erzähl mir von dir. Warum bist du hier?« Sabine ist frei heraus, umwerfend. Beeindruckend schön, aber noch imposanter ist diese gelassene Direktheit. Darauf stehe ich, denn das erlaubt mir, ebenso zu sein. Kurz und knapp erzähle ich ihr die Geschichte von Paul, Katharina und dem Schwanken zwischen meinen inneren Pfeilern. Sie nickt still, mehrmals. Ihr Gesicht ist ernst. Dann schweigen wir beide für zwei Melonenstücke und den Rest der Frikadelle.

»Und jetzt erzähl von dir, Sabine.«

»Ich studiere klassischen Gesang an der Musikhochschule ...«

»Ui! Echt?« Ihr Grinsen offenbart Grübchen in den Mundwinkeln. Tief und schattig.

»Ja, bald bin ich fertig.«

»Und dann?« Sie atmet tief ein und malt Figuren auf die vernarbte Holzplatte. Noten fallen mir dazu ein oder ein Teil ihrer Träume vielleicht.

»Ich träume von der Met oder der Scala.« Das sagt mir etwas.

»Also New York oder Mailand.« Jetzt ist sie dran mit dem überraschten Gesicht.

»Ich bin erstaunt. Hätte ich nicht erwartet, dass ein Sechzehnjähriger mit diesen Worten die richtigen Orte verbinden kann.«

»Naja, ein bisschen was weiß ich schon.« Ich stelle mir Sabine in einem Galakleid vor, auf einer Bühne unter einem Spot, die Ränge besetzt mit den Größen der Welt. Ihre Stimme gibt den Menschen Hoffnung, Illusionen, eine Pause vom Leben. Und doch ist sie jetzt hier an diesem Ort. Fernab der von allen akzeptierten Kunst und Kultur, zwischen Menschen, die sich verstecken müssen. Und ich bin mitten unter ihnen.

»An was denkst du, Heinrich?« Nach einem kurzen Moment fällt mir auf, dass ich den Kopf schüttele, nur behutsam. Vielleicht, um die vielen Gedankenfetzen zu

ordnen, Sätze aus ihnen zu formen. Langsam legt sich Sabines Hand auf meinen Unterarm, wie ein kühler Luftzug. Der Kartoffelsalat duftet gut. Er muss warten.

»Ich fühle mich wohl hier, so geborgen. Dieter und Jürgen mag ich, es ist friedlich. So wie es sein sollte. Weißt du, was ich meine?«

»Ungefähr kann ich es mir vorstellen. Ich vermute mal, so ergeht es einigen.« Die Hand auf meinem Unterarm. Wie lang und schmal sie ist. Mutter würde jetzt auf eine Klavierspielerin tippen.

»So wünsche ich mir die Zukunft, Sabine.«

»Deine Zukunft?«

»Nein. Das wäre ziemlich egoistisch. Für Paul, Katharina, Jürgen und Dieter, die Menschen in Köln, drüben, hinterm Eisernen Vorhang, in Südafrika ... warum kann es nicht überall so sein wie jetzt und hier?« Sie sagt nichts. Warum nicht? Mag sie Frauen und weiß nicht, wie antworten? Wie mir das erklären? In den Boden versinken oder aufspringen und mein Leben auseinanderreißen! Das kommt mir in den Sinn.

»Ich glaube nicht daran, dass es jemals anders wird, Heinrich«, sagt sie leise. »Jürgen und Dieter werden sich immer verstecken müssen. Oder Paula und Marion, die draußen auf der Bank saßen. Die Menschen ändern sich nicht.« Ich friere plötzlich. Als wäre die Temperatur nach ihren Worten um wenige Grad gesunken. Wie kann sie so strahlen, wenn es laut ihrer Worte keine Hoffnung gibt, jemals frei sein zu können? Sabines Hand ist nun ein Fremdkörper auf meinem Arm. Nicht mehr beruhigend. Ohne zu zögern, lege ich meine Hand auf ihre. Vorsichtig, um sie nicht zu erschrecken. Ich bin kurz davor, Niagarafälle zu weinen, aber das will ich nicht. Stattdessen versuche ich zu lächeln und ihre Antwort ist das Heben eines Mundwinkels. Immerhin fast ein Lächeln.

»Kann ich nicht mal zu einem Konzert von dir kommen? Dir zuhören?«

Tiefes Einatmen, dann nickt sie.

»Warum nicht? Ruf in der Musikhochschule an und frag nach den Probestunden von Sabine Dernbach. Es kommen immer mal wieder Schüler, die wissen wollen, was auf sie zukommt, wenn sie Gesang studieren.«

»Das werde ich tun.«

»Hier bist du!«, trifft mich eine Stimme hinterrücks. Jürgen setzt sich zu uns, wirft einen Blick auf Sabines Hand unter meiner und grinst. »Dann habt ihr euch kennengelernt. Schön.« Der Schirm über uns ist weg, der Zauber verflüchtigt. »Ich bin verdammt müde, Heinrich. Ist zwar erst halb zwölf, aber ich denke, wir werden fahren. Ist das okay für dich?« Muss das sein? Jetzt schon? Kann ich nicht mit Sabine hier im Gesindehaus sitzenbleiben und die Nacht endlos ausdehnen? Stille Gedanken, die ich für mich behalte.

»Nee, kein Problem. Schließlich musst du ja morgen an die Orgel.« Das Grinsen kann ich mir nicht verkneifen und Jürgen erwidert es.

»Das hättest du nicht gedacht, was? Dass ein schwuler Kerl in der katholischen Kirche beim Gottesdienst vor der Klaviatur sitzt, nicht wahr?« Sabines Hand zieht sich zurück auf das blaue Kleid.

»Nein, wirklich nicht.«

»Iss schnell fertig. Ich hol schon mal den Daimler. Dieter hat ein Bierchen zu viel. Der kann nicht fahren.«

»Ist gut. Ich komme dann raus.« Schon ist er weg und ich starre auf den Kartoffelsalat.

»Mach den Teller leer. Ich bringe ihn dann zurück«, fordert sie mich auf. Ein Blick auf den langen Hals und das fein geschnittene Gesicht. Hier sitzen und essen, sie betrachten. Was könnte es Schöneres geben? Die erste Gabel landet in meinem Mund. Beinahe rutscht mir heraus, sie nach einer Telefonnummer zu fragen. Der Rest der Tatsachen purzelt sogleich hinterher. Zehn Jahre älter, Katharina und Paul, die endgültige Verwirrung. Also Nofretete lieber nicht anstarren, die Augen auf dem Teller halten. Noch tiefer ins Labyrinth vordringen zu wollen, macht mir Angst. Als ich den letzten Krümel aufgegessen habe, stehe ich auf. »Ich ahne, was in dir vorgeht, Heinrich«, sagt sie leise und schaut hoch. »Ich bin asexuell. Es gibt in meinem Leben weder einen Mann noch eine Frau. Ich mag es, mit Menschen Eis essen zu gehen, ins Kino, mich mit ihnen zu unterhalten. Aber ich habe kein

Verlangen nach ihnen.« Ich starre sie an, versuche mich an dieses erste Wort zu erinnern. Was sagte sie? Asexuell? Bevor ich weiterdenken kann, erhebt sich Sabine vom Platz, nimmt den Teller, kommt um den Tisch herum und gibt mir einen Kuss auf die Backe. »Ich mag dich. Du Erinnerst mich an einen guten Freund. Er ist ein toller Zuhörer.« Mit einem Lächeln verschwindet sie und ich warte nur noch darauf, dass es jetzt durchs Dach regnet.

Dieter schnarcht noch um einiges lauter als Jürgen. Ich denke an Mord. Wäre das Mord? Oder Totschlag? »Entschuldigung, Jürgen, aber wie hältst du das aus?«

»Immer vor ihm einschlafen«, sagt er, schaut über die Schulter, setzt den Blinker und schon sind wir auf der 61. Das nächste, was mir einfällt, ist ein altes Ehepaar, das neulich im Fernsehen zu sehen war. Vierzig Jahre verheiratet. Beide sägen ganze Wälder in jeder Nacht, sagte der Reporter. Wie soll man das aushalten? Ich muss lachen. »Was lässt dich lachen?«

»Ach, nicht der Rede wert. Eben dachte ich an ein altes Ehepaar. Zusammen schnarchend im Bett. Ihr beiden schnarcht auch. Irgendwie liebenswert, oder? Menschen halt. Mein Vater schnarcht auch, besonders mit viel Bommerlunder.« Jürgen pendelt bei 100 Stundenkilometern ein, der Diesel schnurrt ruhig. In der Ferne sieht man eines der Braunkohlekraftwerke leuchten. Eine Antwort bleibt aus. Aber möglicherweise ist er mit den Gedanken ganz woanders oder wundert sich über mein Geschwafel.

»Du hast Sabine kennengelernt«, sagt er nach einer Weile. »Das wundert mich, ehrlich gesagt, nicht. Gibt wenige, die sich an ihre Erscheinung herantrauen. Bei dir hätte ich drauf gewettet, dass ihr euch kennenlernt.« Ich weiß nicht, was ich sagen soll, halte lieber den Kopf an die kühle Scheibe. Sie vibriert sanft. Er hat recht mit *ihre Erscheinung*. Sie sticht aus einer Menge Menschen wie ein Leuchtturm im Wattenmeer hervor.

»Jürgen?«

»Hm?«

»Ich habe keine Ahnung, was asexuell bedeutet ... also für einen Menschen.«

»Tja ...« Er setzt zum Überholen eines holländischen Bananenlasters an, zieht an ihm vorbei. Es ist dunkel in der Kabine des LKWs. Die großen Reifen rauschen auf dem Teer. »Das ist gar nicht so einfach zu erklären, Heinrich. Ehrlich, so richtig nachvollziehen kann ich es nicht. Mich verlangt es nach Dieter. Also, du weißt was ich meine. Ich fahr auf ihn ab und manchmal könnte ich ihn auffressen, aber Sabine ... hm, sie zieht es zu niemandem ...«

»Du meinst, sie hat einfach keinen Bock, mit jemandem zu schlafen ... ich hab das schon so weit kapiert, aber heißt das auch, sie kann sich nicht verlieben?« Jürgen schüttelt den Kopf. Kein Nein, eher so was wie eine Verlegenheitsgeste. Er reibt sich die Stirn.

»Das habe ich sie nie gefragt.«

»Wie lange kennst du sie schon?«

Dieters Kopf fällt auf seine Brust. Es sieht ungesund aus. Ich greife zur Arretierung der Lehne und drehe sie nach hinten, ziehe den Pullover aus, mache eine Art Kissen draus, um seinen Kopf draufzulegen. »Danke«, sagt Jürgen.

Ich vergesse meine Frage. Sie ist unwichtig. »Der Abend hat mich jetzt noch mehr in die Brühe gedrückt«, gestehe ich stattdessen und lehne den Kopf wieder an die Scheibe. »Ich muss da raus, sonst werde ich noch irre. Nächste Woche besuche ich Paul. Komme, was wolle.«

»Tut mir leid, Heinrich.«

»Schon gut. War toll da. Vor allem Sabine ...«

Dieter rülpst wie eine Kuh. Er schreckt sofort hoch, sieht sich um. »Was?! Wo sind wir?« Wir lachen, was das Zeug hält.

Kapitel 8

Wer schert sich drum

»Du machst dich rar«, beschwert sich Andi und steigt aus dem Bus, direkt vor meine Füße, blickt zu mir auf. »Das finde ich nicht gut.«

»Ich weiß. Tut mir leid.«

»Okay, Entschuldigung akzeptiert«, sagt er und nickt. »Aber deswegen weiß ich immer noch nicht, warum das so ist.«

»Na, aus demselben Grund, warum du dich rar machst, seit du ne Freundin hast.« Er kneift ein Auge zu.

»Ich rufe dich hundert Mal an, du rufst nicht zurück. Soll ich etwa warten, bis der Herr sich Zeit nimmt?« Er umrundet mich und marschiert Richtung Schulhof. Ich suche einen Grund, um wütend auf ihn zu sein. Da ist jedoch keiner. Alles was ich an Gründen entdecke, ist auf meinem Mist gewachsen. Ich bin nicht sicher, ob er das alles nachvollziehen könnte. Wenig begeistert von den kommenden sechs Stunden, klemme ich die Tasche unter den Arm und folge ihm. Stur wie er ist, geht er zielstrebig und zügig zum Haupteingang, verliert sich bald zwischen den anderen Schülern. Geplapper um mich herum, Lachen, Panik aufgrund nicht gemachter Hausaufgaben, aufgeregte Fünftklässler, die Großen aus der Dreizehn zeigen Gelassenheit. Kaum habe ich die Aula halb durchquert, ist am Eck zur Verwaltung Rektor Kurz zu sehen und ich ahne schon, nach wem er Ausschau hält. Seine winkende Hand ist deutlich sichtbar, der Blick trifft mich. Ich verlasse den Strom der Menschen und quere zum Hausmeister-Kabuff, an dessen Ecke er wartet.

»Herr Konstantin ...«

»Herr Kurz.«

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass Ihre Leistungen etwas nachgelassen haben.« Das will er von mir? Mir sagen, meine Leistungen hätten nachgelassen? »Das ist die Oberstufe, Herr Konstantin. Der Spaß ist vorbei.« Ich nicke. »Im Übrigen finde ich, dass Sie der Bezeichnung ‚*langhaariger Bombenleger*‘ mehr und mehr entsprechen.«

»Woher wissen Sie, dass ich in meiner Freizeit Bomben lege?« Er verdreht die Augen, hebt die Unterarme und formt die Hände zu Krallen. Damit möchte er vielleicht nach mir greifen, begnügt sich aber mit etwas Unsichtbarem.

»Das war doch nur eine Metapher, mein Gott.« Ich kann beruhigt lächeln.

»Sie dürfen gerne Heinrich zu mir sagen, Herr Kurz.« Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand greifen an die Nasenwurzel. Kurz stöhnt und hält die Augenlider etwas länger geschlossen. Dann wird sein Gesichtsausdruck umso entschiedener. Eine Hand beschwört förmlich, was nun kommt.

»Was ich damit sagen will: Gehen Sie zum Friseur! Scheren Sie die Matte! Ein bisschen können auch Sie auf Ihr Äußeres achten!«

»Ach so ... sagen Sie das doch gleich. Nächste Woche hab ich nen Friseurtermin. Und mein momentaner Leistungsabfall ist analog zu meinem Biorhythmus. Ich bin grad in einer Meditationsphase und muss mich sammeln.« Ich hoffe, er fühlt sich auf den Arm genommen.

»Zu meiner Zeit wäre ihre Bemerkung Anlass für einen Schulverweis gewesen«, empört er sich. »Da gab es dann den Arbeitsdienst oder gleich die Wehrmacht. Das wissen Sie hoffentlich!« Er wird rot. Kleine Spuckebläschen bilden sich an den Mundwinkeln. Das Gemurmel meiner Mitschüler tritt in den Hintergrund. Oder werden sie leiser? Kurz ist ein Choleriker. Seine Anfälle oft spontan, wie aus dem Nichts kommend. Meistens entschuldigt er sich, manchmal zieht er nur schweigend von dannen.

»Natürlich weiß ich das, Herr Kurz. Hab ich alles nachgelesen in Büchern. Leider haben wir es nicht in Geschichte durchgenommen.« Er kocht.

»Mir würde es genügen, wenn Sie einfach mal wie ein guter deutscher Junge in die Schule kämen. Gut angezogen, gut frisiert, mit Anstand und Höflichkeit«, presst er um Haltung bemüht leise hervor.

»Okay. Mach ich«, ist meine Antwort und wende mich schnell ab, tauche unter im Fluss der Mädchen und Jungs. In einer Minute klingelt es. Englisch.

Es hat fünf Schulstunden gedauert, bis meine Entschuldigung Andis Herz erweichen konnte. Dabei hat sicher geholfen, ihm alles zu gestehen, was seit vielen Wochen einem Sturm ähnlich durch mein Inneres zieht. Seine Reaktion war Schweigen. Ein gutes Zeichen. Schweigt Andi, muss er nachdenken. Und natürlich verdauen. Meine Zweifel, vielleicht auch Ängste, Jungs eventuell genau so zu mögen wie Mädchen, hat ihn aus dem Tritt gebracht. Einen Zentimeter zurückweichen lassen, als er es hörte. Jetzt steht er in der Telefonzelle, ruft seine Mutter an und fragt, ob sie noch einen Teller für mich mit decken könnte, denn bei mir fiel das Mittagessen heute aus. Dann sitzen wir im Bus und schweigen. Herr Kurz fällt mir ein. Ich solle doch ein guter deutscher Junge werden, waren seine Worte.

»Sag mal, Andi, dein Vater ist doch im Schützenverein und hat immer so komische Klamotten an, so jägermäßiges Zeug ...« Sein Gesichtsausdruck lässt mich grinsen. Er hält mich in diesem Augenblick für völlig verrückt. »Keine Angst, ich drehe nicht durch. Kurz hat mich heute Morgen zu sich gewunken. Du bist ja wie ein Blöder vorausgeeilt, sonst hättest du das mitbekommen.«

»Und?«

»Er hat sich beschwert, dass ich wie ein ‚*langhaariger Bombenleger*‘ aussehe. Ich solle mal wieder zum Friseur und endlich ein anständiger deutscher Junge werden.« Andi kneift ein Auge zu. Es rattert in seinem Kopf.

»Aha, verstehe, jetzt willst du die Klamotten von meinem Alten anziehen, so Kniebundhosen und so Zeug.«

»Nee, besser. Dein Vater sammelt doch so Militaria-Zeug, Ritterkreuze und was es so alles gibt. Du hast mir doch schon Kataloge gezeigt. Und in einem Katalog waren auch Wehrmachtsklamotten. Kann ich mich gut erinnern.« Andi überlegt, blickt auf seine Füße. Ich warte und male mir aus, welche Utensilien mich zu einem guten deutschen Jungen machen würden.

»Ja, da gibt es einen Versand«, erinnert er sich. »Irgendwo bei Hannover. Hab ich schon durchgeblättert. Und du meinst ...«

»Ja, das meine ich.«

Andi lehnt sich zurück, starrt an die mit Filzstift verhunzte Decke. »Hm, das könnte ein Spaß werden.« Ich lehne mich ebenfalls zurück, strecke die Beine in den Mittelgang und stelle mir den Spaß vor. Wir biegen in die Bonner Straße ein. Endlich ein anständiger deutscher Junge werden, das wäre mal was.

Es gibt Pommes mit Tiefkühlerbsen und Fischstäbchen. Dazu Mayonnaise und Remoulade. Für Andis Mutter ein Sternemenü. Immerhin steht in der Küche eine Spülmaschine, so dass außer abräumen keine Küchenarbeiten anfallen und wir zu den Hausaufgaben übergehen. Andi ist schneller als ich. Kurz vor drei sind wir fertig. Er geht Kaba und Kekse holen. Aus dem Hosenbund zieht er den Katalog. Die vorletzte Seite besteht aus vier Bestellkarten, in die man nur Artikelnummer und Anzahl eintragen muss und dann ab in den Briefkasten. Wir beginnen zu blättern. Ich bin überwältigt vom Angebot. Offenbar kann dieser Versand die Wehrmacht erneut ausrüsten.

»Ob das alles neu genähtes Zeug ist?«, fragt Andi sich.

»Denke schon. Oder meinst du, sie haben alte Lager geräumt?«

Er deutet auf eine Anmerkung unter der Kategorie *„Uniformen“*. *„Uniformen der Waffen-SS werden ausschließlich von unseren Partnerunternehmen in den USA hergestellt und können nur über diese bestellt werden, da es sich um eine in der Bundesrepublik Deutschland verbotene Organisation handelt“*.

»Alter! Was ne Scheiße!«, platzt Andi heraus. »Meinst du, mein Vater ist ein klammheimlicher Nazi?«

»Bisschen rechts ist er schon, aber das ist doch nix Neues.«

»Ja, Sprüche fallen öfter bei ihm, so wie bei unserem verblichenen Herr Baldemer, aber ich meine, so richtig Nazi. So überzeugt ...«

»Keine Ahnung, Andi. Frag ihn halt.« Er schüttelt den Kopf, gibt mir den Katalog, lässt sich nach hinten fallen und drückt das Kissen aufs Gesicht. Es klopft ein Mal dann geht die Zimmertür auch schon auf. Andis kleine Schwester kommt rein.

»Was macht ihr hier?«

»Nix!«, ruft Andi und wirft ihr das Kissen an den Kopf. »Raus hier!« Sie geht wieder. »Nervensäge ...«

Ich grinse in den Katalog und entscheide mich für die Uniform einer Infanteriedivision aus dem Frankreichfeldzug. Der Stahlhelm ist wie neu, das Emblem der Division auf der Seite, Koppelschloss, die Knobelbecher sind gebraucht, haben aber eine genagelte Sohle. Schulterstücke und Kragenspiegel sind die eines Stabsfeldwebels. Na, immerhin ... ich notiere alle Artikelnummern auf der Bestellkarte und kreuze Vorkasse an. »Lass uns zur Bank gehen, damit ich das gleich überweisen kann. Je eher, desto schneller kommt das Zeug.«

Andi richtet sich wieder auf, legt den Arm um meine Schulter. »Sag mal, Heinrich, muss ich jetzt Angst haben unter der Dusche nach dem Handballtraining?« Ich sehe ihn an.

»Dein Schniedel hat mir schon immer gefallen. Zarte, bewegliche Vorhaut ...« Er weicht entsetzt zurück, ich kämpfe mit einem Lachanfall. »Vergiss es, Andi. Ich stehe mehr auf die Dunkelhaarigen. Du bist nicht mein Typ«, setze ich noch einen drauf. Er steht auf und zieht die Jacke an.

»Das ist nicht lustig«, erwidert er, stutzt. Und dreht sich dann um. »Warum bin ich nicht dein Typ?«

»Ich mach doch nur Spaß. Sag bloß, du bist deswegen eingeschnappt?« Uns fehlen die Worte. Alles, was jetzt kommt, kann nur verletzen. Ich sehe es an seinem Blick und er an meinem. Also reiße ich die Karte an der Perforation ab und stecke sie ein. »Komm! Ab zur Post. Ich schicke die Karte als Eilbrief und bezahle gleich.« Andi verlässt still das Zimmer. Seltsamerweise stelle ich ihn mir in diesem Moment nackt vor. Nichts wie raus hier.

Es ist Samstagnachmittag, meine Jobs sind erledigt und auf dem Esstisch liegt der Falk-Plan von Köln. Zwei volle Umdrehungen des Minutenzeigers habe ich darüber nachgedacht, mit Mutter über alles zu reden und dann verworfen. Selbst wenn ich davon ausgehe, dass sie Verständnis zeigen würde, kämen doch nur tausend Fragen ihrerseits und sie würde mindestens zwei Monate drüber grübeln.

Sich vielleicht sogar fragen, was sie falsch gemacht hat. Dann kommt mir die Idee, dass dies jetzt ein Moment ist, an dem sich das gemeinsame Leben beginnt zu trennen. Eigene Geheimnisse, das eigene Fühlen wird mächtig, älter werden, mich von dem lösen, was lange meine gewohnte Umgebung war. Der Ruf der Freiheit vielleicht? Vielleicht rede ich ja doch mit ihr darüber. Aber erst einmal ist der Besuch bei Paul angesagt und morgen werde ich zu Katharina fahren.

Noch nie in meinen wenigen Lebensjahren war ich in Chorweiler gewesen. Mit Vater dran vorbeigefahren auf dem Weg nach Dormagen oder Neuss, aber so mittendrin ... immerhin weiß ich, dass die Fünfzehn nach Chorweiler fährt und ich an der Liverpooler Straße aussteigen werde. Mutters Fähigkeiten habe ich die Entzifferung der Adresse auf Frau Müllers Zettel zu verdanken. Paul wohnt in der Florenzer Straße 14-18, unweit der U-Bahn-Station. Ich bin froh, dass ich alleine zuhause bin. Zwar starre ich auf das verwirrende Puzzle aus Straßen, doch in meinen Kopf stürzen die Figuren in wahlloser Abfolge durcheinander. Paul, Sabine, Katharina ... keine einzige davon kann ich einfangen und mich ihr nähern. Warum sind alle so weit weg? Auf einem entfernten Orbit umkreisen sie den Planeten Heinrich, der langsam seine Atmosphäre verliert. Das Telefonklingeln reißt mich aus diesem Zustand. Ich gehe in den Flur und nehme ab.

»Konstantin.«

»Heinrich ...« Es ist Katharina. Aber noch etwas anderes ist zu hören.

Unsicherheit?

»Oh! Du bist es ...«

»Steht das noch morgen?« Ich bin kurz verwirrt. Was meint sie? Wieso zittert ihre Stimme? Dann fällt mir ein, dass ich ja nach Bonn fahren will und wir einen Kinobesuch geplant haben.

»Klar, morgen mit der üblichen Bahn. Erst gehen wir was essen, dann ...«

»Heinrich?«

»Ja?«

»Ich liebe dich.«

Jetzt verschlägt es mir die Sprache. Etwas ist geschehen. Das ist so klar wie Kloßbrühe. »Und ich liebe dich, Katharina.«

»Also bis morgen.«

Sie legt auf. Ich sehe mich als einen dieser Komiker in lustigen amerikanischen Filmen, die noch eine Zeitlang, Hörer in der Hand, vor dem Telefon verharren und dumm aus der Wäsche gucken, weil sie nichts kapieren. Dann lege ich auf, ziehe Schuhe und Jacke an. Die Alarmglocke unterhalb meines Herzens hört nicht auf zu schrillen. Auch nicht, als ich schon im Bus sitze und zum Chlodwigplatz fahre. Chorweiler ... Chorweiler ... ich mag das Wort nicht. Ich mag den Stadtteil nicht. Trabantenstadt. Und was ist mit Katharina? Sie ist diejenige, die problemlos eine Stunde telefonieren kann. Und jetzt so kurz, mit verunsicherter Stimme? Ich komme gar nicht mehr aus diesem Karussell heraus. Umstieg in die Straßenbahn. Die Magengrube zieht sich mehr und mehr zusammen. Warum ausgerechnet Chorweiler? Als die Bahn endlich unterirdisch fährt, bin ich froh. Die Menschen vor der Scheibe sind weg. Nur noch mein Gesicht spiegelt sich darin. Hell, dunkel, hell, dann der Ebertplatz. Eine Menge Zustiegende. Lachen, Schweigen. Ein alter Mann mit einem Offiziersschiffchen, das aussieht, als hätte er es schon an der Ostfront getragen. Ein letztes Stück Erinnerung vielleicht ... plötzlich wieder Tageslicht. Und Regen. Weidenpesch, wir verlassen den Untergrund. Häuserzeilen, geparkte Autos. Ich überlege, bei der nächsten Haltestelle auszusteigen, umzukehren und Paul einfach zu vergessen. Doch ich tue es nicht, also Gartenstadt, Longerich, nach der Kaserne tauchen die ersten Wohnblöcke auf. Nicht mehr lange.

Köln-Chorweiler steht auf der Anzeige. Die Station liegt unter dem City-Center, einer zweigeschossigen Einkaufsmeile. Allerdings unterscheiden sich die Menschen hier drin deutlich von denen auf der Hohen Straße. Und der Geruch. Eine Mischung aus Feuchtigkeit, Abgestandenem, Bier, Schweiß und Gleichgültigkeit; wenn man sie riechen kann, dann genau hier. Klärchens Biertruhe neben Herberts Lotto-Station. Bäckereien, Kleidergeschäfte, ein Supermarkt neben einem Kebab-Laden und gegenüber die Rhein-Apotheke. Wie komme ich ins Freie?

Ich folge einem Luftzug um die Ecke und finde den Weg hinaus in den Regen. Allerdings ist das die Liverpools Straße. Also erneut hinein. Es muss auf der anderen Seite ebenfalls einen Ausgang geben. In Herberts Lotto-Station kaufe ich eine Dose Cola und frage den Mann nach der Florenzer Straße. Kurz angebunden, bestätigt er meine Vermutung, dass ich über den zweiten Ausgang dorthin komme. Immer der Nase nach, sagt er und ich habe keine Ahnung, was er meint. Nach zwanzig Metern weiß ich es. Ein Metzgereischild auf Türkisch und der Geruch nach Fleisch weisen den Weg. Halal geschlachtet. Nur Lamm und Rind. Dran vorbei und durch die Tür. Regen, aber immerhin frische Luft. Ich bin in einer engen Betongasse, nur Graues um mich herum, ein Hochhaus im Rücken und eine ins Parkhaus gegenüber führende Fußgängerbrücke über mir. Vor einer Abstellbucht für Müllcontainer stehen fünf Jugendliche, mein Alter, alle eine Kippe im Mund, Bier in den Händen. Sie mustern mich. Abschätzen. Wer ist der Kerl? Noch nie gesehen hier ... dann reden sie weiter über belangloses Zeug. Ich gehe die wenigen Meter zur Straße. Rechts Hochhäuser. Gelbe Balkone an hellgrauer Fassade. Zwanzig Stockwerke, daneben eines nur halb so hoch. Hinter mir ein enormer Block. Vier oder fünf Häuser aneinandergereiht. Das muss die Florenzer Straße sein. Nur wenige Meter gehen und ich entdecke 14-18, stoppe und atme tief ein.

Die Menge der Klingeln versuche ich gar nicht erst zu zählen. Mit dem Zeigefinger suche ich die Reihen ab und siedend heiß fällt mir auf, dass ich leichtsinnigerweise angenommen habe, ein Klingelschild auf dem ‚Müller‘ steht, wäre so einfach zu finden oder überhaupt existent. Was, wenn nur der Nachname seines Freundes draufsteht? Und das nächste Drama folgt sofort, denn in der Masse der Anwohner entdecke ich fünf Personen namens Müller. Allerdings schließe ich mal aus, dass damit Paul gemeint ist, denn mit sechzehn wird er nicht alleine auf dem Schild stehen. Was also tun? Herbert kommt mir in den Sinn. Wieder zurück zu Herberts Lotto-Station.

»Kann ich mal bitte telefonieren?« Er gibt einer Kundin deren Rückgeld und sieht mich mürrisch an. Also lege ich fünf Mark auf die Theke. Für fünf Mark kann ich nach Paris telefonieren.

»Ortsgespräch?«, will er wissen.

»Ja, aber ich brauche noch ein Telefonbuch, bitte.«

»Kostet extra.«

Nicht lange überlegen, Heinrich. Nimm den Fünfer weg und leg nen Zehner hin. »Das sollte jetzt mehr als genug sein.« Herbert zieht ein ramponiertes Telefonbuch aus einer Schublade und wirft es aufs Thekeneck.

»Danke.« Ich ahne, dass die Suche dauert. Nach vier Seiten Müller, entdecke ich einen in der Mommsenstraße. Hausnummer stimmt. Ich schnappe den Kugelschreiber und notiere die Nummer auf der Hand, schlage das Buch zu. »Und das Telefon?«

»Durch den Vorhang, gleich rechts«, raunt Herbert und nimmt drei Lottoscheine entgegen. Ich gehe durch den Vorhang und meine, mich trifft der Schlag. Ein Erdbeben hätte kein größeres Chaos verursachen können als ich hier vorfinde. Das Grau des Telefons ist kaum noch zu sehen unter all den bräunlichen Flecken. Es ekelt mich, aber hilft ja alles nichts. Wählen und nach zehnmalem Tuten erkenne ich die Stimme von Pauls Mutter.

»Hier ist Heinrich. Ich bin grad in Chorweiler. Wissen Sie, wie Pauls Mitbewohner mit Nachnamen heißt?« Es ist still auf der anderen Seite. Vielleicht leises Atmen oder ein Rauschen. So langsam werde ich ungeduldig.

»Schwarzenberg, glaube ich«, höre ich sie einen Moment später sagen.

»Okay ...«

»Heinrich?«

»Ja?«

»Sag Paul, dass ich ihn vermisse. Er soll mich doch mal wieder besuchen. Hörst du?« Ihre Stimme versagt. Ich meine, sie schniefen zu hören. Dann legt sie auf. Meine Laune rutscht noch ein Stück den Hang hinab. Angewidert lasse ich den Hörer auf die Gabel fallen und gehe zurück in den Vorraum. »Danke«, sage ich mit

dem Öffnen der Tür, dann Richtung Metzgerei, ins Freie, vorbei an den biertrinkenden Jungs und zur Klingeltafel. Schwarzenberg ... es dauert. Als Paketbote oder Briefträger muss man hier ja wahnsinnig werden. Und tatsächlich, es existiert ein Schwarzenberg. Ich drücke mehrmals. Statt einer Frage aus dem Lautsprecher nur das Summen des Türöffners. Endlich bin ich drin. Eine Batterie Briefkästen auf der linken Seite und rechts vier Fahrstühle. Wie soll ich denn hier eine Wohnung finden?

»Verdammter Mist ...« Niemand hört mein Gefluhe. Eine alte Frau kommt von außen auf den Eingang zu. Schwer beladen mit drei Edeka-Tüten. Ich öffne ihr, was sie gar nicht bemerkt. Als wäre ich eine Automatik-Tür. »Entschuldigung, wissen Sie vielleicht wo ...« Sie verschwindet in einem der Fahrstühle. »Das gibt's doch nicht!« Ich gehe wieder hinaus und klinge Sturm.

Wenn ich oft genug klinge, verliert irgendjemand da oben die Nerven und wird wutentbrannt runterkommen. So mein Plan. Er geht auf. Ein paar Minuten und sieben hereinkommende Menschen später stürzt derjenige aus dem letzten Fahrstuhl und rennt durch die Eingangstür, entdeckt aber nur mich. Vielleicht zwanzig Jahre alt, rote Adidas-Turnhose, weißes Doppelripp-Unterhemd, Badelatschen und wenige Stellen auf der Haut ohne ein Tattoo. Er funkelt mich an.

»Klingelst du hier Sturm?!«

»Tu ich! Denn ich will zu Paul und hab keine Ahnung, wo ich in diesem Bunker suchen soll. Steht ja nirgends hier!« Ich bin lauter als gewollt. Er zuckt zurück. Was vielleicht daran liegt, dass er einen Kopf kleiner ist.

»Was willst du von Paul?«

»Ihn besuchen. Wir waren zusammen in einer Klasse.« Der Kerl blockiert die Tür. Ein alter Mann klopft von innen. Er lässt ihn raus. Der Alte guckt ihn grimmig an. Das ist das Haus der Schlechtgelaunten, wie es scheint. Und ich fühle mich nicht wesentlich besser. Die rote Turnhose überlegt sicher eine Minute, mustert mich von oben bis unten.

»Paul ist nicht da. Er ist bei seinem Alten. Muss aber demnächst kommen.«

»Ich werde warten.«

»Hier?« Die Turnhose nervt.

»Das überlasse ich dir. Oben warten ist auf jeden Fall wärmer.«

»Na, meinetwegen«, sagt er und öffnet die Tür mit einem Schlüssel. Ich schaffe es gerade noch, sie aufzufangen bevor sie zufällt, folge ihm in den ersten Fahrstuhl, der sich öffnet. Es geht in den elften Stock. Geruchsmäßig ist die Kabine am unteren Ende der Skala ertragbarer Gerüche. Elf Stockwerke schweigendes Rattern. Oben angekommen geht es nach links. Jede zweite Deckenlampe ist kaputt, der Boden verschrämmt, Teile fehlen und blanker Estrich schaut heraus. Vor mancher Wohnungstür liegt ein Willkommen-Abtreter, gemalte Kinderbilder hängen an mehr oder weniger zerkratzten Türblättern. Wie zwecklos, denke ich. Die Turnhose nimmt die letzte Wohnung auf der rechten Seite. Ich schließe die Tür hinter mir und fühle mich an Pauls Zuhause erinnert. Jemand hat einen Container voll Kram ausgekippt und liegenlassen. Hier sieht jedes Zimmer identisch aus. Unnützes Zeug, leere Flaschen, Klamotten, Iso-Matten. Ich verstehe es nicht und suche Pauls Freund; wenn er es denn ist und finde ihn in dem, was man als Küche bezeichnen könnte. Zumindest gibt es einen Kühlschrank neben einer Spüle. Auf einem Holztisch steht eine Zweifach-Platte zum Kochen. Die Turnhose zieht ein Gaffel leer, stellt die Flasche ab. »Auch ein Kölsch?«

»Warum nicht.«

»Nimm reichlich Platz«, fordert er mich auf. »Kölsch steht unterm Tisch.« Der reichliche Platz besteht aus einem weiteren Stuhl und das Bier ist warm.

»Ist der Kühlschrank kaputt?« Er nickt.

»Kannst Frederik zu mir sagen«, bietet er an und öffnet eine weitere Flasche, setzt an, zieht sie ein gutes Stück leerer.

»Heinrich«, ist meine knappe Antwort. Seine Augenbrauen rutschen ein Stück nach oben.

»Paul hat von einem Heinrich erzählt. Der hätte ihn wohl aus einem bösen Traum befreit oder so ...« Frederik, die rote Turnhose, hat kaum Haare auf dem Kopf. Vor

zwei Wochen kahlrasiert oder so ähnlich. Ein schwarzer Schatten Borsten mit dünnen Narben, verteilt auf dem Schädel, teils blutverkrustet.

»Du bist sein Freund?«

»Sagt wer?«

»Pauls Mutter.«

»Aha! Von der weißt du also, wo Paul jetzt wohnt.« Er nickt verhalten. »Ja, hab Paul im Betrieb kennengelernt. Bin da aber nicht mehr.« Ich will nachfragen, warum nicht, lasse es aber bleiben. Eine Ahnung sagt mir, ich sollte nicht zu tief bohren. Er beugt sich vor und mustert mich genau. »Ich kann gut verstehen, dass Paul sich in dich verliebt hat«, sagt er leise. Ich trinke einen großen Schluck. »Aber er meinte, du wärst gar nicht schwul«, setzt er nach. Dann stellt Frederik die Flasche auf den Tisch, steht auf, zieht die Turnhose aus und stellt sich vor mich. »Du gefällst mir wirklich gut ... Heinrich.« Seine Hand landet auf meinem Kopf und fährt langsam die rechte Schläfe hinab. Sein Penis ist vor meinem Gesicht und er wächst. Ich bin gelähmt. Alles ist gelähmt. Kein Sprechen möglich, keine Bewegung. Zwischen meine Abscheu drängelt sich die Neugier hindurch und will diesen Penis berühren, während sich alles in mir gegen den Rest der roten Turnhose sträubt. Die Wohnungstür öffnet sich knarzend und fällt wieder zu. Frederik dreht sich gegen den Kühlschrank und pfeift ein Lied.

»Bin wieder da!« Pauls Stimme. Dann steht er im Türrahmen, sieht seinen Freund mit fast steifem Penis vor der Kühlschranktür stehen und mich mit hochrotem Kopf auf dem Stuhl. Paul macht kehrt. Eine Tür schlägt zu. »Arschloch«, sage ich zu Frederiks Hinterkopf, stehe auf und suche die geschlossene Tür. Viel Auswahl habe ich nicht, klopfe. Sie ist nicht verschlossen, also gehe ich hinein, schließe die Tür aber hinter mir. Paul steht am Fenster durch das er nicht allzu viel sehen kann. Das Glas ist trüb, fettige Schlieren überall.

»Dein Freund ist einfach aufgestanden, hat sich die Turnhose ausgezogen und vor mich hingestellt, Paul. Mehr ist nicht passiert; und wäre auch nicht passiert. Zumindest nicht von meiner Seite ...« Ich stelle mich neben ihn. Chorweiler im Regen. Was für eine trübe Aussicht. »Ich bin nur hier, weil ich dich unbedingt

wiedersehen wollte.« Schweigen gegen die Scheibe. Das Tageslicht unter den Wolken reicht kaum aus, Pauls Zimmer zu erhellen. Das Fenster schluckt den Rest. »Ich soll dich grüßen von deiner Mutter. Sie hat Heimweh nach dir. Fahr mal nach Hause. Ich könnte mitgehen ...«

»Du warst bei Mama?«

»Ich wollte dich dort besuchen.«

Zaghaft spüre ich Pauls Finger auf der Suche nach meiner Hand. Ich greife zu. Fest. Unsere Blicke folgen den Regentropfen über der Trabantenstadt. Block neben Block. Ein Strand aus Einsamkeit. Paul fängt an zu weinen, dreht sich und meine Arme schließen sich um ihn. Um Gottes willen ... was ist hier nur passiert? »Warum ziehst du nicht wieder zu deiner Mutter? Das hier ist doch scheiße, Paul.«

»Dort bin ich alleine. Hier nicht.«

»Aber der Kerl ist doch ein Arschloch ...« Jetzt blickt er mich an. Wie sehr sich doch sein Äußeres verändert hat. Ein junger Mann steht neben mir und lächelt etwas gequält. Auf eine gewisse Art erinnert Paul mich an Alain Delon. Fast unnahbar. Ich stelle fest, dass er mir gefällt und das erschreckt mich.

»Nicht immer. Er kann auch zärtlich sein ...«

»Und du meinst, das reicht für ne Beziehung?«

»Manchmal.«

»Wie oft hat er dich schon mit nem anderen Kerl betrogen? Du hast gesehen, was grad passiert ist ...« Paul antwortet nicht. Schaut wieder zum Fenster hinaus. Der Regen wird dichter. Mehr Veränderung gibt es nicht zu sehen da draußen. »Also nicht nur einmal«, vermute ich. Wieder Schweigen. Mein Blick fällt auf den Teppich um uns herum. Vater trafe der Schlag. Er würde umgehend mit einer Teppichreinigungsmaschine anrücken. Verrückte Gedanken ... »Wie ist die Lehre?«

»Gut«, sagt Paul knapp. »Interessant, aber ...«

»Aber?«

»Die Leute kriegen mit, wenn da ein schwules Pärchen arbeitet. Das muss man aushalten können ...« Ich atme tief ein. Mir fehlen wirklich die Worte. Etwas Tröstendes, Beruhigendes, irgendwas mit Hoffnung und Zuversicht. Dann fällt mir

die in einem Vier-Seiten-Hof versteckte Party ein, Menschen hinter schützenden Mauern. Alles im Geheimen. Ich lasse seine Hand los, packe die schmalen Schultern, drehe ihn um und küsse ihn. Warum Worte? Es ist, wie es ist ...

Luft holen. Nasenspitze an Nasenspitze und die schwarzen Pupillen kaum sichtbar im Halbdunkel des Zimmers. Sind das sinnliche Lippen? Erneut treffen sich unsere Münder. Vorsichtig, voller Rücksicht darauf, dass wir Schulfreunde waren, zusammen im Turnunterricht gewesen, auf Klassenfahrt, ein unscheinbarer, irrlichternder Paul und der alle anderen überragende Heinrich. Die Tür geht auf, ohne dass ich mir etwas dabei denke. Ein lauter Fluch. Etwas Hartes trifft mich an der Schläfe. Für einen Augenblick verliere ich die Orientierung, sehe nur Pauls Beine. Aus dem Augenwinkel die rote Turnhose und dessen Faust. Ein zweiter Schlag. Ich falle in den Kram. Zwischen Schuhe, Hosen und zwei leere Sporttaschen. Dann bekommt Paul sein Fett ab. Er ist diesem Frederik nicht gewachsen und ich noch geschockt. Paul kreuzt die Arme vor dem Kopf, aber es hat keinen Zweck. Frederiks Hiebe kommen durch. Meine Handflächen finden nicht mal den Boden, so voll ist alles mit Müll. Dann macht es in mir Klick. Mit einem Sprung stehe ich, greife diesen Kerl im Nacken und am Turnhosenbund. Mit Schwung werfe ich ihn an die Wand. Als er auf dem Boden landet, bin ich über ihm, packe mit der rechten Hand in seinen Schritt und drücke zu. Da ist sein Schrei aus Wut und Schmerz. Die linke Faust trifft ihn am Kinn. Ein zweites Mal. Er wird still. Der Kopf ist zur Seite geneigt. Vielleicht ohnmächtig? Pauls Wimmern drückt sich in meine Ohren. Zügig lasse ich von Frederik ab, bin so schnell es geht bei Paul. Mit einem Ruck ziehe ich ihn hoch und bugsiere den schmalen Körper in die Küche. Zurück zu Frederik, der noch auf dem Boden liegt. Immerhin stöhnt er und fasst sich ans Kinn. Also wieder zu Paul.

»Heinrich ...«, flüstert er. »Ich ...«

»Du musst hier weg. Ich nehme dich mit zu deiner Mutter. Okay?« Er nickt, setzt sich. Aus dem Kasten hole ich zwei Gaffel, öffne sie und stelle beide auf den Tisch. Dann hocke ich mich ebenfalls hin. Wir trinken still. Pauls Schläfe schwillt an und er

hat Blut in einem Mundwinkel. Ich muss mich zurückhalten, um nicht ins Zimmer zu gehen und diesen Frederik ein zweites Mal außer Gefecht zu setzen. Lange warten müssen wir jedoch nicht. Er kommt raus, geht eingeknickt über den Flur in ein anderes Zimmer.

»Hol deine Sachen! Papiere, Geld, das Wichtige. Klamotten oder anderes unwichtiges Zeug lassen wir hier. Das können wir jederzeit kaufen.« Schweigend stellt er die Flasche in die Spüle und verschwindet. Ein Wasserhahn läuft irgendwo. Dann öffnet Frederik die Tür und sieht mich an. Immer in die Augen sehen. Im Blick behalten.

»Ich gehe«, höre ich Paul sagen.

»Ja, geh doch! Geh zu deinem neuen Freund ...«

»Das ist nicht mein ...«

»Halt einfach die Fresse!«, fährt ihm Frederik ins Wort, schließt die Tür wieder von innen. Paul erscheint im Türrahmen.

»Hab alles.« Ich nicke, stelle die Flasche weg. Wir können gehen. Raus aus diesem furchtbaren Block. Die Jungs stehen immer noch in der Müllcontainerbucht. Pauls geschwollenes Gesicht erregt ihre Aufmerksamkeit. Ich lasse sie nicht aus den Augen. Kurz bevor wir sie erreichen, drehen sie die Köpfe weg. Vergeblich warte ich auf einen Spruch, um mich vergessen zu können. Aber es bleibt still. Schade. Meine Stimmung hat die richtige Temperatur. Paul trottet mir nach. »Hast du Hunger?«, frage ich mit Blick auf den Döner-Laden. Er zögert. Also ziehe ich ihn hinein. »Lass uns was essen.«

»Ich hab nur noch wenig Geld.«

»Paul ...«

»Okay. Schon verstanden.«

Bei dem jungen Kerl bestelle ich zwei große Kebab-Teller mit allem drum und dran, zwei Cola, außerdem eine Flasche Wasser und ein paar Servietten. Eine davon mache ich nass. »Hier, wisch dir das Blut vom Mund.« Paul tupft daneben. Ich nehme ihm die Serviette ab und erledige das.

»Danke.«

»Nix zu danken, Paul.«

Wir gehen zum Stehtisch und lehnen uns an die Wand. Samstag, früher Abend. Die Menschen machen sich auf in die Stadt. Kino, Kneipe, Spaß haben. Irgendwas machen. Paul kann die Tränen nicht zurückhalten. Ich lege den Arm um seine Schulter. Als unser Essen kommt, frage ich nach dem Telefon. Der Mann führt mich nach hinten. Ich rufe Pauls Mutter an und bitte sie, auf uns zu warten. In spätestens einer Stunde wären wir da.

Die letzten Meter zum Hauseingang in der Mommsenstraße muss ich Paul förmlich treten. Weiß der Teufel, was in ihn gefahren ist. Er rückt nicht mit der Sprache raus. Seine Mutter steht geschniegelt und gestriegelt in der Küche. Fertig, um in den Eigelstein zu fahren. Als ich Paul durch die Wohnungstür drücke, fällt sie ihm um den Hals. Es hat den Eindruck, sie will ihn fressen.

»Walther holt mich ausnahmsweise mit dem Auto«, sagt sie dann und geht in die Küche, Paul hinter sich herziehend. »So spare ich eine halbe Stunde. Mehr Zeit haben wir nicht«, erklärt sie und setzt sich an den Tisch. Ich drücke Paul auf den Stuhl und nehme an, er will nicht erzählen, also rattere ich die Erlebnisse von heute runter. Sie atmet tief ein und aus. Dann greift sie sich mit einem Papiertuch in die Augenwinkel. Der schwarze Kajal fließt die Wange hinab, bildet kleine Linien. Immer wieder kullern Tränen über den Nasenflügel. »Sag doch auch mal was, Paul«, bittet sie ihn und streicht über seinen Kopf, den er auf die Seite zieht. »Ich habe dich vermisst. Du hast einfach nichts von dir hören lassen.« Aber Paul bleibt still. In seinem Gesicht zuckt kein Muskel. Dutzende Fragen schwirren durch meinen Kopf. Er will nicht hier wohnen? Kann er überhaupt noch in Marsdorf arbeiten? Machen seine Kollegen ihn dort fertig? Warum ist dieser Frederik eigentlich rausgeflogen? Irgendwie muss es jetzt hier weitergehen ...

»Ich kann nicht mehr nach Marsdorf«, kommt es urplötzlich aus ihm heraus. »Frederik ist rausgeflogen, weil er mich dauernd geküsst hat. In der Umkleide oder im Pausenraum. Drei Mal hat ihn der Chef verwarnt. Er würde ihn anzeigen, hat er gedroht. Und ich hab nur noch Drecksarbeiten bekommen. Halle fegen, Hof fegen,

rosa Bleistifte für die Berufsschule, rosa Kappe von den Kollegen ...« Er legt den Kopf auf die Tischplatte. Haut dann die Stirn drauf. Noch einmal. Dann immer öfter. Ich ziehe ihn zurück. Seine Mutter sieht auf die Wanduhr und verdreht die Augen.

»Paul, ich muss weg. Heute ist Samstag. Da verdiene ich am meisten Geld. Heinrich, ich bitte dich ...«, fleht sie mich an. »Kannst du bei ihm bleiben?« Da ist wieder das Gebirge über mir. Ich will nur weg. Morgen nach Bonn. Um Gottes willen, ich habe Paul geküsst. Schon wieder. Und diesen Schwanz gesehen, nach dem ich greifen wollte. Wer dreht hier wohl demnächst durch? Pauls Mutter zieht den Kaval nach, schnäuzt sich, rückt die Bluse zurecht. Sie sieht umwerfend aus. Paul dagegen hängt wie ein nasses Handtuch im Eck des Boxrings. Mir kommt eine Idee.

»Ich wette, wenn ich meinen Vater frage, gibt er Paul einen Ausbildungsplatz. Wir stellen jeden Herbst vier oder fünf Lehrlinge ein.« Ich schlucke und weiß nicht, was ich da sage. »Und wir haben auch noch ein Zimmer. Ein Gästezimmer. Wenn ich zuhause alles erkläre, kann Paul vielleicht eine Zeitlang dort wohnen ...« Ich bin sicher, meine Eltern werden mich steinigen. Was rede ich da?! Pauls Mutter sieht mich ungläubig an.

»Wissen denn deine Eltern, dass Paul ... dass er ...«

»Nein, das wissen sie nicht. Aber ich hoffe, ich lehne mich jetzt nicht zu weit aus dem Fenster, wenn ich sage, dass es ihnen egal ist.« Sie starrt auf den Boden, dann auf ihre Finger, die perfekt rot lackierten Nägel. Dann klingelt es und wir beide zucken zusammen. Nur Paul bleibt reglos. Die Stirn wieder auf der Tischplatte. Pauls Mutter sieht mich an, steht auf, tritt hinter mich und beugt sich herab. Ein Kuss landet auf meiner Wange.

»Wenn was ist, ruf mich an! Die Nummer hängt im Flur überm Telefon.«

»Ist gut, Frau Müller.«

Sie streicht Paul über die Haare. Ein zweites Mal klingelt es. »Ich hab euch lieb«, sagt sie und geht. Eine Wolke Parfüm bleibt in der Küche hängen. Ich suche den

gelben Sprudel, finde aber nur Reissdorf im Kühlschrank, öffne zwei Flaschen und setze mich neben Paul.

»Deine Mutter hat sich verändert«, stelle ich fest. Er antwortet nicht. »Trinken wir die aus, dann fahren wir zu mir.«

Kapitel 9

Sackgassen

Paul schläft noch. Nehme ich an. Die Zimmertür ist zu. Vater köpft sein Frühstücksei und macht ein zufriedenes Gesicht. »Wunderbar. Genau richtig. Dotter läuft noch ein wenig. Nicht zu fest, nicht zu weich. Hat sich gelohnt, der neue Eierkocher, was?«

»Man muss trotzdem die richtige Menge Wasser einfüllen und die Eier anpiksen«, erwähnt Mutter. »Ganz von selbst macht er das auch nicht.«

»Wohl wahr«, seufzt er. »Irgendwann in der Zukunft wird alles von selbst passieren. Wie in Perry Rhodan oder Raumschiff Enterprise«, setzt er nach, löffelt den unteren Teil vom Ei komplett aus der Schale und steckt es in den Mund. Direkt hinterher schiebt er ein Stück Toastbrot hinein. Ein Druck auf seine Wange, und alles würde auf dem Tisch landen.

»Rudolf ... muss das sein?«

»Mhm!«

»Es gibt ein Problem«, sage ich und beide starren mich an. »Es ist Paul.«

»Lass hören«, fordert Mutter mich auf. Ich puste die Luft langsam aus und sehe beide an. Es muss sein, ermutige ich mich im Stillen.

»Paul mag Jungs. Das war sicher der Grund, warum er die Schule verlassen hat, weil ... weil er sich in mich verliebt hat. In Marsdorf hat er einen Typ kennengelernt, ein gewalttätiges Arschloch. Bei ihm ist Paul eingezogen. Weil dieser Typ ihn immer im Betrieb küsst, ist er rausgeflogen und die anderen haben Paul fertig gemacht ...«

»Inwiefern fertig gemacht?«, hakt Mutter ein.

»Rosa Sachen geschenkt, dumme Sprüche und du weißt, er hat keine harte Schale ...«

»Die Idioten«, brummelt Vater und verliert zwei Klümpchen Eigelb.

»Paul kann nicht mehr dort arbeiten. Das würde ihn vollends auf den Boden bringen. Und aus der Wohnung von diesem Idioten hab ich ihn gestern rausgeholt.«

»Und jetzt ist er wieder daheim?«

»Nee, Mama, da will er nicht hin. Er kann nicht alleine sein. Du weißt, wie seine Mutter arbeitet.« Sie nickt. »Er braucht im Moment ein richtiges Zuhause, jemand muss da sein«, vollende ich den ersten Teil meiner Idee. Vater trinkt einen Schluck Kaffee und sieht mich über den Tassenrand hinweg an. Mutter legt den Kopf schräg.

»Und mit einem richtigen Zuhause meinst du ...«

»So ungefähr, Mama, da meine ich hier.«

Ich weiß, dass sich die beiden jetzt angucken, beiße also lieber in mein Toastbrot und klopfe das Ei auf.

»Also, ähm ...«, beginnt Vater, wird wieder still, kräuselt die Augenbrauen. Bevor er weitermachen kann, muss ich mit dem zweiten Teil weitermachen. Schnell ein Schluck O-Saft.

»Und natürlich braucht er eine neue Lehrstelle. Denn in Marsdorf lassen sie ihn nur noch die Halle fegen. Da lernt man ja nix. Und Paul kann gut arbeiten, hast du selbst gesagt, Papa.«

»Du bist also mit einem fertigen Plan an den Frühstückstisch«, stellt Mutter fest und sieht mich belustigt an. Ich mache eine Verlegenheitsgeste. Was soll ich da sagen? Sie kennt mich. Vater lehnt sich zurück, kratzt seinen Hinterkopf. Sein Blick wird unstet, als ginge er in Gedanken die einzelnen Schritte zu einer Lösung durch. Nach einem weiteren Schluck Kaffee blickt er Mutter an. Sie hat ihre Entscheidung schon längst getroffen, das ist ihr deutlich anzusehen.

»Vier Wochen hier wohnen, einverstanden?«, schlägt er vor. »Und die Lehre kann er von mir aus beginnen, aber ich muss zuerst eine weitere Lehrstelle bei der Handwerkskammer melden. Bis dahin werde ich ihn auf Teilzeit einstellen, zwanzig Stunden in der Woche. Ist das okay?« Mutter lächelt ihn an und drückt seine Hand.

»Danke, Mama und Papa.«

Paul schläft nicht. Er sitzt vor dem Fenster an der Arbeitsplatte, auf der ich meine Revell-Modelle zusammenklebe und starrt auf das Nachbarhaus. Oder durch es

hindurch. Ich schließe die Tür, gehe die wenigen Schritte zu ihm und lege die Hand auf seine Schulter. Keine Regung. Das Bett ist wie frisch gemacht. Hat er überhaupt darin geschlafen? Ich setze mich langsam auf die Überdecke und mustere sein Profil. Gestern habe ich ihn geküsst. Und heute Morgen kommt es mir immer noch normal vor, in etwa so wie im Schwimmbad eine Portion Pommes kaufen, auf der Bank sitzen, die gelben Streifen durch die Mayonnaise ziehen, die Sonne dabei genießen. Katharinas Bild entsteht neben Pauls Kopf. Ich liebe sie und habe große Sehnsucht nach ihr, dem Lachen, der Stimme, ihren klugen, grünen Augen. Alle beide fügen sich in ein gemeinsames Bild. Ich frage mich, ob ich immer noch auf demselben Planeten bin wie vor einem Jahr.

»Meine Eltern sind einverstanden, dass du erst mal vier Wochen hier bleiben kannst. Und wenn du eine Lehre zum Glas- und Gebäudereiniger machen möchtest, mein Vater nimmt dich gerne.«

»Und dann?«, fragt er tonlos gegen die Scheibe.

»Was meinst du? Dass du hier wohnen kannst? Oder die Lehre?«

»Wo soll ich nach den vier Wochen hin?«

»Ich glaube, das müssen wir auf uns zukommen lassen. Wir werden noch mal mit deiner Mutter reden. Den Grund, warum sie im Eigelstein bleiben will, kennen wir nicht genau. Wegen Geld oder so. Aber vielleicht kann man das Problem ja lösen.« Sein Vater fällt mir ein. »Was ist eigentlich mit deinem Paps? Kannst du nicht bei ihm wohnen?« Paul starrt unbeirrt durch die Scheibe. Das macht mich nervös. Als würde ich mit einer Statue reden.

»Deswegen war ich gestern bei ihm. Er hat ‚Nein‘ gesagt. War mir aber vorher schon klar. Arschloch bleibt Arschloch.«

Ich lasse meinen Oberkörper aufs Bett fallen, stelle einen Fuß auf Pauls Stuhlkante. Jetzt schaut er mich an. Die schwarzen Augen kommen mir noch um einiges dunkler vor, endloser. Ich weiß plötzlich, warum er über die vier Wochen und das Danach nachdenkt. Weil ich ihn geküsst habe, ich Idiot. Weil ich es reizvoll fand, es wollte, einen Steifen dabei bekommen habe, aber mein Herz nicht die Sprünge vollführt, die es bei Katharinas Anblick tut. Paul ahnt, dass meine

Empfindungen nur zum Teil ihm gelten und ich in seinen schwarzen Augen und scharf geschnittenem Gesicht vielleicht nur Lust entdecke; Freundschaft mit ein bisschen Kitzel? Er hat Angst vor Enttäuschung. Ich will sofort in der Matratze versinken und kann mich noch nicht mal verstecken in diesem kleinen Gästezimmer. Paul hat starke Gefühle für mich und das, was ich für ihn empfinde, kann die letzte Barriere nicht überwinden, was bedeutet, ich nutze ihn aus. Der Gedanke reißt mich hoch, runter vom Bett. In den Regalen stehen all die Revell-Modelle der letzten Jahre. Sauber lackiert und mit Hoheitszeichen versehen.

»Paul?«

»Hm?«

»Ich fahre heute Nachmittag zu Katharina.«

»Freut mich für dich.«

Ich muss mich neben ihn setzen. Mitsamt Stuhl drehe ich ihn zum Bett und setze mich wieder auf die Matratze, greife seine Hände.

»Ich bin in sie verliebt. Oder es ist Liebe, keine Ahnung, wo da der Unterschied ist. Aber so tief wie für sie, empfinde ich nicht für dich. Und doch habe ich auch Sehnsucht nach dir. Frag mich nicht, wie das geht. Das ist wie ... ja, wie ein Kerl, der dich am Schopf in kochendes Wasser taucht und danach ins Eiswürfelbecken schmeißt. Und umgekehrt. Wieder und wieder. Alles was ich sage oder tue, kann sie verletzen oder dich verletzen. Was soll ich tun?« Er blickt mich lange an.

»Ich weiß es nicht, Heinrich. Ich weiß nur, dass ich dich liebe.« Da ist es, das Wort. Liebe. Paul liebt mich. Egal, was ich tue, sage oder bin. Er liebt den, der hier wie ein Trottel vor ihm sitzt und sich schämt. »Wenn ich hier wohne, sehe ich dich täglich. Du bist um mich herum. Dein Geruch, deine klugen Worte, deine Schlagfertigkeit, wie du etwas erklären kannst. Ich sehe meine Liebe, weiß aber, das wird nichts. Darf ich auf einen Kuss hoffen, wenn du mal nicht an Katharina denkst? Wie soll ich das aushalten, Heinrich?« Ich sehe seine Hände in meinen und lasse los. Das müssen Nadelstiche sein.

»Du hast recht ...«

Einem Blitz gleich fällt mir die Party ein. Jürgen, Dieter und Sabine. Dass ich nicht schon eher auf diese Möglichkeit gekommen bin! »Eventuell gibt es noch eine Alternative, Paul!«, platzt es aus mir heraus. Fast wäre ich wieder aufgesprungen. Er sieht mich überrascht an. »Denk mal an Jürgen, den Besitzer vom Comic-Laden. Er lebt mit einem Mann zusammen. Gleich morgen werde ich zu ihm gehen und fragen, ob er wohnungsmäßig einen Ausweg weiß. Was meinst du?« Es arbeitet in Paul. Das ist deutlich zu sehen. Stirnrunzeln und die geschürzten Lippen. Er wird sich hoffentlich gerade an Jürgen erinnern.

»Und die Lehre kannst du bei meinem Vater machen«, schiebe ich nach. Alles wird gut, denke ich. »Aber bis das geklärt ist, kannst du hier wohnen. Ist nicht so gut, wenn du bei deiner Mutter in der Wohnung hockst, immer leise sein bis sie aufsteht, und dann ist sie auch schon wieder weg. Zu viel allein sein ist scheiße. Hier hast du meine Mutter und ...« Ich wiege den Kopf hin und her. »Du kannst mit ihr über alles reden. Tu es.« Paul beugt ruckartig den Oberkörper nach vorne, legt die Arme um mich. Wange an Wange, so sitzen wir da. Ich muss an Katharina denken.

Ich nehme den erstbesten Zug. Auch wenn er etwas teurer ist. Der Fahrplan zeigt einen IC von Hamburg-Altona nach Basel. Ein einigermaßen leeres Abteil genügt mir, aber alle sind zu voll. Also entscheide ich mich für einen dieser neuen Großraumwaggon. Hauptsache niemand neben mir. Dann sitze ich endlich, mache die Augen zu und fühle mich sofort wie auf dem Zehn-Meter-Turm. Kopfüber in das mit Idioten aller Größen und jeden Alters gefüllte Menschenbecken springen. Es ist kaum Platz. Beim Eintauchen erkenne ich nur Gedanken, Wortfetzen, Schreie, Echos von Personen und dazwischen ich. Auf dem Weg zur Oberfläche, kaum Platz, Füße, Arme, Köpfe, ein einziges Gestrampel. Da pinkelt jemand ins Wasser. Es färbt sich lila und der Bademeister holt ihn mit dem Rettungsring raus. Das Becken ist mein Kopf, der nicht zur Ruhe kommt. Ich muss Luft holen, sonst gehe ich unter. Mit all diesen Gedankenfetzen um mich herum. Kaum strecke ich eine Hand durch die schillernde Wasseroberfläche, sagt eine

Stimme, dass wir in wenigen Minuten Bonn Hauptbahnhof erreichen. Schon? Wohin ist die Zeit verschwunden? Der Zug reduziert das Tempo. Ich stehe auf und gehe in den Einstiegsbereich. Erst nach vollständigem Halt öffnen, steht auf der Plakette über der Tür. Was sonst? Ein Schaben auf dem Boden. Ehepaar mit Rollkoffer. Es werden mehr und mehr am Ausstieg und die starke Verzögerung drückt uns gegeneinander. Ich spüre ein Ausatmen im Nacken. Der Bahnsteig. Endlich. Dann kommt der Zug zum Stehen, es klickt in der Tür und ich öffne, mache einen großen Schritt auf den tieferliegenden Asphalt; wieder zwischen Menschen. Mir ist nach losrennen und gebe dem Impuls nach.

Die Treppe hinab zur Unterführung, vorbei an allen möglichen Hindernissen, auch zweibeinigen. Auf der anderen Seite die Stufen empor und ich stehe im Bahnhof. Noch eine Stunde Zeit, bis Katharina kommt. Das reicht für Currywurst mit Pommes rotweiß und Spezi. Mit dem Essen gehe ich hinaus auf den Bahnsteig von Gleis eins, suche eine Bank. Langsam genieße ich die heiße Wurst und beobachte die vorbeiziehenden oder wartenden Menschen. Tränenreiches Winken beim Abschied, ein Kuss, Freude bei der Ankunft. Am Ende gibt es keine Auffälligkeiten unter ihnen. Ein Gesicht wie das andere, ein Koffer wie der andere. Höre ich Gespräche, drehen sie sich um belangloses Zeug. Oder ich verstehe es nicht, weil die Sprache unbekannt ist. Diplomaten und deren Familien aus dutzenden von Ländern. Sicher alle irgendwie mit den Botschaften verbunden. Ich vergesse meist, dass Bonn die Hauptstadt ist. Mehr ein Dorf als Stadt, aber das hat ja auch etwas Heimeliges. Die Wurst ist weg, Pommes ebenso, noch der letzte Schluck Spezi, dann werfe ich alles in den Mülleimer links von mir und strecke die Beine lang. Katharinas Stimme im Telefon fällt mir ein, das Unbehagen im Unterton. Etwas ist geschehen. Da bin ich mir fast sicher. Ein D-Zug fährt ins Gleis. Wien-Amsterdam steht auf dem Zuglaufschild. Hoffentlich ist Paul nach Hause gegangen, um sich mit Kleidern einzudecken. Dann kann er morgen oder übermorgen anfangen zu arbeiten und hängt nicht sinnlos in seinem Zimmer herum. Ein Blick auf die Uhr. Seufzend stehe ich auf und gehe zum Hauptaussgang.

Ein Blick zum Himmel. Gleichmäßiges Grau, eher Hochnebel als Regenwolken. Also dann, auf zur Haltestelle. Katharinas Straßenbahn wird gleich kommen.

Sie steigt als letzte aus und zögert für einen Moment. Bleibt einfach vor dem Einstieg stehen, sucht noch nicht mal nach mir. Die glänzenden Augen sind stumpf. Einige der Menschen, die einsteigen wollen, schauen sie verwundert an, ein Mann murmelt irgendwas. Ich mache ein paar Schritte auf sie zu, greife die kleine Hand und ziehe sie über die Straße Richtung U-Bahn-Station. Dort drücke ich den schmalen Körper gegen den großen Laternenmast. Sie ist wie ein Roboter oder ein alter Hund. Lässt alles mit sich machen.

»Katharina! Was ist denn mit dir?« Keine Antwort. Nur ein Blick, den ich nicht deuten kann. »Komm, lass uns irgendwohin gehen, wo es ruhiger ist.« Ein Nicken. Ich überlege krampfhaft. Kneipe? Zu viel Zigaretten. Eiscafé? Bestimmt jede Menge los. Dann sehe ich zufällig die Spitze vom Münster. Den Arm um ihre Schulter gelegt, machen wir uns auf den Weg. Schweigend gehen wir nebeneinander zum seitlichen Haupteingang der großen Kirche. Ich öffne die schwere Tür und als sie hinter uns zugeht, ist es wie in einer anderen Welt zu sein. Gedämpfte Stille, entferntes Murmeln. Richtung Apsis sind noch Bänke unbesetzt. »Komm, wir gehen nach links. Da haben wir unsere Ruhe.«

»Mh.«

Knochenharte Kirchenbänke. Und weit und breit keine Sitzkissen, aber dafür eine hohe Rückenlehne, die einiges verdeckt und Schutz bietet. Ein Mann aus Fernost, Japan vielleicht, erklärt zwei ihn begleitende Damen etwas, deutet dabei auf die Fresken an Wänden und Decke. In der Tat fühle ich mich in einer so großen Kirche auf eine besondere Weise behütet. Aber auch klein. Katharina fixiert ihre Hände, knetende Finger. Ich nehme sie in den Arm, kraule vorsichtig ihre Schläfe, das Ohr. »Warum sagst du nicht einfach, was dir durch den Kopf geht. Wird schon nicht so schlimm sein ...« Wahrscheinlich der dämlichste Halbsatz des Jahrhunderts. Ich könnte mich ohrfeigen.

»Doch!«, begehrt sie auf, wird mit einem Schlag präsent und sieht mich mit aufgerissenen Augen an. »Es ist schlimm. Sogar mehr als schlimm.« Perplex spüre ich die knochenharte Holzbank sehr deutlich, rutsche unruhig hin und her. Ich will nachfragen, bringe aber kein Wort heraus. Jemand schnürt mir die Kehle zu. »Du weißt, dass mein Vater bei Zeiss ist ...«

»Ja, das weiß ich.«

»Zeiss hat ihm einen guten Posten angeboten. In Oberkochen. Aber nicht mal eben für ein paar Wochen. Für immer.« Meine Stirn juckt. Ein paar Mal kräftig kratzen. Oberkochen? Ist das noch in Deutschland? Für immer? Heißt das etwa ... »Wir werden umziehen, Heinrich. Haus verkaufen. Ab nach Oberkochen ...« In Zeitlupe breiten sich die Worte in meinem Kopf aus. Wie bei der Sprengung eines großen Gebäudes laufen die Explosionen durch meinen Körper. Für einen Augenblick ist die Trägheit der Gewinner, dann stürzt die Ruine ein. Nach Oberkochen ...

»Dann ... dann bist du weg? Und wo, um Gottes willen, ist Oberkochen?« Sie zuckt mit den Schultern und sieht mich an. Ich ahne, dass es in ihr keine Tränen mehr gibt. Alle wurden schon geweint bis zu diesem Augenblick. »Kannst du nicht bei deinem Bruder wohnen?«

»War mein erster Vorschlag.«

»Und?«

»*Ich lasse doch nicht meine 16jährige Tochter allein in Bonn zurück*‘ Vaters Antwort.«

»Und deine Mutter? Sie kann doch mit dir hierbleiben und er kommt einmal im Monat zu Besuch oder öfter. Das kann doch ...« Katharina legt ihren Zeigefinger auf meinen Mund.

»Nein. Meine Mutter will nicht ohne meinen Vater in Bonn leben. Und das kann ich verstehen. Sie wäre einsam, ich in der Schule, nachmittags unterwegs, mein Bruder aus dem Haus ... das schafft sie nicht. Sie klebt an meinem Vater. Und umgekehrt.«

»Und ich klebe an dir, Katharina. Was soll ich denn ohne dich machen?« Eine Faust reißt mich von der Bank. Ich muss raus! Katharina lasse ich sitzen. Warum?

Ich liebe sie! Es ist nicht ihre Schuld! Schon bin ich auf dem Vorplatz und denke an ein paar Gläser guten Whiskeys in irgendeiner Spelunke. Die schwere Tür wird ein zweites Mal geöffnet. Eine kleine Hand greift nach meiner. »Und wann ist es so weit?«, frage ich Richtung der Menschen auf der anderen Seite.

»Er tritt den neuen Posten am zweiten Januar an. Im Moment ist er in Oberkochen und sucht nach einem Haus oder einer Eigentumswohnung.«

»Und findet er diese Woche was, kann das sehr schnell gehen ...«, mutmaße ich und würde am liebsten auf der Stelle nach Hause fahren. Katharina ahnt meine Gedanken. Sie rüttelt an meinen Schultern und stampft mit einem Fuß auf das Pflaster.

»Du bist nicht der Einzige, dem das weh tut, Heinrich! Meinst du, mir geht es besser? Nein! Und das schon seit Tagen, denn ich weiß es länger als du. Du fühlst dich scheiße? Ich auch! Die letzte Woche hab ich jeden Tag geweint, bin mit roten Augen in die Schule! Nicht nur du liebst mich, auch ich liebe dich! Vergiss das nicht!« Sie ist laut geworden und ich immer kleiner. »Mach mich nicht wütend!«, setzt sie nach. Tritt dicht vor mich. »Doch! Mach mich ruhig wütend! Vielleicht wird es dann einfacher!« Ich muss mich setzen und entdecke das Münster-Café in der Häuserzeile gegenüber.

»Komm, essen wir einen Kuchen. Vielleicht gibt es ja noch Plätze.« Sie hakt sich unter.

Im Münster-Café sitzen hunderte von Menschenjahren. Verteilt auf sieben alte Damen an drei zusammengestellten Tischen. Es ist laut wie in einem Kindergarten. »Der Bridge-Club Popelsdorf macht einen Ausflug«, sage ich beim Eintreten, während Katharina freundlich grüßt. Wir setzen uns an die Scheibe, mit Blick aufs Münster und all den begeisterten Touristen da draußen.

»Was darf ich Ihnen bringen?«

Noch nicht mal den Stuhl herangerückt, schon ist die Bedienung am Tisch. Nicht wirklich jünger als der Bridge-Club. Ich nicke zu Katharina.

»Haben Sie Apfelstrudel mit heißer Vanillesoße?«

»Haben wir.«

»Nehme ich. Und einen Pfefferminztee.«

»Sehr gerne. Und der junge Herr?«

»Käsekuchen mit Rosinen?«

»Ist ausgegangen.«

»Wohin?«, will ich wissen. Sie runzelt die Stirn und schaut irritiert. Katharina tritt mich unterm Tisch.

»Bringen Sie ihm dasselbe wie mir«, sagt sie kurzentschlossen. Die Alte nickt und macht kehrt.

»Apfelstrudel mit Vanillesoße ist nicht so mein Ding.«

»Du wirst nicht davon sterben«, hält sie dagegen.

»Immerhin. Was man von der Tatsache, von einem Tag auf den anderen keine Freundin mehr zu haben, nicht sagen kann.« Sie faltet die Hände, streckt die Daumen ab und legt die Stirn dagegen. Ich weiß, was sie sagen will: Idiot. Und hat recht damit. Keine Ahnung, wie ich damit umgehen soll. In meinem Unterleib fährt gerade eine Stachelwalze und verdichtet den Boden der Müllkippe. Jetzt zeichnet Katharina imaginäre Figuren auf die beigefarbene Tischdecke.

»Was sagen eigentlich deine Eltern? Ist ihnen das egal, wenn ihre Tochter unglücklich ist? Ich verstehe das nicht ...«

»Heinrich ...«, unterbricht sie und schaut an ihren gefalteten Händen vorbei. »Wir sind beide verletzt und sollten nicht ungerecht werden. Dein Vater hat eine Firma und ist sein eigener Boss. Meiner tut das, was sein Chef ihm sagt. Aber dazu kommt noch, dass er nicht nur ein Vater ist ... er ist auch noch Ingenieur, möchte vielleicht noch etwas erreichen, nicht auf der Stelle treten. Er hat bestimmte Träume. Und meine Mutter, naja, die folgt ihm schon seit sie achtzehn ist. Was erwartest du?«

Da liegt mir schon wieder was auf der Zunge, schlucke es aber hinunter. Sie ist mir über. Jahre voraus, so erwachsen und klug. Also atme ich nur tief ein und aus. Der Pfefferminztee kommt und dampft, dazu ein Schälchen für die Teebeutel. Es

bleibt nur eine Frage. »Du weißt nicht genau, wann ihr nach Oberkochen auswandert ...«

»Nein, aber Oberkochen ist bei Aalen, östlich von Stuttgart.«

»Also noch zwei Monate maximal, dann geht es ab auf einen anderen Kontinent.«
Sie nickt und stellt die entscheidende Frage.

»Was machen wir beide bis dahin?« An Katharinas Blick sehe ich, dass ihre Angst, darauf keine Antwort zu wissen, ebenso mächtig ist, wie in mir.

»Ja, was machen wir in unserer verbleibenden Zeit? Kino? Essen? Miteinander schlafen, zärtlich sein ...« Zwei Teller mit Apfelkuchen und dampfender Vanillesoße schwenken vor unsere Augen, landen vorsichtig auf dem Tisch. Die alte Dame sieht mich entgeistert an. »Meine Freundin ist umwerfend schön«, sage ich und sie lässt die Löffel zu früh los. Es klappert, ein gemurmertes ‚*Entschuldigung*‘ kommt. Dann macht sie sich davon. Katharina schweigt. »So tun, als wäre nichts?«, setze ich Katharina weiter zu. »Zeitlich begrenztes Glück? Wie sollten wir uns noch unbeschwert lieben, mit so einem Damoklesschwert überm Kopf?« Der Apfelstrudel sieht gut aus. Ein dünner Blätterteig. Vielleicht probiere ich ja doch ...

»Keine Ahnung, Heinrich«, kommt es leise von ihr. Sie weiß es nicht. Wie auch? Bis zum zweiten Januar sind wir ein glückliches, junges Paar, danach fällt die Guillotine.

»Das kann ich nicht, Katharina. Wirklich nicht. Das ist Sterben auf Raten. Alle vierundzwanzig Stunden den Griff um unseren Hals eine Nuance fester. Wie sollen wir das überstehen?« Fassungslos sehe ich, wie sie Vanillesoße über den Apfelstrudel gießt, unterbricht jedoch, stellt das Kännchen auf die Seite und schaut mich an. Da sind sie ja, ihre Tränen. Nicht aber meine. Jemand hat sie geklaut. Stattdessen wälzt sich ein Tsunami aus blinder Wut durch meine Eingeweide, reißt mich vom Stuhl. Eine Hand geht in meine Hosentasche, zieht einen Zwanziger raus. Ich sehe mich an der Theke vorbeigehen. »Hier, der Zwanziger sollte genügen! Rest können Sie behalten!« Der Bridge-Club ist ungebrochen heiter, ich bin plötzlich draußen vor der Tür und fange sofort an zu rennen. Geradeaus, dann

nach links oder ist es rechts? Rennen und keine Rücksicht nehmen auf die ganzen Menschen.

Ich trotte durch Straßen, die mir völlig unbekannt sind und das sicherlich für den Rest meines Lebens auch bleiben. Häuser, Autos, Alte, Junge, Kinder, Geschiebe, Gedränge, leere Gassen, völlig egal. Ich stapfe durch einen Tunnel. Wohin er führt, ist unbekannt. Meinetwegen direkt zur Anlegestelle des Charon. Einen Obolus habe ich immer in der Hosentasche. Sogar das Licht wird weniger. An irgendeinem Zeitpunkt des beginnenden Abends sitze ich in der Linie Sechzehn und verlasse Bonn, fahre mit anderen Menschen nach Köln. Sie, um ins Kino zu gehen oder ein Restaurant zu besuchen und was ich tun werde, ist ungewiss. Aus dem Nichts wirft mir jemand eine große Kreuzung vor die Füße, ohne Richtungsschilder. Straßenkarten gibt es keine. Präsent ist nur der stetig schwelende Kratergrund in meinem Unterleib. Schweflige Ausstöße, Wasserdampf, Überdruck, hier und da eine Magmablase. Glühend heiß. Ich denke daran, mir etwas anzutun und steige kurz vor zwanzig Uhr am Chlodwig-Platz aus, nehme den direkten Weg ins Opernhaus. Einer Kneipe, die keinen Zweifel an meiner Volljährigkeit hat. Southern-Comfort mit Cola und Zitronensaft, das ist es, was die Magma im Zaum halten kann. Ständig flattert ein Gedanke durch meinen Schädel. Dass Katharina bei uns anrufen und sich nach mir erkundigen könnte, mein plötzliches Verschwinden durchgeben. Ich spüre förmlich, wie Mutter durchdreht, Vater mit einem Suchauftrag aus der Wohnung jagt. Das sitzt mir im Nacken. Kurz vor zweiundzwanzig Uhr zahle ich und gehe.

Wieder verfallende ich in einen Laufschrift, quere den Ubierring in die Alteburger Straße, Meter um Meter, als könnte ich so den Dämonen entkommen, die einen schwarzen Umhang über mir ausbreiten wollen. Völlig außer Atem öffne ich die Tür, schleiche hinein, direkt in mein Zimmer. Sechzehn Quadratmeter mit grasgrünem Teppich, Fußbodenheizung, das hellbraune Jugendbett. Alles sauber und gepflegt. Das Licht bleibt aus. Nur die Straßenlaterne schafft es, ein wenig

Helligkeit durchs Fenster zu schicken. Ich sitze kaum auf dem Drehstuhl, schon klopft es. Warum sollte ich reagieren? Noch einmal. Dann geht die Tür auf und Paul schiebt eine Hälfte seines Kopfes durch. Paul! Den hatte ich ganz vergessen.

»Kann ich reinkommen?« Mehr als ein Nicken bringe ich nicht zustande. »Du warst aber lange weg. Ich soll dir von deinen Eltern sagen, sie seien kurzfristig zu jemandem namens Tietmeyer gegangen. Eine Spontaneinladung.«

»Wann sind sie weg?«

Paul versucht auf seine Uhr zu blicken, aber die Dunkelheit verhindert es. »So gegen fünf Uhr, denke ich.«

»Hat jemand angerufen?«

»Nicht seit ich hier bin.« Also hat Katharina doch nicht nachgefragt. Wie konnte ich sie da nur sitzen lassen? Ich Idiot. Aber bin ich das wirklich? »Ich sehe, dass etwas passiert ist«, flüstert Paul. Warum redet er so leise? Ist doch niemand da außer uns. Und, wie zum Teufel, will er in diesem Zwielflicht etwas erkennen?

»Woran?«

»Es springt dir ja förmlich aus dem Gesicht.« Es springt mir aus dem Gesicht ... wiederhole ich im Stillen. Hoffentlich normalisiert sich das wieder bis meine Mutter zurückkommt. Ansonsten drohen unangenehme Fragen. Dass ich meine Freundin habe sitzen lassen, würde ihr nicht gefallen. »Vielleicht kann ich jetzt dir mal zuhören und nicht immer umgekehrt«, schlägt Paul vor. Ein Schatten löst sich von ihm. Seine Hand, die auf meiner Schulter landet. »Ich war zuhause und habe Kleider geholt. Meine Mutter lässt dich grüßen und bedankt sich tausend Mal oder so ähnlich. Jedenfalls ziemlich oft. Ich glaube, sie hält sehr viel von dir ...« Paul stockt, drückt meine Schulter. »Ebenso wie ich. Und deine Eltern ... schon übermorgen kann ich wieder arbeiten. Vollzeit. Ich fahre mit deinem Vater nach Meschede, irgendeinen riesigen Supermarkt aufmessen für eine Unterhaltsreinigung. Und morgen kündige ich in Marsdorf. Dein Vater hat versprochen, mich zu begleiten ...« Paul plappert viel. Zu viel.

»Paul ...«

»Ja?«

»Ich habe keine Freundin mehr.« Für einen Moment ist er still, setzt sich dann aufs Bett, rutscht ganz an die Wand und kreuzt die Beine.

»Das verstehe ich nicht. Ich dachte wirklich, das wäre was bombenfestes mit ... wie hieß sie noch?«

»Katharina.«

»Hast du Schluss gemacht?« Habe ich Schluss gemacht? Eine gute Frage. Wohl eher nicht. Höchstens einen Schlusstrich für mich gezogen, um dem Unausweichlichen zuvorzukommen.

»Nee, ich war das nicht. Es war Montezuma, Manitou, Gott oder Allah, irgendeiner von diesen Schergen. Höhere Gewalt oder wie das heißt.«

»Was?« Pauls schwarze Pupillen sind in diesem Zwielflicht wie zwei tiefe Brunnen. Ich nehme Streichhölzer aus der kleinen Schublade unterm Tisch und zünde die beiden Kerzen auf dem Fenstersims an. Die Schatten beginnen zu tanzen auf der Raufasertapete. Mit einem Satz bin ich neben Paul, lehne an der Wand und erzähle alles von A bis Z.

Montag. Ich war ungerecht und bin es immer noch. Andi hat mich heute in der Schule verflucht, ebenso wie Michael und der Rest der Klasse. Alle haben es zu spüren bekommen. Glücklicherweise habe ich gestern meine Eltern nicht mehr gesehen und heute Morgen nur kurz. Dass mein Vater mit Paul in Marsdorf war, um das Rechtliche zu regeln, sollte mich freuen. Ebenso dass er nun bei uns arbeitet und sicher bald eine neue Lehre beginnt.

»Heinrich?«

Auch dass mit Jürgen und einer Wohnung könnte ich heute Nachmittag erledigen. Aber nichts von dem erreicht mich. Alles ist wie ein am Horizont entlang fahrendes Schiff. Masten und Takelage sind gerade noch zu erkennen, aber es kommt nicht näher. Ob ich ein Feuer entzünden soll, um gerettet zu werden? Blödsinn! Es gibt keine Rettung ...

»Heinrich!«

»Hm?«

»Träumst du?«

»Was ist denn?«

»Ich habe dich gebeten, den Tisch zu decken.« Ich nicke und erledige den Auftrag, stelle Hackfleisch, Spaghetti samt Chicorée-Salat auf den Tisch, eine Flasche Spezi und Wasser.

»Wie war es gestern bei Katharina? Wann bist du nach Hause gekommen?« Sie nimmt sich Spaghetti aus dem Topf, einen Schöpfer Hackfleischsoße, schickt ein kurzes Gebet gen Himmel und fängt an zu essen. Warum tut sie das heute? Dass sie vor dem Essen betet, ist ein seltenes Ereignis. »Willst du nichts, Heinrich?« Ich lehne mich an, starre aufs weiße Porzellan, das leere Glas. »Was ist denn los?«, bohrt sie weiter. Es macht keinen Sinn, ihr alles zu verschweigen. Irgendwann rede ich doch und vor ihr kann man eh nichts verstecken. Also erzähle ich dieselbe Geschichte noch mal, von A-Z, wie gestern Abend. Mutter hört auf zu essen. Die Hackfleischsoße sickert langsam in den Spaghettiberg. Sie trinkt einen Schluck und starrt mich an. Es arbeitet kräftig in ihr, denn sie kaut auf der Unterlippe, dreht mit der Gabel ein Nudelknäuel nach dem anderen. Ich habe keine Ahnung, ob meine Worte sie wirklich erreicht haben. Langsam gieße ich das Glas voll Spezi und trinke es halbleer. Den Rülpsen unterdrücke ich nicht, aber selbst das lässt sie nicht reagieren. Dann legt sie die Gabel auf den Teller und sieht mich nickend an.

»Jetzt gehst du ans Telefon, rufst Katharina an, lässt dir ihre Mutter geben und schlägst ihr vor, dass wir Katharina bei uns aufnehmen bis zum Abitur, ihr ein eigenes Zimmer geben, wir uns um sie kümmern. Sie müsste nur die Schule wechseln, etwa an deine Schule. Sie könnte ja jederzeit ihre Eltern besuchen. Und wenn sie das Abitur hat, ist die Welt eh eine andere. Dann geht das Studium los, und ihr beiden könnt irgendwo zusammen studieren.«

Noch kein Bündel Sätze hat länger gebraucht in meinem jungen Leben, um in meine Hirnwindungen einzusickern. Die Wirkung breitet sich aus wie zähflüssiger Honig an einem kalten Wintermorgen. Ebenso langsam richte ich mich auf, klärt sich mein Blick.

»Ist das dein Ernst?«

»Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht, wie ihr zusammenbleiben könnt. Eine Fernbeziehung«, sie zuckt mit den Schultern, »das funktioniert in den wenigsten Fällen. Eines Tages schläft sie ein und keiner weiß genau, warum.« Ich nicke, fast abwesend. Fernbeziehung ... wo ist eigentlich Oberkochen? Mit diesem Wort Oberkochen, das so furchtbar weit weg klingt, stehe ich auf und gehe in den Flur, nehme den Hörer von der Gabel und wähle ... 0228 ... und den Rest der Nummer. Es ist Katharinas Mutter, die abnimmt. Ohne zu stottern, fehlerfrei, gebe ich wieder, was Mutter vorgeschlagen hat. Auf der anderen Seite ist nur leises Atmen zu hören, dann ein Räuspern. Sie wird es ihrem Mann vorschlagen, sagt sie, bedankt sich und legt auf. »Das war's?«, frage ich den Spiegel über der Vitrine.

»Was hat sie gesagt?«, ruft Mutter.

»Sie will es ihrem Mann vorschlagen.« Ihr Schatten fällt in den Flur, stellt sich neben mich, nimmt mir den Hörer aus der Hand und legt auf.

»Dann müssen wir nur noch warten.«

»Und wenn ihre Eltern das Okay geben? Was machen wir dann mit Paul?«

»Tja, dann muss Katharina wohl mit dir in deinem Zimmer schlafen. Muss ja niemand erfahren; und Paul bleibt im Gästezimmer, bis sich da eine andere Lösung ergibt.«

Was hat sie gesagt? Ein unkontrolliertes Zucken reißt mich aus der Lethargie. Wie ein Stromstoß in Arme und Beine. Nimm sie in den Arm, denke ich. Sie kommt mir zuvor, nimmt mich in den Arm. Ich kann auf ihren Kopf runtersehen und denke an den kleinen Heinrich, der es nicht bis hierher geschafft hätte ohne sie. Und sie vielleicht nicht ohne mich.

Das verdammte Telefon klingelt nicht. Ich bin bei Paul im Zimmer. Schon kurz vor zweiundzwanzig Uhr.

»Hast du die Modelle selbst zusammengeklebt?«

Warum will er das ausgerechnet jetzt wissen? Mit dem Drehstuhl bewegt er sich nach rechts, stößt an das Tischbein und es geht in die umgekehrte Richtung.

Wieder und wieder.

»Paul! Kannst du mal ruhig sitzen? Das nervt ...«

»Tschuldigung, wollte dich nur ablenken.«

Es klopft.

»Ja?« Vater schaut zur Tür herein.

»Wir fahren morgen früh um sechs Uhr nach Meschede. Ist ziemlich früh. Ich wecke dich um halbsechs. Frühstück tun wir unterwegs. Besser du schläfst jetzt, Paul«, sagt er, nickt still und ist wieder weg.

»Okay, danke«, erwidert Paul gegen die Tür, steht auf und setzt sich neben mich aufs Bett. Wir lehnen an der Wand, starren auf Phantom F4, Messerschmitt Bf109, einen Flugzeugträger, HMS Nelson, Gorch Fock und anderen Kram. Sinnloses Zeug.

»Ich hätte niemals die Geduld, die winzigen Teile zu einem Modell zusammenzusetzen. Wie machst du das?«

»Verschiedene Pinzetten, Modellbauscheren, eine Standlupe. Ein paar missglückte Versuche und es klappt.« Ob ihn das wirklich interessiert?

»Es fühlt sich alles seltsam an, Heinrich«, sagt er nach einer kurzen Pause.

»Inwiefern?«

»Mein Leben.« Pauls Hand löst sich von seinem Bein, schwebt in Zeitlupe über meinen Oberschenkel. Dann stoppt die Bewegung. »Darf ich?« Ich nicke kurz, achte auf die Hand, wie sie aufsetzt und ihre Wärme sich ausbreitet. »Du liebst Katharina, ich liebe dich. Das gehört verboten. Wer soll denn da noch durchblicken? Deine Liebe zu ihr ist erlaubt, meine Liebe zu dir unter Strafe gestellt. Bei allem, was meine Gefühle wollen, muss ich mich drei Mal umdrehen, ob es auch niemand mitbekommt. Ich will nicht mehr im Schatten leben ...« Paul reißt meine Wände ein. Mit ein paar Sätzen. Was Mutter und Vater ihm geben können, sind ein Bett, Arbeit, so eine Art zweites Zuhause, aber niemals die Freiheit, der zu sein, der er sein will. Sein Kopf sinkt an meine Schulter. Ohne zu

überlegen, lege ich den Arm um ihn. Ich weine. Vielleicht wegen Katharina oder Paul oder was weiß ich.

»Warum weinst du?«

»Weil alles so verfahren ist. Nein, weil wir am Ende ohnmächtig sind. So viel steht gegen uns ... vor allem gegen dich und Jürgen, seinen Freund Dieter und all die anderen. Ich habe keine Ahnung, was ich tun soll. Ich könnte morgen die Schule schmeißen und mich absetzen, irgendwohin, auf ein Schiff vielleicht ...«

»Und mich alleine lassen?« Pauls Zeigefinger nimmt eine Träne auf, eine zweite. Eine einzige, sanfte Bewegung. Er ist so zärtlich. Wie passt das zusammen? Natürlich, Heinrich! Du Idiot. Du bist doch selbst zärtlich bei Katharina! Wie kommst du darauf, dass Jungs das nicht können? Oder dürfen?

»Ich könnte dich jetzt küssen, Paul, aber ich darf es nicht. Verstehst du?«

»Nein«, gesteht er.

»Ich denke die ganze Zeit an Katharina.«

»Du hättest das Gefühl, mich auszunutzen.«

»So würde ich mich fühlen, ja.«

Seine Hand auf meinem Oberschenkel drückt ein paar Mal zu. »Ich gehe ins Bett, werde an dich denken und wichsen. Ist das okay?« Das bringt mich zum lachen. Zumindest für einen Moment.

»Morgen Nachmittag gehe ich zu Jürgen, wegen einer Wohnung fragen.«

Er drückt mir die Lippen auf die Wange.

Kapitel 10

Versuche

Ich bin ein Totalausfall. Mental zumindest. Alles Gequatsche aus Richtung Lehrerpult geht in mein rechtes Ohr rein und zum linken wieder raus. *„Hast mal wieder auf Durchzug gestellt“*, wie Mutter ab und zu anmerkt. Das einzige Geräusch in meinem Schädel ist das Klingeln des Telefons. Das bisher fehlende Klingeln des Telefons. Vorgestern hatte ich angerufen. *„Gib Katharinas Eltern Zeit“*, hat Mutter gesagt. Was kann an dieser Entscheidung so schwer sein? Wir sind ja keine verwehrtesten Gestalten, denen man seine Tochter nicht anvertrauen kann.

»Herr Konstantin?«

Gestern habe ich mich noch nicht mal dazu durchringen können, Jürgen zu besuchen. Nach Hause, aufs Bett, an die Decke starren. Als Paul mit Vater kurz vor dem Abendessen nach Hause kam, war er total kaputt. Früh aufgestanden, den ganzen Tag durch einen Metro laufen, alles aufmessen, Regale zählen, Toiletten, Waschräume, Büros. Nach zwei Scheiben Schwarzbrot ist er ins Bett gefallen. Vater war zufrieden mit ihm. Und ich mit einem Ohr immer Richtung Flur. Aber nichts.

»Herr Konstantin! Noch anwesend?«

Andi stößt mir den Ellenbogen in die Seite.

»Ich hab andere Sorgen«, erwidere ich.

»So so, andere Sorgen. Lassen Sie uns daran teilhaben. Geteiltes Leid ist halbes Leid.« Zwerenz, unser Politiklehrer. Unter ihm müsste jeder Stuhl zusammenbrechen, weil der Klügere ja angeblich nachgibt.

»Der Spruch war schon vor zweihundert Jahren scheiße«, sage ich und rotiere den Füller über vier Finger der rechten Hand.

»Mit der Nummer können Sie bestenfalls im Kinderzirkus arbeiten«, nickt er in Richtung meiner Jonglierkünste. »Aber für die harte Arbeitswelt da draußen taugt das nicht.«

»Dann werde ich eben Lehrer. Dafür wird es genügen.« Unterdrücktes Lachen aus unterschiedlichen Richtungen. Er reibt seinen Abraham-Lincoln-Bart und holt einmal tief Luft. Es wird mucksmäuschenstill in der Klasse.

»Ich möchte von Ihnen nur wissen, ob Sie sich inzwischen ein Thema für das Politik-Referat ausgesucht haben und mit wem Sie zusammenarbeiten. Mir fehlen noch Konstantin aus dieser Klasse, Rabenacker aus der ‚a‘, Lombardi und Petrović aus der ‚d‘. In zwei Wochen ist Projekttag.« Ach ja! Den vermaledeiten Projekttag habe ich total vergessen. Ich starre Zwerenz an. Er ahnt meine Gedanken und grinst. Es ist ihm sicher eine Genugtuung. Aber bin ich nicht momentan mitten in einem politischen Thema? Party hinter Mauern? Angst vor Entdeckung?

»Logisch habe ich ein Thema, Herr Zwerenz. Wie wäre es mit ‚Die Kriminalisierung der Homosexualität‘? Wie finden Sie das?« Er hebt nicht den Kopf, dafür den Blick. erinnert mich an die Unholde aus alten Schwarzweiß-Filmen, Licht von unten, um das Dramatische zu betonen.

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nicht, dass ich wüsste. Könnte ich aber ...« Gelächter. Kichern. Ich grinse breit. »Das Motto der Referate lautet doch ‚Aktuelle gesellschaftliche Konflikte in der BRD‘«, komme ich einer Erwiderung zuvor. »Und aus meiner Sicht ist das ein gesellschaftlicher Konflikt. Ich bin also ganz am Motto dran.«

»Da hat er recht«, sagt Andi. Zwerenz nickt. Nicht aus Einsicht. Es bedeutet lediglich, ihm ist klar, dass Andi zu mir hält und der Rest der Klasse auf ein Wortgefecht wartet. Er schaut auf die Wanduhr und presst die Lippen aufeinander. Stunde ist gleich um.

»Ich sehe zwar nicht, was an der strafrechtlichen Situation problematisch sein soll, aber wenn Sie eine schlechte Note kassieren wollen, bitte schön«, sagt er dann, öffnet das Klassenbuch und trägt das Thema der Stunde ein. Mit einer energischen Bewegung klappt er es zu und haut mit der flachen Hand drauf. »So! Also, Herr Konstantin, notieren Sie das Thema auf der Projekttafel in der Aula. Vielleicht finden Sie ja noch jemanden, den es interessiert. Wenn nicht, kann ich gleich die Sechs eintragen.« Ein süffisantes Lächeln folgt.

»Kein Problem, Herr Zwerenz. Da wird sich schon jemand finden.« Der Pausengong erlöst uns voneinander. Zwerenz packt zusammen und geht, sich seines kommenden Sieges sicher.

Das Schweigen des Telefons. Ob es kaputt ist? Ich rufe die Zeitansage an. Funktioniert. Also auflegen und ins Esszimmer. Es riecht gut und Andi hat schon gedeckt, sitzt brav auf dem Stuhl, den Löffel in der Hand. Mutter bringt den Topf. »Heute ist Milchreis-Tag. Bitte!« Kaum steht er auf dem Untersetzer, fallen wir drüber her. Zucker-Zimt in nicht zu geringer Menge drüber und los geht's. Bestünde das Leben doch ausschließlich aus Essen, es könnte so schön sein. Als Andis und mein Teller schon leer sind, hat Mutter noch zwei Drittel auf ihrem. Sie legt den Löffel weg.

»Sag mal, Heinrich, was hast du denn da bestellt? Heute Morgen kamen zwei wirklich große Pakete für dich. Der Paketbote hat sie mit einer Sackkarre vor die Tür gefahren. Sie stehen in Pauls Zimmer ...« Ich bin wie elektrisiert. Andi schaufelt einen zweiten Berg Milchreis auf den Teller und räuspert sich lautstark. Warum habe ich mir da nicht vorher eine Ausrede einfallen lassen? Ganz ruhig den Löffel weglegen und Mutter anschauen.

»Das ist eigentlich für Andis Vater. Ein Geburtstagsgeschenk. Der sammelt doch so Militaria-Zeug. Orden, Bajonette, Uniformen und so was. Zwei so große Pakete kann Andi ja schlecht nach Hause liefern lassen.« Mutter nickt und hebt eine Augenbraue.

»Verstehe. Und deswegen hast du mir das anstelle von Andreas erklärt, weil ihm gerade nicht dieselbe Erklärung eingefallen ist wie dir?« Andis Gesicht wird rot wie eine Nebelschlussleuchte. Sein Kopf überhitzt offenbar gerade. Ich seufze.

»Na gut, das ist mein Zeug. Wir wollen Kurz eins auswischen.« Mutter fixiert Andi. Dann mich. Kein Platz für Ausreden. »Ich! Ich will Nazi-Kurz eins auswischen. Andis Vater hat Militaria-Kataloge. Da haben wir das Zeug gefunden und bestellt.« Sie trinkt einen Schluck Wasser und stellt langsam das Glas ab.

»Was habt ihr denn bestellt?« Andi und ich sehen uns an.

»Eine Wehrmachtsuniform«, gestehe ich leise. Sie schließt die Augen, lehnt sich an und sagt nichts. Das Telefon klingelt. Das Telefon klingelt?! Wie von der Tarantel

gebissen springe ich auf. Der Stuhl kippt. Als er aufschlägt, bin ich schon im Flur und reiße den Hörer von der Gabel.

»Konstantin?«

»Ich bin's, Katharina.« Ich habe Angst, dass mein Herz, einem hüpfenden Frosch gleich, aus meinem Mund springt und halte ihn lieber geschlossen. »Hallo? Heinrich?« Sag was, du Idiot!

»Ja! Ja, Katharina! Endlich rufst du an. Entschuldigung! Ich hätte nicht davonrennen sollen. Wirklich! Ich schäme mich.«

»Heinrich! Hör doch mal zu!«

»Okay, okay, ja, ich höre zu.«

»Gib mir mal bitte deine Mama.«

»Mama! Telefon!« Mutter kommt in den Flur, Andi im Schlepptau, der am Türrahmen stehenbleibt und sich anlehnt. Ich reiche den Hörer weiter. »Es ist Katharina.« Sie lächelt und lauscht in die Muschel.

»Hallo, Katharina.« Außer einem Gemurmel kann ich nichts hören. »Hab verstanden, Katharina. Dann gib mir mal deinen Papa.« Eine dunkle Stimme. Eindeutig die von Katharinas Vater. »Natürlich«, sagt Mutter, »das war ein Vorschlag meinerseits. Wir haben Platz und würden Katharina wie einen Augapfel hüten.« Die dunkle Stimme plappert pausenlos. Meine Knie werden weich. Ich muss mich setzen. »Ja, natürlich. Das verstehe ich«, sagt Mutter nickend. »Wissen kann man das nicht. Aber ...« Wieder die Stimme. Warum unterbricht er Mutter? Ziemlich unhöflich. »Ja, natürlich. Wie? Ob das kein Weltuntergang ist, kann ich nicht beurteilen. Ich bin nicht unsere Kinder. Es ist deren Leben. Und sie sind alt genug, um das zu lernen.« Jetzt ist die Stimme auf der anderen Seite lauter. Mutter verdreht die Augen und ich will gar nichts mehr sehen, drücke den Kopf in beide Handflächen. Das läuft ganz und gar nicht gut! »Nun, mein Vorschlag wäre gewesen, dass Sie uns besuchen, um sich ein Bild machen zu können. Wie?« Mutter bekommt große Augen und runzelt die Stirn. »Dazu kann ich nichts sagen.« Jetzt kann ich Katharinas Vater fast verstehen. »Also, Herr ... hören Sie! Das müssen Sie Ihre Tochter fragen. Nein. Garantieren kann ich das nicht und Sie ebenfalls

nicht. Dabei geht es um Vertrauen.« Sie presst die Handfläche auf die Muschel und seufzt. »Ist gut. Das habe ich verstanden«, sagt sie dann. »Vielleicht überlegen Sie es sich ja noch. Ja, vielen Dank. Ihnen auch. Wiederhören.« Es klickt leise. Das Spiralkabel verdreht und es wird still im Flur. Wir sehen uns an. Andi gesellt sich zu uns.

»Was war denn los?«

Mutter macht Tee und Andi sitzt auf der Couch, blättert in einem Bildband über die Ostküste der Vereinigten Staaten, den uns Mutters Schwester aus North Carolina letztes Weihnachten geschickt hat. Die dampfende Tasse stellt sie langsam auf den Untersetzer, nimmt ächzend Platz, als wäre sie schon kurz vor der Rente. Sorgfältig tunkt sie den Teebeutel wieder und wieder ins Wasser. Dann lässt sie ihn los und sieht mich an.

»Ich sehe Probleme kommen, Heinrich. Du auch?«

»Das eine oder andere ...«

Noch mal der Teebeutel. Es ist ein Earl Grey. Etwas Milch ist schon in der Tasse.

»Da ist Paul mit seinem Berg an Problemen und er ist in dich verliebt ...« Ich sehe Andis Ohren größer werden. Verdammt! Heute geht aber auch alles schief. »Da ist Katharina«, fährt Mutter fort. »In dich verliebt, aber sie zieht weg. Da bist du, beide Probleme vor der Nase. Das trifft dich. In der Schule, hier zuhause, es beeinflusst dein Leben, deine Entscheidungen, das, was du fühlst und denkst. Du bist voller Tatendrang und Ideen, wie wohl alle in deinem Alter.« Sie schaut an mir vorbei zu Andi. »Stimmt's nicht, Andreas?«

»Joa, fast. Ich lass das eher alles auf mich zukommen«, sagt er und blättert um. Mutter grinst.

»Nicht alle gehen die Dinge so pragmatisch an wie du«, erwidert sie. »Vor allem Heinrich nicht.«

»Da ham sie recht, Frau Konstantin. Dass er nicht alles so ernst nehmen soll, predige ich andauernd.« Ich atme genervt ein, tief und deutlich hörbar.

»Ich bin froh, wenn er das mit Paul und Katharina ernst nimmt, denn es sind ernste Probleme. Aber sie zu lösen, geht nicht ohne Erfahrung. Manches Problem lässt sich aber nicht lösen. Weil es nur für eine Seite ein Problem ist und für die andere Seite lediglich eine Entscheidung ...«

»Du meinst das mit Katharina, nicht wahr? Ihr Vater hat ‚*Nein*‘ gesagt, stimmt’s?«

»Ja, Heinrich. Er hat den Vorschlag abgelehnt.«

»Warum?« Mit vier Fingern ihrer rechten Hand klopft sie einen Takt. Worte suchen ...

»Einen Grund, den er nannte, ist, dass er denkt, es käme sicher dazu, dass ihr beiden miteinander Sex haben werdet, und wir das nicht immer kontrollieren können.«

»Das haben wir jetzt schon. Niemand kann es kontrollieren.« Mutter nickt und schlürft einen Schluck Schwarztee.

»Das ahnt er vielleicht. Mir scheint, da geht es um die Angst vor Kontrollverlust, dazu wenig oder kein Vertrauen. Ich kann dir sagen, Heinrich, für Eltern ist das eine ziemlich schlimme Phase. Du hast gesagt, sie ziehen nach Oberkochen. Das ist am Ende der Welt. Sicherlich fünf Stunden Fahrt. Dieses Gefühl, das, was man von klein auf behütet hat, so urplötzlich irgendwo zurückzulassen, ist ziemlich schmerzhaft. Und sie ist noch nicht mal volljährig.«

Es hält mich kaum auf dem Stuhl. Am liebsten würde ich jetzt mit Katharina durchbrennen. Dann kann er seine Tochter für immer abschreiben! »Ihr vertraut mir doch auch«, begehre ich etwas lauter auf. »Katharina nimmt die Pille. Demnächst werden wir siebzehn.« Mutter hebt die Hand, legt den Zeigefinger an die Lippen.

»Er nannte noch einen zweiten Grund. Bis zum Abitur sind es noch etwas mehr als zwei Jahre. Zwei Jahre, in denen sie hier wohnt. Er fragt sich, ob ihr euch nicht in dieser Zeit trennt. Streitet. Auseinanderlebt. Euch auf den Geist geht. Dann ist sie hier ein Zimmer weiter und muss doch nach Oberkochen, wieder eine neue Schule, sich dort eingewöhnen, vielleicht kurz vor dem Abi ...«

»Mama«, muss ich unterbrechen. »Katharina hat einen Notendurchschnitt von 1,2 und ist weit und breit ganz oben auf der IQ-Liste der Menschen. Sie würde, egal wo, die beste Schülerin sein.«

»Das ist ihr Kopf, Heinrich. Und was ist mit ihrem Herz?«

»Mit ihrem Herz?«

»Mit ihren Gefühlen. Du kannst noch so intelligent sein, wenn deine Gefühle dir in die Quere kommen, ist es nicht selten, dass der Kopf nicht mehr mitmacht. Dann bricht ihre schulische Leistung ein. Vor dem Abi. Das wäre fatal.« Schon bei der ersten Hälfte von Mutters Erklärung schüttele ich den Kopf.

»Ich glaube nicht, dass Katharinas Kopf ein Opfer ihrer Gefühle wird. Dafür hat sie sich viel zu sehr im Griff und weiß, was wichtig ist und was nicht ... im Gegensatz zu mir.« Mutter steht auf, nimmt den Stuhl und setzt sich neben mich. Sie legt die Hand in meinen Nacken und krault den Haaransatz.

»Heinrich, ich bin sehr stolz auf dich, dass du Katharina so siehst. Und zugibst, dass du selbst durchaus ein ziemlicher Hitzkopf sein kannst. Was würdest du also tun, wenn du Katharinas Vater wärst?«

»Als Heinrich? Oder als seine Person?«

»Du kannst eine dir fremde Situation nur bewerten, wenn du versuchst, dich in die Person hineinzusetzen, die mit dieser Situation konfrontiert ist.« Ich schließe die Augen. Ist es nicht das, was ich bei Paul tue? Oder bei Jürgen? Ich werde niemals Kinder kriegen. Das ist mir viel zu kompliziert.

»Als er würde ich wollen, dass sie mit nach Oberkochen geht. Und als meine Mutter würde ich sie hier wohnen lassen.«

»Genau. Aber wir sind nun mal nicht ihre Eltern. Er hat eine Entscheidung getroffen, nicht ohne lange darüber nachzudenken. Das müssen wir akzeptieren.« Andi klappt den Bildband zu.

»Scheiße!«, sagt er. »So eine Scheiße. Und jetzt?«

»Und jetzt reden wir mal über die zwei Pakete«, klärt Mutter ihn auf. Pakete? Können wir das nicht vertagen? Katharina wird verschwinden wie Nebel in der Morgensonne. Ich halte einfach die Augen geschlossen. Vielleicht ändert sich ja

wundersamerweise etwas in dieser Welt. Dann jedoch kann ich die Tränen nicht mehr zurückhalten.

»Können wir nicht mal tauschen?«

Tauschen? Was will Andi denn tauschen? »Die Unterhose?«

»Oh, Mann, hab dir nix getan, Heinrich. Sei nicht so ein Arschloch!« Es regnet Bindfäden. Ich habe keine Lust stehenzubleiben, tu es aber doch und schlüpfe in einen Hauseingang. Andi drückt sich neben mich. Das Alugestell des großen Rucksacks stößt gegen seine Brust.

»Du hast ja recht. Tschuldigung, Andi.«

»Vergiss es. Viel mehr würde mich interessieren, wieso wir bei dem Mistwetter die Kackuniform zu mir tragen müssen?«

»Dann haben wir es morgen nicht so weit zur Schule. Das Zeug ist schwer.« Er seufzt und hält die Hand in den Regen. Jetzt ist immer noch nicht klar, was er tauschen will. »Was willst du tauschen? Du den Rucksack und ich die Stiefel?«

»Nee, deine Eltern gegen meine natürlich.« Ich muss lachen. Es klickt und die Haustür hinter uns öffnet sich. Fast wäre ich in die Öffnung gefallen.

»He!«, tönt eine hohe, kratzige Stimme. Eine Wolke Tabakqualm legt sich zwischen uns. Wir husten beide. Über die Schulter erkenne ich eine alte Frau.

»Junge, was ist denn das für ein Kraut?«, rutscht es Andi raus.

»Mal nicht so frech, junger Mann!«, erwidert sie und schiebt uns in den Regen, bleibt mit verschränkten Armen im Hauseingang stehen und mustert uns. Ein Zigarillo im Mundwinkel, ärmelloses Hauskleid von der Resterampe und lange Haare am Kinn, wie Baumgerippe in der Wüste. »Macht mal die Biege hier. Rumlungern is nicht. Arbeitsloses Gesindel!«

»Wir sind Schüler!«, begehrt Andi auf. Ich gehe los und ziehe ihn mit. Die Alte flippt den Zigarillo hinter uns her, trifft aber nur den parkenden Käfer am Bordsteinrand.

»Leute gibt's«, brabbelt Andi.

»Wieso willst du deine Eltern eintauschen?«

Die paar Meter bis zur nächsten Kreuzung schweigt er.

»Deine sind irgendwie richtige Eltern«, behauptet er, als wir endlich in der Brühler Straße sind. Langsam, aber sicher, kriecht die Nässe durch meinen Parka. »Ich hätte nicht gedacht, dass deine Mutter es dir überlässt, das mit der Uniform durchzuziehen. Ehrlich, mein Alter hätte mir zwei große Schellen verpasst.«

»Ja, okay, aber sie sagte auch, dass ich mit allen Konsequenzen leben muss, die da kommen mögen und ich solle es mir noch mal gut überlegen.«

»Aber sie hat was gegen Nazis. Das ist immerhin was. Mein Vater sollte nicht mitbekommen, was da im Rucksack ist.« Stimmt, denke ich. Mutter und Vater haben sogar entschieden was gegen Nazis. »Gehen wir dann gleich in den Comic-Laden?«, wechselt er das Thema. Ich schaue auf ihn runter. Sein Kopf ist fast komplett unter der Kapuze verschwunden. Nur die Nasenspitze ist zu sehen.

»Hab ich zumindest vor. Das muss erledigt werden. Paul braucht ne Wohnung. Vielleicht gibt es eine WG oder jemand hat ein Zimmer frei ...«

»Stimmt es, dass er in dich verliebt ist?«

»Das hätte ich dir vorher erzählen sollen.«

Andi nimmt die Tüte mit den Knobelbechern in die andere Hand und betrachtet die geröteten Streifen auf der Haut. »Hättest du tun können. Schließlich bin ich dein Freund.«

»Hauptsache, du behältst es für dich.«

»Klar«, bestätigt er. »Ich schweige wie ein Grab.«

Wir erreichen das Kloster und queren die Straße. Andi sieht an der Hauswand empor und seufzt. Im Fenster seines Zimmers hängt ein ehemals roter Strohstern, den wir in der fünften Klasse gebastelt haben. Ziemlich ausgebleicht. »Also, dann mal los«, sagt er und schließt die Haustür auf. Pfannkuchenduft schlägt uns entgegen. Zwei Fahrräder neben den Briefkästen. Eines ohne Vorderrad. »Ich schließe auf und du gehst sofort in mein Zimmer. Stell den Kram hinter das Kopfende vom Bett. Ich geh zu meiner Mama und sag ihr, dass wir gleich noch mal weg müssen, paar leere Schulhefte, Bleistifte und Radiergummis kaufen.«

»Es geht nix über glaubhafte Ausreden.« Andi grinst über beide Ohren, geht voraus, die Treppe hoch. Ich wüsste gern, was er denkt. Vorhin hat er mich weinen sehen und dabei den Kopf auf seine Brust gesenkt, mit den Fingern geknetet. Fast kann man das Band zwischen ihm und mir erkennen. Ein unsichtbares Gummi, egal, wie weit wir voneinander entfernt sind. Ich bin wirklich dankbar, ihn um mich zu haben. Eines Tages werde ich ihm das sagen.

Jürgen sieht nicht aus, als hätte er viel Zeit. Vier Kunden stöbern durch die Regale, zwei stehen mit ihm an der Theke.

»Komm, wir setzen uns in die Lesecke und warten«, flüstere ich Andi zu, nehme einen mir unbekanntem Comic. Auf Französisch. Der Zeichner nennt sich Benoît Sokal und es geht wohl um eine wie Bogart aussehende Ente.

»Du liest die Dinger auf Französisch?« Andi flätzt sich auf den alten Caféhaus-Stuhl und greift nach einem Asterix.

»Bisschen üben kann ja nicht schaden.«

Er schüttelt den Kopf und sieht nach, was Asterix und Obelix bei den Belgiern erleben. Ich bin schon nach den ersten fünf Seiten gefesselt von dieser seltsam gezeichneten Ente, die mit Trenchcoat, Schlips und im Mundwinkel klebender Zigarette durch die in melancholischen Pastellfarben gezeichnete Welt watschelt. Nach und nach verlässt ein Kunde nach dem anderen den Laden, ein oder zwei Comics in der Papiertüte. Immer wieder kontrolliere ich, ob Andi noch anwesend ist. Ihn beim Lesen eines Comics zu beobachten, ist eine langweilige Angelegenheit. Er blättert, als wäre es eine medizinische Fachzeitschrift. Trocken wie die Wüste Gobi. Ganz im Gegensatz zu mir. Die Ente heißt Inspektor Canardo und lebt inmitten einer Mischung aus Menschen und vermenschlichten Tieren. Die Schlossbesitzerin ist eine elegante Hündin, der Bürgermeister eine Bulldogge und der Bibliothekar ein Mensch. Eine seltsame Mixtur. Jürgens Wanduhr zeigt kurz nach vier. Der letzte Kunde ist weg und nach einem Moment hinter dem Vorhang gesellt er sich zu uns, drei geöffnete Flaschen Cola in der Hand.

»Guten Tag, die Herren! Danke für die Geduld.«

Andi legt den Asterix auf den Stapel zurück, trinkt einen Schluck, streckt sich und gähnt ausgiebig.

»Danke für die Cola, Jürgen«, sage ich mit dem Comic in der Hand wedelnd. »Gibt es diesen Sokal auf Deutsch?«

»Leider noch nicht, aber ein Verlag hat angekündigt, die Reihe zu übernehmen. Ist richtig starkes Zeug, oder?«

»Ja, unglaublich. Hast du noch mehr Alben?« Jürgen grinst. Wahrscheinlich bin ich einer seiner besten Kunden.

»Klar. Drei Stück, die aufeinander aufbauen.«

»Nehme ich gleich mit.«

»Ist gebongt, Heinrich, aber ich ahne, dass es mal wieder irgendwo brennt. Das kann man dir zehn Meilen gegen den Wind ansehen.«

»Dazu gehört nicht viel, ihm das anzusehen«, stellt Andi klar und trinkt die Flasche leer. Ein gedämpfter Rülps folgt.

»Eigentlich nichts Schlimmes«, erkläre ich. »Paul braucht eine Wohnmöglichkeit. Vielleicht in einer WG.«

»Aha.«

Ich versuche, die Dramatik abzukürzen und beschreibe ihm das Ganze so nüchtern wie möglich. Er soll sich nicht gedrängt fühlen. Andi macht die Augen zu und verschränkt die Arme.

»Verstehe.« Jürgen steht auf. »Muss mal eben meine Kippen holen.« Als er hinterm Vorhang verschwindet, gibt mir Andi einen Tritt.

»Hast dich aber ziemlich zurückgehalten«, murmelt er. »Ich denke, es brennt?« Bevor ich etwas erwidern kann, ist Jürgen zurück, ein Reissdorf in der Hand.

»Euch Minderjährigen darf ich nix geben«, meint er und grinst. Nach einem tiefen Schluck fixiert er mich, dann Andi, der weiterhin in entspannter Position alles auf sich zukommen lässt. »Es gibt Leute, die helfen können in solchen Situationen«, fährt Jürgen fort. »Man kann sagen, der Bedarf ist da, nicht wahr?« Ich weiß nicht genau, was er mir sagen will, also nicke ich.

»Ist ja nicht so, dass all die Menschen mit ihren ganz unterschiedlichen Lebensentwürfen so mir nichts dir nichts durchs Leben kommen. Überall Hindernisse, Verachtung, sogar Hass ...« Was erzählt er da?

»Öhm ...«

Jürgen hebt einen Finger an die Lippen. »Lass mich kurz ausreden, Heinrich.«

»Okay.«

»Paul ist sechzehn, sagst du. Dann schreib mir bitte die Telefonnummer seiner Mutter auf und sag mir, ob sie über alles Bescheid weiß und vertrauenswürdig ist.«

»Ja und ja. Zu einhundert Prozent.«

»Das ist gut. Ich höre mich um, Heinrich. Ein Zimmer würde ihm genügen?«

»Klar, Jürgen. Mehr als ein Zimmer ist es jetzt auch nicht.« Er lächelt und zieht das Reissdorf fast leer. Dann zündet er eine Kippe an. Offenbar war es das. Dann bleibt nur noch eine Sache zu klären. »Sag mal, Jürgen, hast du Lust, mir bei einem Politik-Referat zu helfen? Thema ist *„Die Kriminalisierung der Homosexualität“*. In zwei Wochen ist Projekttag und die Referate werden vorgestellt.« Er rutscht schlagartig an die vordere Stuhlkante. Die Augen weit aufgerissen.

»Dein Ernst?«

»Sein Ernst«, sagt Andi und gähnt.

»Was hast du eigentlich für ein Thema?«, will ich von Andi wissen. Wir sind in der Breite Straße, haben die Alibi-Schreibwaren gekauft und steuern einen der größeren Friseure an.

»NATO-Doppelbeschluss. Zusammen mit Karla, Heike, Rüdiger und Markus aus der ‚e‘.«

»Auch nicht schlecht.«

»Ziemlich einfach«, meint er lapidar. »Mit Karla muss man sich keine Sorgen bei so einem Thema machen. Sie ist ein Lexikon auf zwei Beinen.« Schön für Andi. Warum mache ich den Mist nicht einfach solo? Und liefere eine Doktorarbeit ab. Eine Sechs für Qualität. Das wäre es wert. Ich öffne die Tür. Drei Kunden in Bearbeitung.

»Hast du schon jemanden für dein Referat? Alleine machen ist ne sechs.
Gruppenarbeit, weißte ja.«

»Ja, weiß ich, und nein, hab ich nicht.« Ein junger, grauhaariger Mann begrüßt uns. So jung und schon graue Haare.

»Einen wunderschönen Nachmittag, die Herren. Alle beide?« Andi winkt ab.

»Nee, nur ich.« Er lächelt mir zu und deutet mit der Hand auf einen freien Drehstuhl. Ich nehme den Platz ein, rutsche etwas vor, Andi nimmt einen Sokal-Comic aus der Papiertüte und setzt sich in den Wartebereich. Der Grauhaarige stellt sich hinter mich und schaut verzückt auf die Lockenpracht.

»Ein bisschen kürzen, nehme ich an.«

»Nee, alles runter.«

»Wirklich?!« Sein entsetzter Blick im Spiegel lässt mich kurz grinsen.

»Kennen Sie die Frisuren aus den Dreißigern? Sie wissen schon, blond, blauäugig, Seiten fast rasiert, oben streng auf eine Seite, Nazi-Look ...« Für einen Augenblick weiß er wohl nicht, was sagen. Dann runzelt er die Stirn.

»Nehmen Sie mich auf den Arm?«

»Keinesfalls. Ich spiele im Schultheater den Gestapo-Mann in *„Des Teufels General“*. Und alles muss echt sein.« Die Blicke seiner Kollegen und deren Kunden sind deutlich zu spüren. Andi schießt über den Rand des Comics. Unschwer zu erkennen, dass er an sich halten muss, um nicht lachend aus dem Geschäft zu rennen.

»Habe ich gesehen, den Film. Mit Curd Jürgens.«

»Genau. Ich will mal Schauspieler werden und finde, man muss in der Rolle ganz aufgehen. Oder?« Der Grauhaarige atmet tief durch, kippt ein paar Mal den Kopf auf die Seite.

»Tja, also, eine Rolle muss man ernst nehmen«, bestätigt er. »Haare vorher waschen?«

»Gerne.«

Es geht los und schnell passiert, was ich seit Kindheitstagen kenne. Ich döse im Friseurstuhl ein. Es dauert, die Haarpracht radikal zu kürzen. Stimmen, das Klappern der Scheren, ein Rasierapparat, dann der Haartrockner; ich gleite in ein

stilles, leeres Land. Einer ausgedörrten Ebene sehr ähnlich. Zwei identische Menschen stehen nah oder fern, ich kann es nicht deuten. Zwei Mal Katharina. Eine lächelt, die andere weint. Sie stehen nebeneinander und versuchen sich an den Händen zu fassen, aber der zerfurchte Boden dehnt sich zwischen ihnen auf wundersame Weise. Wie Rosinen im aufgehenden Hefeteig. Ich will beide halten, bin aber wie angeschraubt. Hilflös. Mit all meiner Kraft nur ein Schwächling. Es ruckelt, etwas öffnet meine Augen. Da ist mein Gesicht im Spiegel. Tränen rollen deutlich über die Wangen. Der Grauhaarige dreht langsam meinen Kopf, holt ein Tuch aus der Tasche und trocknet die Tränen, an meine Seite gebeugt. Die Wärme seiner Schläfe ist zu spüren. »Ist gut so?«, flüstert er.

»Perfekt. Danke«, erwidere ich ebenso leise und erkenne die Stimme. Es ist meine. Aber nicht mein Kopf, nicht mein Gesicht. Ich bin ein anderer. Der Umhang verschwindet, das Abbürsten der Haare, es ist kühl.

»Kommen Sie bitte zur Kasse.«

Er möchte dreißig Mark. Ich gebe zwei Zwanziger. »Passt schon«, sagt der andere oder ich mit der frierenden Kopfhaut und verlasse den Laden.

»Mann, ehrlich«, höre ich neben mir und schaue nach rechts. Die Breite Straße hinunter. Dann in Andis Gesicht. »Du siehst aus wie ein Nazi. Aber original.«

»Gut. Und jetzt gehen wir was essen.« Katharina turnt durch meinen Unterleib. Saltos und Überschläge. Dumpfe Stöße. Es tut weh.

Je mehr ich von den Uniformteilen anziehe auf der Bank der Bushaltestelle, desto weiter reißen die aus den Türen der Busse quellenden Jungs und Mädchen die Augen auf, tuscheln. Koppelschloss zumachen. Hosenbeine umschlagen und in die Knobelbecher schlüpfen. Vorsichtshalber klebt auf beiden Fersen eine Doppellage Hansaplast. Mit den dicken Sohlen sollte ich jetzt so groß wie Rektor Kurz sein. Die Nägel schrappen über den Asphalt. Kragenspiegel richten, den Stahlhelm unter den rechten Arm klemmen.

»Passt und sitzt wie angegossen«, bestätigt Andi und zieht seine Instamatic aus der Jackentasche. Bevor ich protestieren kann, ist das Foto gemacht.

»Na, dann los«, sage ich mit tausend Ameisen im Bauch. Es gibt kein Zurück. Die ersten hundert Meter sind eine Art Spießbrutenlauf und ich ignoriere die wenigen Rufe, das Gelächter oder die Fragen. Etwas passiert mit mir oder in mir. Das kann ich deutlich spüren. Es wird nicht mehr gerempelt oder gedrängelt, gelacht, gequatscht. Je näher ich dem Haupteingang komme, desto schneller bildet sich eine Gasse. Andi stapft hinter mir her. Dann stehe ich vor der Tür und sehe mich im Glas. Langsam stülpe ich den Helm über, korrigiere den Lederring, dann sitzt er.

»Soldat Andi! Aufmachen!«

»Oui, mon General«, bestätigt er und reißt die Tür auf. Es geht los. Durch die Aula. Die genagelten Sohlen sind nicht zu überhören. Langsam und in bester Haltung, Schritt für Schritt über die Granitfliesen. Ich stelle mir vor, in einer Reihe zu laufen und entdecke Kurz neben dem Hausmeister-Kabuff. Die Stille in der Aula fällt auf. Das Klackern der Nägel drängelt sich durch die vielen Menschen. Kurz entdeckt mich und erstarrt, schiebt den Kopf nach vorne, als könnte er so besser sehen, was da auf ihn zukommt. Jetzt kann ich deuten, was in meinem Unterleib grummelt und wächst. Etwas mir ganz Fremdes. Das Schweigen, die Blicke, viele Fragezeichen über den Köpfen, aber auch Angst. Furcht in den Gesichtern. Sie ist sehr deutlich zu sehen. Es lässt mich noch wachsen. Einen oder zwei Zentimeter. Was ist das? Das Wort fällt mir ein als ich fast angekommen bin. Es ist Macht. Ich habe Macht, weil da Furcht ist.

»Herr Konstantin!«, ruft mir Kurz seinen Gruß zu. »Ist das nun ein guter Morgen und ihr letzter Tag bei uns?« Der Schlussakt. Einen Meter vor ihm bleibe ich stehen und schlage die Hacken zusammen, ziehe den Helm ab. Seine Augen weiten sich.

»Guten Morgen, Herr Rektor. Gemäß Ihrer Bitte war ich beim Friseur und habe mich kleidungstechnisch angepasst. Ich hoffe, Ihrem Wunschbild von mir nun zu entsprechen.« Er schließt die Augen, dreht den Kopf auf die Seite. Für einen Augenblick drückt er mal wieder Zeigefinger und Daumen an die Nasenwurzel. Ich mag die Stille in der Aula, nur wenig Geflüster. Alle Blicke ruhen auf uns, warten auf den Sturm, eine furchtbare Explosion, wie sie die Schule noch nicht gesehen hat. Mit der Hand greift er an mein Revers und zieht mich in den Kopierraum,

schließt die Tür. Es riecht nach Essig. Die Neonlampe macht ihn älter als er ist, blasser, Schatten in den Falten.

»Herr Konstantin ...«

»Herr Kurz?«

»Das alles steht Ihnen außerordentlich gut. So gefallen Sie mir.« Er macht eine Pause. Ich starre ihm in die Augen und denke an Katharina. »Heutzutage darf man das ja nicht mehr sagen, aber viele Menschen wären stolz darauf, so einen hübschen, großen Kerl in dieser Uniform zu sehen.« Um es zu unterstreichen, nickt er zackig. Oh, Katharina! Tu mir das nicht an! Lass mich nicht allein mit diesen Irren! Es gefällt ihm also. Mein idiotischer Plan verläuft im Sand. Wie konnte ich nur annehmen, ein Nazi würde sich an einer Uniform der Wehrmacht stören?

»Danke, Herr Kurz. War gestern extra beim Frisör. Darf ich wegtreten?«

Er neigt den Kopf, ein Auge zugeedrückt. »Wie es aussieht, sind Sie ja jetzt wach geworden. Bleiben Sie so, Herr Konstantin. Sie dürfen wegtreten.« Er grinst und ich will salutieren, verwerfe den Gedanken aber, drehe mich um und marschiere mit lautem Klacken unter den Sohlen hinaus, direkt in die Klasse. Alle machen Platz, aber das Gefühl, mächtig zu sein, stellt sich nicht mehr ein. Im Gegenteil. Ich gehöre nicht mehr dazu. Scham kriecht langsam wie ein Reptil in morgendlicher Kälte unter dem Stein hervor. Auf der Suche nach der Wärme einer bald aufsteigenden Sonne. Mein Platz, Andi sitzt schon. Den Stahlhelm hänge ich an den Haken für die Taschen. Das Grau der Uniform auf dem Tisch. Die Stimmen flüstern meinen Namen. Uniform, Helm, die Schuhe, was ist nur in ihn gefahren ... so viele Worte, die mich nicht erreichen.

»Mensch, Heinrich«, höre ich Michaels Stimme hinter mir, »das war der Clou, der Streich schlechthin. Damit gehst du in die Annalen ein.«

»Qui, mon Capitan«, bestätigt Andi. Zwerenz kommt in den Raum geschlurft, legt die Tasche auf den Tisch, entdeckt den Stahlhelm, dann mich. Kopfschüttelnd schlägt er das Klassenbuch auf.

»Ich glaube, das gibt einen Eintrag ins Klassenbuch. Ein Grund wird mir noch einfallen im Laufe des Tages«, meint er und notiert irgendwas.

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können«, erwidere ich, winke ab, packe den Stahlhelm und setze ihn auf.

Kapitel 11

Wo bin ich

»Mit wem hast du telefoniert, Heinrich?«

Mutter geht vorbei und wirft mir einen missbilligenden Blick zu.

»Was ist? Hab ich was vergessen?«

»Ja«, sagt sie. »Aber jetzt essen wir.« Noch ein Blick aufs Telefon. Soll ich Katharina anrufen? Seit zwei Wochen drehe ich Däumchen, gebe ihr Zeit, wie Mutter mir riet. Bald ist Dezember und der Hammer fällt im Januar. Auf was wartet sie bloß? Ich kann nicht ewig in diesem Schwebestand hängen, in der Schule sitzen und träumen. Das Halbjahreszeugnis wird deutlich schlechter ausfallen ...

»Heinrich! Kommst du?« Seufzend folge ich dem Ruf. Das Seufzen ist inzwischen an der Tagesordnung. Also ab ins Esszimmer. Der Tisch ist schon gedeckt, Mutter sitzt und hat die linke Augenbraue hoch gezogen. Das bedeutet Ärger. »Gefällt mir übrigens sehr gut, deine Frisur. Das macht dich richtig männlich. Da bist du gleich noch mal drei Jahre älter.« Ich bin überrascht. Doch keine Standpauke? Dann fällt es mir ein. Ich sollte Bad, Flur und Wohnzimmer saugen. Besser ich erwähne es nicht.

»Na ja, der Scherz ging voll daneben. Kurz ist Nazi und war hocheifrig. 250 Mark umsonst ausgegeben.«

»Du hättest dich als Bob Marley verkleiden sollen«, meint sie. Ich wusste nicht, dass meine Mutter Bob Marley kennt. In den Töpfen sehe ich Sauerbraten, Klöße und Rotkohl.

»Soll ich dir auftun, Mama?« Ein verschmitztes Grinsen folgt.

»Du hast also gemerkt, dass ich sauer bin und möchtest dem Donnerwetter durch Aufmerksamkeit zuvorkommen. Gut. Ich nehme einen Kloß und eine Scheibe vom Braten. Zwei Löffel Sauce, bitte und ein Löffel vom Rotkohl.«

»Kommt sofort.«

»Und dann legst du die Karten auf den Tisch ... alle«, setzt sie nach. Ich stoppe in der Bewegung, Mutters Kloß auf der Gabel. Langsam rutscht er in den Topf zurück. Dann fällt er und zittert nach. Zweiter Versuch. »Danke, Heinrich. Schöpf dir und

lass uns essen. Paul kommt auch in ein paar Minuten. Offenbar ist eine Erkältung oder Grippe im Anmarsch. Dein Vater bringt ihn demnächst.« Mehr als Nicken will ich nicht. Wir essen. Es schmeckt vorzüglich, aber wirklich genießen klappt nicht. Ich kann nicht halten, was ich verliere. Und ist mir das vielleicht schon egal? Wie kann einfach alles egal werden? Ich hole eine zweite Scheibe vom Braten. Das Türschloss klickt vernehmlich. Paul kommt. Er ruft ein heiseres ‚Hallo‘ und verschwindet gleich ins Zimmer. Mutter sieht mich an, steht auf und geht in die Küche. Mit einer dampfenden Schüssel und einer Thermoskanne samt Tasse kommt sie zurück.

»Hühnerbrühe und Erkältungstee«, sagt sie im Vorbeigehen.

»Warte! Ich mache das.« Sie sieht mich für einen Moment an und stellt alles auf dem Tisch ab.

»Na gut. Dann reden wir, wenn du fertig bist.« Ich schlucke.

»Okay.«

Paul liegt im Bett. Die Decke bis über beide Ohren gezogen. Es ist viel zu warm im Zimmer. »Hi, Paul. Wie geht's dir?«

»Mh.«

»Ist zu warm hier. Ich drehe die Heizung runter und lass mal frische Luft rein.«

»Mh.«

Schüssel und Tee stelle ich auf den Schreibtisch, regle im Flur die Fußbodenheizung runter und öffne das Fenster. Dann lege ich die Hand auf Pauls Stirn. Heiß wie eine Herdplatte.

»Du hast Fieber. Willst du was essen?« Er sieht mich an.

»Nee, nur schlafen, bitte.«

»Okay, dann lasse ich den Rollladen ein Stück herab. Ich schätze, Mama sieht gleich nach dir.«

»Mh.«

Sein Blick heftet sich an mich. Die schwarzen Augen. Paul hat sich schon wieder verändert. Mit jedem Monat wirkt er ein Stück erwachsener, mehr wie eine

Mischung aus Mann und Frau denn als Junge. Auf eine besondere Weise voller Schönheit. Etwas sehr Komplexes umgibt ihn. Wie ein Käfig oder eine Rüstung. In einem dieser Mittelalter-Märchen wäre er der Zauberlehrling. »Ruh dich aus«, sage ich, die Hand auf der Decke.

»Mh.«

Den Rollladen lasse ich zu zwei Drittel runter. Das verbleibende Licht reicht, um etwas zu sehen, blendet ihn aber nicht. Zufrieden lächle ich Paul zu und schleiche hinaus, ein Grummeln im Bauch. Ich weiß nicht, was Mutter von mir will. Was soll ich erzählen? Sie ist ein paar Astronomische Einheiten von meinen Problemen entfernt. Den Kopf auf einen Handrücken gestützt, sitzt sie am Tisch.

»Wie geht es Paul?«

»Er will nur schlafen. Hab die Heizung runtergedreht, Fenster gekippt und etwas dunkler gemacht. Er hat ziemlich Fieber.«

»Schnupfen?«

»Ich denke nicht.«

»Es wird eine Grippe sein, keine Erkältung. Und essen möchte er nichts?«

»Keinen Hunger.« Sie steht auf.

»Räum bitte den Tisch ab und spül das Geschirr. Ich gehe Fieber messen.«

»Mach ich.« Mutter verschwindet. Aufschub. Schnell alles erledigen und dann an die Hausaufgaben setzen. Das wird die Wogen merklich glätten. Und später vielleicht bei Katharina anrufen.

»Fast vierzig Grad. Noch mal einen halben Grad dazu für die Achselmessung, das ist ordentlich«, sagt Mutter hinter mir. Wie konnte sie sich unbemerkt anschleichen? Ich stelle den letzten Topf in den Geschirrkorb, lasse das Wasser ab und trockne die Hände. »Es ist besser, Wadenwickel zu machen. Ich bereite alles vor und du legst Paul die Wickel an ...«

»Ich? Warum ich?« Mutter sieht mich überrascht an.

»Er ist in mich verliebt, Mama! Er mag Jungs und hat die Schule deswegen verlassen ...«

»Du bist sein Freund. Ich eine fremde Frau, der das vielleicht nicht zusteht.«
Kopfschüttelnd verlasse ich die Küche und setze mich an den Esstisch. Die Sinalco steht noch ungeöffnet an meinem Platz.

»Du bist keine fremde Frau für ihn, Mama. Er vertraut dir«, sage ich eindringlich als sie neben mir Platz nimmt. »Du bist wie eine Mama für Paul. Seine Mutter ist bestimmt eine gute Mutter, wenn sie Zeit hätte für ihn. Hat sie aber nicht. Sie kümmert sich um die Kohle, zieht sich aus und treibt es mit Männern, die sicher nicht die besten Exemplare ihrer Art sind ...« Eine so schnelle Ohrfeige habe ich schon lange nicht mehr von ihr bekommen. Es brennt ordentlich auf der Wange.

»Du urteilst, Heinrich! Weißt du, warum sie das tut? Warum sie nicht dort wegkommt? Von was oder welchen Leuten sie abhängig ist?«

»Nein«, murmele ich, drehe mein Glas mit den Fingern.

»Dann geh zu ihr, frag sie, aber urteile nicht über etwas, von dem du keine Ahnung hast. Das habe ich dir nicht beigebracht.« Es wird still. Was soll ich sagen?

»Du tust den Menschen Unrecht, Heinrich. Nichts geschieht ohne Grund.«

»Ja, du hast ja recht. Ich bin ein bisschen ...«

»Du weißt nicht, wo dir der Kopf steht. Das zieht oft schnelles Urteilen nach sich. Dein Blick verengt sich. Wie Scheuklappen bei Rennpferden.« Meine Augen bleiben auf der Sinalco-Flasche hängen, dem knalligen Gelb mit der roten Aufschrift.

»Weißt du was? Ich richte jetzt die Schüssel mit Wasser, zwei Handtüchern und ein dickes Leinentuch für drunter. Wir können ein anderes Mal reden. Okay?« Was hat sie gesagt? Habe ich schon genickt? Oder geantwortet? Ich weiß es nicht, schenke mir stattdessen das Glas voll mit Sinalco und trinke langsam leer. Mutter kommt mit einer Schüssel nicht zu kalten Wassers wieder, legt zwei Handtücher und ein dickes Bügeltuch auf den Tisch.

»Du weißt ja, wie das funktioniert. Um die Unterschenkel wickeln, vom Fuß bis zur Kniekehle. Nach zehn Minuten wieder runter. Fünf Minuten Pause und noch mal. Ich komme in einer halben Stunde, um zu messen.«

Paul schläft tief und fest. Die Bettdecke zurückgeschlagen, kann ich mit seinen Beinen anstellen, was ich will. Sie sind ziemlich flexibel. Ich muss grinsen und an das jahrelange Hüpfen und Springen denken. Das war einmal. Warum sind die Beine so glatt? Ich erinnere mich an den Schulsport oder den Schwimmunterricht und an die Haare auf Pauls Beinen. Wie bei den meisten von uns Jungs. Langsam streiche ich über das linke Schienbein. Es fühlt sich an wie mein Kinn nach einer vergessenen Rasur. Ich gehe näher heran. Da sind tatsächlich Stoppeln. Paul rasiert sich die Beine? Warum das? Noch einmal fahre ich mit der Hand über die Haut, dieses Mal die Waden. Es fühlt sich an wie das Gleiten auf Katharinas Rücken. Glatt und widerstandslos. Eine unheimliche Hitze strahlt mir entgegen. Es muss einen Grund haben, dass er sich rasiert. Aber das ist jetzt nicht wichtig.

Sorgfältig tunke ich die Handtücher ins Wasser, wringe eines aus, umwickle beide Unterschenkel, breite das Bügeltuch aus, klappe es um und decke die Beine damit zu. Dann lasse ich die Decke folgen und schaue auf Pauls Wecker. Zehn Minuten warten. Leise rücke ich den Stuhl auf die Höhe seines Kopfes, setze mich leise und mustere das halb verdeckte Gesicht. Er schwitzt. Nicht wenige Schweißperlen glänzen auf der Stirn. Im Halbdunkel deutlich zu sehen. Aus dem Badezimmer hole ich einen Waschlumpen, mache ihn feucht und tupfe Pauls Stirn trocken, seine Schläfe, dann die Wange. Schmatzend zieht er die Luft ein, murmelt undeutlich ein Wort. Ein Blick auf den Wecker. Noch Zeit. Ich frage mich, was wohl bisher passierte, wenn er krank war, Fieber oder eine Magen-Darm-Grippe ihn geplagt haben. Ob jemand an seinem Bett saß und über ihn gewacht hat? Seine Mutter? Keine Zeit. Sein Vater? Keine Lust, weil viel zu lästig. Mich beschleicht das Gefühl, dass unter dieser Decke ein Bergmassiv an Einsamkeit liegt. Und dass niemand dieses Massiv würde erklimmen können, weil es schon viel zu alt und zu schroff geworden ist. Ich spüre Tränen kommen, aber sehe lieber aus dem offenen Spalt zum Nachbarhaus. Tief durchatmen. Mutter kann jederzeit ins Zimmer kommen und die zehn Minuten sind gleich um.

Nach dem zweiten Mal Wickeln kommt Mutter und misst das Fieber. Wie kann man nur so tief schlafen? Ich wäre schon längst aufgewacht.

»Plus das halbe Grad unter der Achsel sind es knapp 39. Sehr gut. Wir haben es gesenkt. Jetzt machen wir eine Pause, denn zu schnelles Absenken kann kritisch werden. Ich rufe Doktor Brunner an. Er soll mir ein Rezept für Fieberzäpfchen geben. Außerdem kaufe ich noch Lindenblüten-Tee. Du bleibst hier und misst jede halbe Stunde. Verstanden?« Ihr Blick lässt keine Zweifel aufkommen. Meine Aufgabe ist fest umrissen.

»Klar. Verstanden.«

»Vielleicht kannst du ja seine Mutter anrufen und ihr sagen, dass er krank ist und falls sie vorbeikommen möchte, kann sie das gerne tun.«

»Sie wird noch schlafen.« Mutter nickt.

»Natürlich, aber ihr Sohn ist krank und er liegt bei uns im Bett, wir versorgen ihn, obwohl das ihre Aufgabe wäre. Da ist mir nicht ganz wohl, wenn ich ehrlich bin. Sie muss es wissen.«

»Ich versuche, sie zu erreichen.«

»Tu das«, sagt sie, legt die Hand auf meine Schulter und macht sich auf den Weg, schließt leise die Tür. Gleich darauf höre ich ihre Stimme. Offenbar telefoniert sie mit dem Arzt, und kurze Zeit später klackt das Schloss der Wohnungstür. Mit einer Hand ziehe ich den Stuhl zum Bett und setze mich direkt neben Pauls Kopf. Vielleicht sollte ich noch mal das Wasser wechseln, kälteres einlassen, aber nur, wenn die Temperatur wieder steigt. Und was meinte Mutter mit ‚kann kritisch werden‘?

Durch das gekippte Fenster kommt ein kühler Luftzug. Ich hole die kleine Decke aus dem Bettkasten, lege sie um meine Schultern, lehne mich an und schließe die Augen. Da sind ja noch die Hausaufgaben zu machen. Und das verdammte Referat! Ich muss unbedingt Jürgen besuchen. Schon alleine wegen der Wohnung. Durch all die Worte im Kopf drückt sich Katharinas Bild, das sich mehr und mehr in einen Nebel verwandelt, unscharf wird. Ich kann mir vorstellen, was in ihr vorgeht. Um es nicht noch schlimmer zu machen, ist es besser, sich gar nicht mehr zu

sehen. Jetzt schon so tun, als wären wir 500 Kilometer auseinander, auf unterschiedlichen Planeten. Dann tauchen die grünen Augen auf, gleich einem U-Boot aus den blauen Tiefen des Ozeans; glänzender, schwarzer Stahl. So funkeln mich die Pupillen an. Etwas greift nach meiner Hand.

»Paul?« Die Finger ruhen auf meinem Handrücken. Offenbar ist auch sein Bewusstsein wieder aufgetaucht aus tiefem Schlaf. Unvermittelt streicheln diese Finger. Ich will die Hand wegziehen, aber Pauls Blick ist nicht der eines Feindes, die Hand nicht der Körper einer Spinne. Es ist nicht schlimm. Ich muss keine Angst haben.

»Ich fühle mich wie schon mal gegessen«, sagt er.

»Kein Wunder. Dein Fieber ist hoch und war sogar höher. Ich habe dir Wadenwickel gemacht.«

»Echt?«

»Meine Mutter hat's angeordnet. Sie ist der Chef, wenn wir krank werden.«

»Und jetzt ist es besser?«

»Ja. Bisschen besser. Sie holt in der Apotheke Fieberzäpfchen. Außerdem soll ich deiner Mama Bescheid sagen, dass du krank bist. Vielleicht kommt sie ja ...«

»Bitte tu das nicht«, unterbricht er.

»Warum nicht?«

»Sie soll sich keine Sorgen machen. Ist doch nur Fieber. Grippe, hab mich irgendwo angesteckt. Komm ja viel rum mit deinem Papa.«

»Ja, aber ...«

»Heinrich?«

»Hm?«

»Gibt es ein Zäpfchen dagegen, dich zu lieben?« Die Fragen und Antworten schwirren durch meinen Kopf wie ein Bienenvolk auf der Suche nach einer neuen Heimat. Aber nichts kommt raus. Kein Sterbenswörtchen. Dabei will ich etwas sagen. Ich will jetzt sofort alle Probleme dieser Welt lösen. Mit einem Schlag. Und Paul retten. Katharina an mich binden. Andis Vater die Flasche wegnehmen. »Tut

mir leid«, sagt er mit leiser Stimme. »Ich will dich nicht unter Druck setzen.« Es hält mich nicht auf dem Stuhl. Mit den Schenkeln schiebe ich ihn an den Tisch und knie mich direkt vors Bett. Keine dreißig Zentimeter vor Pauls Gesicht, seine Hand hält mich noch immer.

»Ich stecke dich an.«

»Ja, kann schon sein.«

Paul dreht sich auf den Rücken und zieht meine Hand unter die Decke. Auf seinen Bauch. Am kleinen Finger spüre ich das Gummiband der Unterhose. Er dreht den Kopf auf die Seite. Es fühlt sich unter der Decke an wie in einem Hochofen. »Sei mir nicht böse«, sagt er. Ohne zu wissen, was er meint, ohne eine Antwort abzuwarten, drückt er meine Hand auf seinen Penis, der fast sofort steif wird, aus der Unterhose herauswächst. Pauls Augen sehen mich an. Niemand wird jemals in diesen schwarzen Pupillen etwas lesen können. Er zieht seine Hand zurück und ich weiß, dass er mich nun freigibt. Ab hier kann ich entscheiden. Die Pupillen. Zwei Monolithen, ohne die Erlaubnis, eintreten zu dürfen, die warten, was ich jetzt tue.

»Du bist ziemlich einsam, stimmt's?« Sein Mund formt ein Lächeln. Ein Lächeln ohne Sinn dahinter. Meine Hand schiebt die Unterhose auf die Oberschenkel und legt sich auf Pauls Glied. Beide sehen wir uns an. Ich weiß gar nicht, ob wir atmen. Die Stille ist absolut. Das Glied ist hart und hat doch so etwas wie einen weichen Mantel. Ich stelle mir die Haut vor, schließe meine Hand und fahre langsam auf und ab. Ich erinnere mich an meines und was ich damit tue, wenn ich träumen möchte. Langsam auf und ab. Immer fester greifen, bald tiefer hinab, bald bis über die Eichel. Weder denke ich an Mutter noch an sonst irgendwas und dann öffnen sich die Monolithen, Pauls Blick ändert sich und wandert in ein Land, das nur er sieht. Ein warmer Strahl ergießt sich über meine Hand, seinen Bauch. Er will nicht enden, Paul zuckt und krampft. Mit offenen Augen. Dann wird es still. Wir bleiben so. Er unter der Decke, ich vor dem Bett kniend, mit dem Gefühl, wir sind eins.

»Bist du mir böse?«, murmelt er irgendwann.

»Nein. Gar nicht.«

Zwei Tage später. In meinem Kopf hämmern die Gedanken an die Hitze unter der Decke. Alles war zum Zerreißen gespannt in diesen Minuten. Auch meine Hose. Ich war erregt wie lange nicht mehr. Ist es das nun? Bin ich durch eine Tür auf die andere Seite getreten? Liebe ich jetzt Jungs? Versetzt mich ein Penis in Hochspannung? Es ist zum Verrücktwerden. Beinahe verpasse ich das Aussteigen.

»He!«, ruft der Busfahrer und dann bin ich endlich aus dem Bus raus. Paul ist noch daheim im Bett. Mutter sagt, dass eine richtige Grippe gut und gern zwei Wochen dauern kann. Und Andi hat es seit gestern auch erwischt. In der Aula gehe ich zur Projekttafel. Vielleicht reiße ich den Zettel einfach ab, kassiere ein Ungenügend und fertig. Viel schlechter als jetzt, kann es ja nicht werden. Viele tolle Themen stehen da. Paragraph 218, Rote Armee Fraktion, Auswirkungen des Vietnamkriegs, Ölkrise, NATO-Doppelbeschluss, feines Zeug. Da hätte ich sicherlich einiges zu schreiben gehabt.

»Du bist doch Heinrich.«

»Wie?« Ich kenne das Mädchen neben mir, kann es aber nicht zuordnen. Sie ist mehr als einen Kopf kleiner und gehört zu den Unscheinbaren, die durch jede Lücke schlüpfen. Man sieht sie nicht.

»Ich bin die Klara Rabenacker aus der ‚11a‘. Und ich habe gesehen, was du für ein Thema notiert hast. Und, äh ...« Sie wird rot und stumm. Soll ich annehmen, dass Klara in das Projekt einsteigen will? Sonst würde sie mich ja nicht drauf ansprechen. Sei kein Idiot, Heinrich!

»Okay, Klara, du bist eingestellt.«

Sie stutzt. »Woher weißt du, dass ich mitmachen möchte?«

»Bauchgefühl.«

Sie lächelt ein sehr breites Lächeln. »Da täuscht dich dein Bauchgefühl nicht. Ich will mitmachen. Und wie machen wir das? Ist ja nicht mehr lang bis zum Projekttag.«

»Das kriegen wir schon, Klara. Nach der Schule gehen wir in die Ehrenstraße. Da hab ich einen Kumpel, der uns helfen wird. Hab ihn gestern angerufen.«

»Echt?«

»Absolut.«

Es bimmelt zur ersten Stunde. Klara sieht mich an, dann hält sie mir die Hand vor die Brust. Ich schüttle sie. »Also dann«, sagt sie und schreibt ihren Namen auf die Themenkarte. »Nach der Schule am Haupteingang.«

Sie wartet tatsächlich neben der Glastür, setzt eine rote Pudelmütze auf, hängt die Tasche über die Schulter und grinst mich an.

»Hallo, Heinrich.«

»Hallo, Klara. Wie war der Unterricht?«

»Scheiße.«

Ich lache laut auf. »Wie bei mir. Kaum aus der Tür, schon wieder alles vergessen.« Sie nickt und wir machen uns auf den Weg zur Haltestelle.

»Das mit der Uniform war super. Aber ich dachte immer, Kurz ist ein Nazi.«

»Er ist ein Nazi. Deswegen war die Aktion ein Reinform.« Ich gehe sehr zügig und höre sie schneller atmen.

»Aber die Frisur steht dir wirklich gut«, hechelt sie. Ich bleibe stehen und schaue in die Schultasche, krame ohne ein Ziel. Sie braucht Zeit, um wieder zu Atem zu kommen. Dann gehe ich weiter, mit halber Geschwindigkeit.

»Das sollte mir zu denken geben, wenn den Leuten so ne Nazifrisur gefällt.« Sie sagt nichts mehr bis wir im Bus sind. Im Takt von Klaras Atmung beschlägt die Scheibe. Ich denke über sie nach. Es gibt fünf Parallelklassen, eine Menge Jungs und Mädchen. Finde ich Klara darunter? Außer einigen kurzen Momenten der zufälligen Begegnung, fällt mir nichts zu ihr ein. Gesehen ja, aber das war's dann.

»Sag mal, Klara, mich würde interessieren, wieso du bei diesem Thema mitmachen willst. Heute Morgen wollte ich schon den Zettel von der Wand reißen und die Sechs in Kauf nehmen.« Klara hat mich gehört, schaut aber weiterhin aus dem Fenster, durch das man inzwischen gar nichts mehr sieht. Das Kondenswasser läuft in breiten Bahnen in die Gummilamelle. Sie knetet die Finger,

dreht dann schnell den Kopf, als würde sie kontrollieren, wer in welchem Abstand noch um uns ist und zuhören kann.

»Ich dachte immer, ich stehe auf Jungs.« Klara bekommt knallrote Wangen.
»Jungs wie du etwa, groß und sportlich. Aber auf einmal hab ich mich in ein Mädchen verliebt. Und sie sich in mich.« Ich starre sie wohl zu lange an. Ihr Blick wird kritisch, drei tiefe Falten bilden sich auf der Stirn. »Was ist? Findest du mich jetzt komisch?«

»Nein. Auf keinen Fall.« Wie sage ich das? Mir fehlen die Worte. »Ich bewundere deine Ehrlichkeit. Das Thema betrifft dich also direkt.«

»Dich nicht?« Jetzt werde ich rot und schau mich kurz um.

»Wenn ich ehrlich sein soll, dann ist es wohl so, dass ich auf beides stehe. Mädels und Jungs. Ich habe eine Freundin und ich mag einen Jungen.« Sie legt den Kopf zurück, stößt an die Scheibe. Die rote Pudelmütze verrutscht.

»Echt?«

»Ja. Echt.«

»Mh. Aber das ist nicht minder verwerflich in den Augen der Spießer. Die sagen bestimmt, das ist nicht normal.« Mein Blick wandert an ihr vorbei. Zu Paul.

»Was ist schon normal?«

»Na, das, was Spießer, Kirche und Jägerzaun-Besitzer festlegen.« Klara nickt zur Bestätigung. Sie legt die Hand auf meine und schaut mich lange an. »Also deswegen das Thema?«, fragt sie nach einer Weile.

»Ja. Ich sehe nicht, was an uns verwerflich sein soll. Deswegen.« Klara muss aufstehen, um an meine Wange zu kommen. Sie gibt mir zügig einen Schmatz und setzt sich wieder.

Auf Jürgens Tisch liegt ein Stapel Bücher. Daneben Magazine, Eigendruck und Selbstverlage aus Köln, Frankfurt und West-Berlin.

»Wie war dein Name?«

»Klara.«

Er nickt, stellt zwei Flaschen Cola und zwei Reissdorf auf den Tisch. Der Vorhang ist zu und der Laden ist noch bis zwei geschlossen. »Bedient Euch.« Klara nimmt ein Reissdorf, ich die Cola. »Einleitung, Hauptteil, Fazit. Ist das noch so?«, fragt er und lässt sich in den Drehstuhl fallen.

»Ja, ist noch so«, bestätigt Klara.

»Dann mache ich einen Vorschlag.« Er beugt sich vor.

»Wir sind ganz Ohr, Jürgen.«

Er zieht ein Blatt Papier aus der Gesäßtasche, faltet es auf und schaut drauf. »Als Einleitung würde ich den Paragraph 175 zitieren, seit wann es ihn gibt, dass er ein Werkzeug zur Unterdrückung von Menschen ist. Im Hauptteil dann die Geschichte der Homosexualität in der Antike, Griechen, Römer, Tabuisierung durch die Kirche bis ins Kaiserreich. In Weimar blüht dann die homosexuelle Szene auf, sogar die Gesetze sollen aufgeweicht werden. Dann kommen die Nazis und machen daraus eine fiese Daumenschraube. Und das gilt quasi noch bis heute. Als Fazit dann, dass es einer freien Gesellschaft nicht würdig ist. Die Würde ist unantastbar. Das war ja schließlich eine der Lehren aus der Nazizeit. Und doch sagt die Gesellschaft, einer Hetero-Person gestehen wir Würde zu, der homosexuellen Person dagegen nicht. Mit allen sich daraus ergebenden Nachteilen. Dass nicht wenige Politiker, Staatsanwälte, Richter, Polizisten homosexuell sind, interessiert niemanden. Nach außen passen sie sich an.«

Er lehnt sich zurück, trinkt das Reissdorf leer und ich sehe einen Berg Arbeit auf uns zukommen. Das ist ja ein Thema für eine Semesterarbeit im Soziologiestudium. Mir wird ganz übel. Klara dagegen ist Feuer und Flamme, nimmt Jürgen den Zettel ab und liest die Notizen. »Super«, sagt sie dann und er grinst.

»Alles, was ihr wissen müsst, steht in dem Berg Material hier.« Er deutet auf den Tisch. Ich ahne, dass wir schon heute damit anfangen müssen, um noch rechtzeitig fertig zu werden. »Ich gehe mal vorne aufschließen.« Jürgen steht auf und schlüpft zwischen den Vorhanghälften hindurch.

»Toller Mensch, dein Kumpel«, sagt sie. »Wo ist eigentlich die Toilette?«

»Hier die Tür, dann rechts.«

Als sie weg ist, kommt Jürgen zurück, schaut sich um.

»Ist auf dem Klo.«

»Okay. Hier.« Er reicht mir einen Zettel. »Ruf bei dieser Nummer an. Da könnte es klappen mit nem Zimmer für Paul.« Ich starre ihn an. Fast will ich ihm um den Hals fallen. Er ahnt, was mir durch den Kopf geht. »Schon gut, Heinrich. Wenn er mal dort wohnt, laden wir uns auf ein Bier ein.«

»Danke! Vielen Dank ...«

Die Tür zum hinteren Lager öffnet sich. Klara kommt pfeifend herein.

»Hört mal zu, ihr beiden«, setzt Jürgen an. »Es gibt noch etwas, das ich euch unbedingt sagen möchte; sagen muss.«

Klara verzieht den Mund. »Das klingt jetzt aber spannend«, meint sie, setzt sich neben mich, nimmt eine weitere Flasche Reissdorf und zieht den Kronkorken mit einer Schere vom Flaschenhals. Ich muss staunen.

»Wenn ihr das Referat schreibt und es vortragt, also öffentlich macht, werdet Ihr euch exponieren. Mitten ins Rampenlicht stellen. Man wird euch für homosexuell halten. Euch das vorwerfen, unterstellen, über euch tuscheln. Ich hab das erlebt an der Uni. Das wird Euch zusetzen.« Jürgen sieht uns erwartungsvoll an. Erst Klara, dann mich. »Habt Ihr das verstanden? Verinnerlicht? Ihr werdet entwürdigt, gedemütigt. Offiziell gilt es als Krankheit. Man wird euch demzufolge für krank halten und dass Ihr noch nicht volljährig seid, macht es nicht einfacher.« Klara trinkt einen großen Schluck und stößt mit geschlossenem Mund auf. Dann wirft sie mir einen Seitenblick zu. Ich nicke.

»Ja, das ham wir verstanden«, erklärt sie.

»Heinrich! Du auch?«

»Hab ich, Jürgen.«

Er atmet tief ein und pustet die Luft langsam wieder aus. »Okay. Und noch eine Bitte: das Infomaterial, die Magazine, das ist nicht von mir. Habt Ihr nicht in diesem Laden bekommen. Das sollte komplett auf eurem Mist gewachsen sein.«

Ich habe ihn noch nie so ernst gesehen. Er hat Angst. Klara stellt die leere Flasche auf den Tisch und boxt gegen meinen Oberarm.

»Wir werden schweigen bis zum letzten Atemzug«, versichert sie. »Stimmt's Heinrich?«

»Zweifelsohne.« Jürgen lächelt schwach.

»Apropos besondere Menschen, Heinrich. Am Sonntag ist Adventssingen in Sankt Marien. Ich bin am Flügel und Sabine singt. Du erinnerst dich an sie?« Beim Denken an Sabine zieht ein Kribbeln meinen Rücken hinab.

»Klar. Wie könnte ich sie vergessen. Ich werde dort sein.« Jetzt grinst er tatsächlich. Es bimmelt an der Ladentür. Klara beginnt, Bücher und Magazine einzupacken.

»Ich komme!«, ruft Jürgen.

Klara ist eine unter Hochdruck stehende Dampfmaschine. Als ich sie frage, wie weit sie mit *The Wild Boys* von Burroughs ist, behauptet sie, es schon gelesen zu haben und teilt mir gleich ein Resümee mit; inklusive vieler Notizen. Das will ich erst nicht glauben, merke aber schnell, dass ihre Fähigkeiten, sich Dinge zu merken und zu erfassen, weit oberhalb des Durchschnitts liegen. Ich dagegen arbeite mich durch eine Auflistung von Gerichtsurteilen aus den 50ern bis zum heutigen Tag. Irgendjemand macht sich die Mühe, die Liste auf dem Laufenden zu halten und regelmäßig neu herauszugeben. In einer parallelen Spalte stehen handgeschriebene, juristische Kommentare zu den Urteilen. Klara zieht mir davon jeden Krümel aus der Nase, macht sich Notizen und dann fassen wir es in Textform. Unser Referat wächst. Für Montag hat uns Jürgen bei sich daheim einen Filmabend versprochen.

Jetzt aber ist Sonntagmorgen und nicht nur Mutter und Paul gehen mit in die Kirche, sogar Vater hat sich überreden lassen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals mit meinen Eltern in der Kirche gewesen zu sein. Zwar ist Mutter sehr religiös, aber das macht sie mit sich im Stillen aus. Wir fahren mit der Sechzehn von der Schönhauser Str. in die Florastraße und laufen die paar Meter zur Kirche. Es ist

abzusehen, dass eine Menge Zuschauer kommen und finden ziemlich weit vorne Platz, nehmen das Programmblatt auf und setzen uns. Links vom Altar steht ein schwarzer Yamaha-Flügel. Von Jürgen ist nichts zu sehen. Dafür gibt es Sitzkissen. Nicht allzu dick, aber sie halten den Hintern etwas warm. Kurz vor zehn Uhr kommt der Pfarrer und kündigt das Konzert an, das etwa eine Stunde dauern wird. Danach soll es den handelsüblichen Gottesdienst geben. Mutter liest, was auf dem Hinweisblatt steht. Mendelssohn-Bartholdy, Bach, naja, Namen, die ich schon gehört habe, aber das war's.

»Du kennst diese Sabine Dernbach wirklich?«, will Mutter zu mir gebeugt wissen.

»Von dem Konzert, zu dem mich Jürgen mitgenommen hat.«

»Der Mann dort?« Tatsächlich. Jürgen kommt von links, setzt sich an den Flügel und knetet die Finger.

»Ja, das ist Jürgen.«

Von hinten an uns vorbei, durch den Mittelgang, kommt Sabine. Sieht nicht so aus, als ob ihre Füße den Boden berühren. In einem schwarzen Kleid, dessen Ende sie hinter sich herzieht, könnte es auch eine Art schweben sein. Die Menschen werden still. Das liegt eindeutig an ihr. Der lange Hals steckt in einem grauen, seidenen Schal, die Haare kurz wie an diesem Partyabend. So muss es im Colosseum gewesen sein, als Vespasian oder Trajan ihren Platz einnahmen. Gebannte Stille. Fast ehrfürchtig. Sogar Vaters Blick brennt sich in Sabines Gestalt, mit halboffenem Mund verfolgt er jede ihrer Bewegungen. Sie verbeugt sich, gibt Jürgen ein Handzeichen. Wie unter anderen Schwerkraftverhältnissen drückt er die Finger auf die Klaviatur. Es geht los. Sabine erhebt die Stimme. Mezzosopran steht auf dem Blatt. Wir schweigen.

Ist es möglich, dass wir Menschen von Anfang an alles falsch gemacht haben? Mit geschlossenen Augen und leicht gesenktem Kopf höre ich und denke dazu die absonderlichsten Gedanken. Mutter stupst mich sachte an. Ich sehe nach. Ein Tempotaschentuch liegt auf meinen Knien. Sie hat bemerkt, dass mir Tränen kommen. Als ich vorsichtig nach rechts blicke, erkenne ich, dass es ihr ebenso

geht. Und den Menschen rechts von uns. Langsam schaue ich auf die andere Seite. Dort ebenfalls. Viele weinen still und leise, schniefen sachte, Taschentücher in den Händen. Ich habe recht. Mutter lächelt und sieht nach vorne. Nicht Wut und Krieg ist das, was unser Innerstes ausmacht. Nein, die Kunst ist stark in uns, verbindet die Herzen. Die Kunst, etwas so zu können, wie Sabine es tut. Zu malen, zu komponieren, zu schreiben, aus einem Millionen Jahre alten Felsklotz etwas zu schaffen, was uns innehalten lässt. Paul hat die Hände gefaltet und den Kopf zurückgelegt. Wie kann das sein? Wie kann es sein, dass hier drin Menschen sind, die Homosexuelle verfluchen und wir trotzdem zusammen dieser mächtigen Stimme vertrauen? Warum überwältigt uns alle eine zutiefst ehrliche Schönheit genau jetzt und morgen früh klagen wir uns wieder an? Ich verstehe es nicht und werde das wohl nie tun. Katharina fällt mir ein. Ich will auf der Stelle schreien, hinausrennen, direkt nach Bonn. Mit ihr ans Ende des Universums fliehen. Und auf diesem Weg das grausam Schöne allen Lichts aufsaugen. Ich muss schneller atmen. Mit offenem Mund. Mutters Hand packt meine und drückt fest zu. Sie weiß, was in mir wütet. Hoffentlich ist das hier bald zu Ende.

Auf dem Weg nach draußen wird es eng. Die meisten Menschen verlassen die Kirche. Offenbar sind sie nur des Konzerts wegen gekommen und ersparen sich den Gottesdienst. Kurz vor der breiten Holztür erreicht uns der Ausruf einer Frau, die schon draußen steht, dass es schneit. Und tatsächlich. Es hat zu schneien begonnen. Das Grau des Himmels ist völlig gleichförmig. Noch sind die Flocken klein, aber es wird spürbar kälter und der Schneefall stärker.

»Hurra«, stellt Vater lakonisch fest. »Wenn es hier schneit, brauche ich im Sauerland morgen Ketten.« Paul ist still. Seit unserem gemeinsamen Erlebnis hat er sich weit zurückgezogen. Er hofft inständig auf eine Wohnung oder ein Zimmer in einer WG. Der Mann, den ich über Jürgens Nummer erreicht habe, versprach mir, wahrscheinlich am Sonntag zurückzurufen. Also heute.

»Das war wirklich beeindruckend«, schwärmt Mutter und zieht den Kragen ihres Mantels hoch. »Du hättest mir ruhig erzählen können, dass du eine derart gute Sopranistin kennst.«

»Ja«, bestätigt Vater. »Unser Sohn schleppt uns am Sonntagmorgen in eine Katholische Kirche zu einem Adventskonzert. Das ist wirklich eine Überraschung.«

»Aber es hat sich gelohnt, Rudolf. Und den Gottesdienst habe ich dir erspart.«

»In der Tat. Dafür bin ich dankbar.« Ich grinse und Paul tritt von einem Fuß auf den anderen. Mutter schaut sich um und deutet auf ein Eckhaus.

»Das sieht aus wie ein Café. Vielleicht bekommen wir da ein zweites Frühstück. Und aufwärmen wäre auch nicht schlecht.«

»Heinrich! Telefon!« Wer ruft denn zur Schimanski-Zeit an? Thanner schlägt die Tür seines Büros ein paar Mal zu und will endlich Ruhe haben. Vater und Paul amüsieren sich. Ich gehe in den Flur und nehme ihr den Hörer ab.

»Ein Herr wegen einer Wohnung.«

»Endlich.« Mutter lächelt und geht ins Wohnzimmer.

»Konstantin?«

»Es geht um ein Zimmer, habe ich erfahren.«

»Ja. Für einen Freund. Er wohnt mit Erlaubnis seiner Mutter momentan bei uns.«

»Wie alt ist er?«

»Sechzehn, wird demnächst siebzehn.«

»Warum wohnt er nicht bei seiner Mutter?« Ich erzähle, wie es ist.

»Hm.« Für einen Moment ist Schweigen in der Leitung. »Er arbeitet?«

»Ja, in der Firma meines Vaters. Momentan als Aushilfe, die Lehre beginnt am zweiten Januar. Seine Mutter ist einverstanden, ich kann Ihnen aber die Telefonnummer geben, dann können Sie Rücksprache halten.«

»Nehme ich.« Langsam lese ich die Nummer vor und wiederhole sie einmal.

»Okay. Ihr Freund weiß, dass wir auf dünnem Eis unterwegs sind, falls es mal von irgendwo Nachfragen gibt? Das Ganze bleibt also besser im kleinen Kreis.«

»Meine Eltern und Pauls Mutter wissen das und wir stehen voll dahinter.«

»Ja, okay. Also, ich werde bei unserem gemeinsamen Freund im Laden eine Adresse hinterlegen. Sie wissen, das Alter ist das Problem?«

»Ja, wir haben über das alles geredet.«

»Okay. Holen Sie die Adresse. Dort ist auch ein Terminvorschlag zum Kennenlernen hinterlegt. Und das bitte mit der Mutter.«

»Verstanden.«

»Dann bis bald.«

»Ja, vielen Dank. Wiederhören.«

Er legt auf. Ich halte den Hörer noch eine Weile in der Hand und komme mir vor wie James Bond in einem Moskauer Hotel. Nicht zu fassen. Das ist also die vielgerühmte Freiheit. Als ich auflege, höre ich Schimanski brüllen und Thanner fluchen. Vater lacht. Kurzentschlossen wähle ich Katharinas Nummer. Es klingelt die vorgegebene Anzahl, dann unterbricht die Post. Kein Anrufbeantworter. Niemand hat abgehoben. Ich lasse Schimanski links liegen und gehe in mein Zimmer, das Licht bleibt aus. Auf der Straße wächst die Schneedecke. Die Flocken sind dick und fallen in großer Zahl. Langsam werden aus den Autos weiße Hügel. Auf dem Tisch liegt die Kladde mit den vielen Notizen und Entwürfen zum Referat. Ich blättere zur letzten Seite, drehe die Kladde um und nehme den Bleistift. Das Licht der Straßenlaternen genügt, um etwas zu schreiben. Aber was? Was soll ich schreiben? Es soll sein wie ein Foto. Auslöser drücken, ein Fünfhundertstel bei Blende 2,8. Alles vorne und hinten ist unscharf. Nur meine Gedanken sind erkennbar. Also schreibe ich sie auf.

Kapitel 12

So weit

Wenn es einen Beweis braucht, um zu belegen, dass ich nach wie vor von Mädchen oder Frauen angezogen werde, dann ist er in diesem Moment erbracht. Pauls Mutter steigt an der Suevenstraße aus der Drei und kommt direkt auf mich zu. Sie schafft es, die Füße in einer Linie aufzusetzen, nicht parallel wie bei uns Normalsterblichen. Dabei senkt sie mit jedem Schritt eine Seite ihrer Hüften ab. Links runter, rechts hoch und umgekehrt, die Arme schwingen nur verhalten. Warum sie nicht umfällt, ist mir ein Rätsel. Zehn oder fünfzehn Meter vor mir formt sie ein breites Lächeln. Es endet nicht. Dann stehen wir uns für einen Moment gegenüber. Einem Kuss auf meine Wange folgt eine kräftige Umarmung.

»Heinrich, ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll.«

»Ist doch nicht der Rede wert, Frau Müller.« Ganz spontan schließe ich ebenfalls die Arme um ihren schlanken Körper und muss sogleich meinen Unterleib etwas zurückziehen, denn die Berührung lässt mich nicht kalt. Sie drückt sich ab und zwinkert mir zu. Heißt das, sie hat es bemerkt? Mitten im verschneiten Winter läuft Schweiß meinen Nacken hinab.

»Wo ist es?« Ich nicke hinter mich.

»Gleich vorne am Eck. Wir werden schon erwartet.«

»Okay, dann nix wie hin. Mehr als anderthalb Stunden konnte ich nicht rausholen.«

»Anderthalb Stunden?« Sie nickt und läuft los.

»Haben Sie nie einen freien Tag oder mal Urlaub?«

Sie lacht gepresst. Fast klingt es zynisch. »Ich muss Ersatz für mich finden. Ersatz, der auch von den Leuten angenommen wird.« Ich sehe sie an, ihr Profil. Sie schaut geradeaus.

»Heißt das, Sie sind ... also, hm, so was wie unabhkömmlich, weil andere Tänzerinnen nicht so gut tanzen können?« Jetzt lacht sie wirklich. Mit der rauen Stimme klingt das wie im Saloon an der Theke kurz vor dem Duell.

»Das hast du schön gesagt, Heinrich. Aber wir können ehrlich zueinander sein. Ich bin das beste Pferd im Stall, wenn du weißt, was ich meine. Ich habe Stammkunden.« Ich muss mich räuspern. Und schweige lieber. »Hab ich dich verlegen gemacht?«

»Schon irgendwie. Ich rede mit der Mutter meines Freundes, der in mich verliebt ist und mir bedingungslos vertraut. Unglücklich verliebt, muss ich dazu sagen.«

»Das hab ich mir schon gedacht. Du magst Mädchen und vielleicht manchmal Jungs. Bist also kein Kostverächter, nicht wahr?« Jetzt muss ich doch glatt husten. Eine Art Husten mit verschlucktem *Ja*.

»Kein Kostverächter?«, wiederhole ich. Sie bleibt mir eine Antwort schuldig. Wir erreichen den Hauseingang. Sieben Klingeln. Die Hauswand folgt dem Knick der Straße.

»Darf ich dich was fragen, Heinrich?«

»Immer.«

»Wart ihr beide schon mal zärtlich?« Jetzt schießt die Hitze geradezu explosionsartig in meinen Kopf. Ich bringe im näheren Umkreis den Schnee zum Schmelzen.

»Mh.«

»War es schön?«

»Ja. War wunderbar.« Sie lächelt und drückt auf die oberste Klingel. Sie dürfte mir jedes Geheimnis entlocken. Der Türsummer springt an.

Der Mann im dritten Stock ist unscheinbar, deutet auf sich und sagt seinen Namen. Es ist der, mit dem ich telefoniert habe. Ein Herr Schramm. Ob der Name korrekt ist, kann ich nicht sagen. Dass ich Heinrich bin und die große Frau Pauls Mutter, weiß er, winkt ab und führt uns sofort durch die einzige Tür hier oben in eine geräumige Mansardenwohnung.

»Ich zeige Ihnen gleich das Zimmer«, kommt er zur Sache. Als er die Zimmertür öffnet, bin ich überrascht vom Platz und der schönen Einrichtung. Skandinavische Jugendmöbel, Echtholz, so wie ich das sehe. Alles stabil, kein Pressspan. Ein

Fischgrätparkett in bestem Zustand, zwei Dachfenster und eine Gaube. Im Eck steht ein gut gewachsener Gummibaum.

»Tolles Zimmer«, stellt Pauls Mama staunend fest. »Das ist doch sicher teuer.«

»350 Mark im Monat, inklusive aller Nebenkosten«, sagt er und schließt die Tür wieder. »Gehen wir in die Küche. Ich habe Kaffee vorbereitet.« 350 Mark ... das könnte ich mir leisten. Bei meinem Vater verdiene ich um die 600 Mark im Monat. Allerdings muss ich ja auch essen und kaufe mir noch eine Menge Comics, Schallplatten und was da sonst noch anfällt.

In der geräumigen Küche sitzt ein junger Mann. Er grüßt zurückhaltend, sehr förmlich. Steht auf und gibt uns die Hand. »Das ist Martin«, sagt Herr Schramm. »Wohnt auch hier.« Wir setzen uns. Alles ist ordentlich. Tassen mit Untertellern, weißes Porzellan, exakt so gestellt, wie es im Knigge steht; nehme ich an. Die Arbeitsplatten sauber, Spüle aus Edelstahl und wie geleckert. Auf der Raufasertapete kein Fleck. Selbst der Boden ist perfekt rein. Mein Vater würde die Bewohner sofort einstellen.

»Kaffee?«

»Sehr gerne«, antwortet Pauls Mutter lächelnd. Ich nicke. Herr Schramm gießt uns ein. Als er die Kanne abstellt, gibt es kein Geräusch.

»Wohnen Sie auch hier?«, will sie von ihm wissen.

»Nein. Es gibt vier Zimmer. Drei Bewohner und ein Gemeinschaftsraum. So eine Art Wohnzimmer. Es wohnen momentan zwei junge Männer hier. Martin und Rainer.« Schramm schaut zu Martin. »Rainer kommt zurzeit spät nach Hause. Er arbeitet am Flughafen in der Spätschicht.« Pauls Mutter nickt langsam, sieht zu Martin, dann zu Schramm.

»Und welche Funktion haben Sie hier?«

»Ich bin der Hausverwalter, mache Nebenkostenberechnung, begutachte neue Mieter, organisiere Handwerker, wenn etwas kaputt geht, wohne aber nicht hier.«

»Verstehe. Aber dies ist ja eine besondere Wohngemeinschaft. Mein Sohn ist noch nicht volljährig. Theoretisch verletze ich die Aufsichtspflicht ...« Schramm nickt und hebt die Hand.

»Das wissen wir. Ich weiß es. Deshalb mieten Sie ja das Zimmer. Paul darf noch nicht unterschreiben. Wenn die Eltern Schwierigkeiten machen«, er sieht zu Martin, »dann unterschreibt ein anderer Erwachsener den Vertrag. Alle hier drin sind also Untermieter.« Frau Müller schaut zu Martin. Ihr Blick ist eine einzige Aufforderung.

»Mein Vater hat mich rausgeworfen«, sagt der. »Inzwischen bin ich achtzehn, mache eine Lehre an der Uni zum Bibliothekar, wohne aber schon zwei Jahre hier.« Schramm nickt mit zusammengepresstem Mund.

»Dein Vater hat dich mit sechzehn rausgeworfen?«, hakt sie nach. »Warum denn das?«

»Mein Freund und ich lagen knutschend auf seiner Wohnzimmercouch.«

»Männer«, ist ihre Reaktion. Ich habe das Gefühl, nur noch zuhören zu müssen. Die Welt hier drin ist eine andere. Also lehne ich mich zurück und trinke den Kaffee, der hervorragend schmeckt.

»So wie ich das verstehe, Frau Müller, möchte Ihr Sohn selbständig wohnen, denn Sie arbeiten wohl hauptsächlich abends und nachts ...« Sie rollt mit den Augen und atmet tief ein.

»Legen wir die Karten auf den Tisch, Herr Schramm. Ich tanze nackt vor Männern und Gutbetuchte nehme ich mit aufs Zimmer. Um acht Uhr komme ich heim und schlafe meist bis drei Uhr. Paul braucht Menschen, die sich um ihn kümmern, ihn verstehen. Seinesgleichen. Den Erzeuger habe ich rausgeworfen, weil er ein Totalversager ist.« Bei Schramm geht die linke Augenbraue um einige Millimeter nach oben. Ansonsten bleibt er gefasst. Ich schätze, er hat hier schon einige Geschichten gehört.

»Machen Sie sich keine Gedanken, Frau Müller. Paul ist hier gut aufgehoben. Alles, was wir bereden und tun, bleibt unter uns. Ist nicht so ganz astrein, was wir anbieten, aber es gibt eben Notfälle, auf die sonst niemand entsprechend reagieren kann. Den Vertrag schließen wir bis zum Erreichen von Pauls Volljährigkeit ab. Danach kann er selbst entscheiden. Sie sind in jedem Fall unsere erste Ansprechpartnerin, aber ...«, er beugt sich vor. »Wenn ihr Mann ein

Totalversager ist, sollten Sie ihm das hier keinesfalls auf die Nase binden, denn damit könnte er Ihnen einen Strick drehen.«

»Kein Problem«, werfe ich ein. »Paul wohnt dann einfach noch bei uns.« Sie sieht mich an. Schramm grinst und hebt beide Handflächen.

Sonntagvormittag. Ich fahre mit der Sechzehn nach Bonn. Kurz nach elf Uhr. Mutter hat mich schweigend ziehen lassen. Ich wäre auch aus dem Fenster geklettert, nur um wegzukommen. Rufe ich bei Katharina an, geht ihre Mutter ans Telefon, einmal auch der Vater. Sie wäre nicht da und noch in der Schule, bei einer Freundin, im Sport ... Ausreden. Jetzt habe ich die Nase voll. Schließlich hat Mutter mal gesagt, ich müsse das tun, was mein Herz sagt. Und das sagt mir: fahr nach Bonn! Das tue ich jetzt.

Die Winterlandschaft fliegt vorbei, dabei liegt auf den Straßen kein Schnee mehr. Nur noch die Gemüsefelder sind weiß. Aber das ist mir egal, denn ich bin den dauernden Knoten im Magen leid. Er ist immer da. Rumort. Manchmal im Hintergrund, dann wieder als grelle Feuerkugel.

Die Zeit bis zur Ansage der Ollenhauerstraße zieht sich wie ein Gymnastikgummi. Schon kurz nach dem Hauptbahnhof stelle ich mich neben den Ausstieg, den Finger über dem Knopf haltend. Endlich kommt das Signal. Die Ansage. Ich drücke fest und so tief es geht. Die Menschen bereiten sich auf das Mittagessen vor. Meine Chance. Kaum ist die Öffnung breit genug, springe ich raus und gehe so schnell es der noch liegende Schneematsch erlaubt. Ein paar Minuten später stehe ich in der Brentanostraße, fünfzig Meter vor dem Haus, und versuche etwas zu entdecken. Aber es ist Tag. Niemand hat Licht brennen oder ein Rollo unten. Weiter geht's. Sicher werde ich schon beobachtet in so einer feinen Wohngegend. Also das Gartentor auf, einatmen, die Klingel drücken. Stimmen hinter der Tür, es ist die Mutter. Als sie öffnet, starren wir uns an. Sie kennt mich mit Locken und stutzt. »Heinrich?«

»Ja, Frau Reuter, ich bin es.«

»Also ...«

»Wer ist es denn?« Das fehlt mir noch. Katharinas Vater, die Pantoffel an den Füßen. Er starrt nicht minder.

»Wird es nicht kalt im Haus?«, frage ich vorsichtshalber. »Vielleicht darf ich ja auf einen kurzen Besuch reinkommen.« Er dreht sich um und ruft Katharina. Die Mutter winkt und deutet auf einen Stapel Filzlatschen.

»Zieh die Schuhe aus und nimm dir Latschen. Der Matsch draußen ist ja schlimm.«

»Mach ich.«

Die Tür fällt ins Schloss. »Komm in die Küche! Ich koche gerade.« Die Filzlatschen passen nicht, aber das wird mein geringstes Problem sein. Ich folge ihr. Einen Stuhl hat sie schon vom Tisch abgerückt. »Setz dich doch! Möchtest du eine warme Tasse Kaba?«

»Gerne! Danke.« Sie nickt. Länger als nötig. Offenbar ist mit meinem Auftauchen ihr Rhythmus ins Stocken geraten. »Das riecht nach Grünkohl mit Pinkel«, sage ich, um das bisschen Konversation nicht austrocknen zu lassen. Sie nimmt den Ball gerne auf.

»Jaaa, das Lieblingsessen hier im Haus. Das einzig Gute am Winter sind der Grünkohl und die grobe Wurst.«

»Mag ich auch sehr. Hoffentlich gibt es die Wurst auch in Oberkochen. Keine Ahnung, was man bei den Schwaben sonntags kocht.«

»Ah ja, das weiß ich auch nicht. Spätzle, nehme ich an.« Sie lächelt, gießt Milch in einen kleinen Topf, stellt ihn auf den Herd und schaltet an.

»Hallo.«

Ich schließe die Augen für einen Moment. Das Mädchen, das ich liebe. »Wisst ihr was, ihr beiden Hübschen? Lasst mich kochen und geht runter in den Hobbykeller. Ich rufe, wenn es Essen gibt.« Sie sieht mich fragend an. »Du isst doch sicher mit, oder?«

»Wenn ich darf!«

Katharina greift meine Hand und zieht mich in den Hobbykeller.

Nut- und Federbretter an allen Wänden. Dazu eine Bar, ebenfalls aus Holz, eine schwere Eckbank und der obligatorische Stammtisch mit schmiedeeisernem Titel über einem Kupferaschenbecher. Hier wird Wochenendgeschichte geschrieben. Es ist aber nur der Raum für Geselligkeiten. Nebenan liegt ein Bastelkeller für das Hobby von Katharinas Vater, der alte Möbel restauriert, um sie dann mit bäuerlichen Blumengemälden zu verzieren. Hier unten ist all das, was ich ablehne und von dem ich hoffe, es möge mir in meiner Zukunft erspart bleiben. Katharina drückt mich auf die Eckbank, setzt sich neunzig Grad zu mir, die Hände auf dem Tisch gefaltet. Was soll ich sagen? Sie weiß es ebenfalls nicht. Also schweigen wir. Da sitzen sie und ich über Eck und tausend Kilometer liegen zwischen uns. Hier unten ist es vollkommen still. Nicht mal unser Atmen ist zu hören. Kein Räuspern. Etwas ist zerbrochen. In ihr und mir. Aber was? Dann sehe ich sie an, drehe den Kopf. Die grünen Augen sind hinter einer Wand. Ich weiß plötzlich, was da in Trümmern liegt. Unsere Vertrautheit. Wir sind uns fremd geworden.

»Spürst du das auch?«, höre ich die leise Stimme. Ich kann nur nicken und die Augen schließen. Diese imprägnierten Nut- und Federbretter sind wie Nadelstiche am ganzen Körper. Hier unten sitzt man, lacht und trinkt, klopft Sprüche und oben bricht Liebe entzwei.

»Es ist besser so«, sagt sie. »Ich habe mir nie vorstellen wollen, ohne dich zu leben. Aber es ist anders gekommen. Bei euch wohnen will ich nicht. Was, wenn wir uns streiten? Wenn du eine andere kennlernst? Oder ich nicht mehr mag.« Sie macht eine Pause und bewegt das Stammtisch-Blech wie einen Klöppel. »Meine Eltern haben recht. Ich muss mich auf die Schule konzentrieren.«

Mein Nicken wird dauerhaft.

»Denk nicht, dass mir das nicht wehtut«, sagt sie einen Moment später. »Ich hab mir die Augen ausgeheult. Und das wird heute Abend nicht anders sein, jetzt, da ich dich wiedergesehen habe.«

Die Bank ist hart. Was das wohl für Holz ist? Wahrscheinlich Eiche. Eine deutsche Eckbank ist sicher aus deutscher Eiche. Ich bin völlig umsonst hierher gefahren. Was habe ich mir davon erhofft? Dass alles anders wird? Katharinas Hand landet

auf meiner. Das lässt mich aus irgendeinem Grund lächeln. Höre ich auf meinen Bauch, dann sagt er mir, dies ist die letzte Berührung. Das letzte Mal Haut auf Haut. Sogar das Licht verändert sich in diesem Moment. Das Gelb der Lampe über uns wird trüb. Kratzer sind auf der Tischplatte. Ich stehe auf und gehe nach oben. Sie folgt mir nicht. Aus der Küche kommt ein Klappern, dann läuft der Wasserhahn. Ich nehme meine Stiefel, starre kurz auf die graubraune Pfütze darunter, ziehe die Latschen aus und öffne die Haustür. Der Duft von Grünkohl und Pinkel ist intensiv. Ich schließe hinter mir, ziehe die Stiefel an und gehe. Den Kaba müssen sie selbst trinken.

Klara ist ein Motor in Sachen Referat. Seit dem Sonntag in Bonn bin ich Treibgut im Stillen Ozean. Das bedeutet, sie kommt zu mir, denn ich bin so gut wie gelähmt. Mit Mutter hat sie sich in Windeseile angefreundet, beide reden wie alte Kolleginnen, und nach zehn Minuten Tratsch inklusive Gelächter gehen wir ins Zimmer. Sie diktiert und ich tippe auf meiner Triumph-Adler die endgültige Fassung. Die Vorgaben seitens der Schule sind streng. Linker und rechter Rand, Zeilenabstand, Seitenzahl, Quellenverzeichnis. Langsam wird es und das Ganze hat noch einen anderen Vorteil. Klara lenkt mich ab. Sie erinnert mich ab und zu an die Zicklein im Kinderzoo, die wie Kugelschreiberfedern zwischen den alten und mürrischen Ziegen umherspringen und das Leben genießen.

Um sich zu konzentrieren, zieht Klara die rote Pudelmütze auf. Darunter muss ein besonderes Milieu entstehen, eine Art Konzentrationswolke. Im Zimmer auf und ab laufend, liest sie die Notizen zwei oder drei Mal, dann formt sie einen fertigen Text, den ich nur noch tippen muss. Und weil ich gut bin in Rechtschreibung und mir die kompliziertesten Fremdworte leicht von der Hand gehen, sind wir schnell. Nach ein paar Tagen und vielen Pausen weiß sie über mein ganzes Leben Bescheid. Sie fragt einfach. Ihre Neugier ist nicht zu bändigen. Aber ich fühle mich nicht ausgefragt. Klara interessiert sich für die Menschen. Eine besondere Eigenschaft an ihr. Ganz besonders schätze ich, dass sie nur zuhört. Ein Urteil bleibt aus. So rückt die Stunde der Wahrheit unaufhaltsam näher. Der Abgabetag

ist am 18. Dezember, einem Freitag. Das halbe Kollegium liest das Wochenende durch und benotet. Die besten bekommen Auszeichnungen, aber präsentiert werden alle Arbeiten am Montag drauf. Klara und ich sitzen am Sonntagnachmittag mit Mutter am Esstisch, eine Kopie unseres Werkes neben dem Apfelkuchen, der gerade frisch aus dem Backofen gekommen ist.

»Ein gelungenes Werk«, lobt Mutter.

»Danke, Frau Konstantin.«

Ich schneide den Kuchen an, gebe uns je ein Stück. Klara gießt sich Kaba in die Tasse. »Ohne Karla hätte ich das nicht geschafft«, gebe ich zu. »Das mit Katharina bremsst mich aus.«

»Ach was«, wiegelt Klara ab.

»Genießen wir lieber das gute Stück hier«, schlägt Mutter vor. Beide stechen ein Stück des dampfenden Apfelkuchens ab und probieren vorsichtig.

»Mh, das ist ja lecker«, stellt Klara mit großen Augen fest. »Übrigens, ich werde gleich abgeholt von meiner Freundin.« Mutter horcht auf.

»Sie kann hochkommen und ein Stück Kuchen essen.«

»Nee, Frau Konstantin. Das ist doch Ihr Sonntag ...«

»Keine Widerrede«, wischt sie Klaras Einwand beiseite. »Wer soll das alles essen?« Ich lese den Titel wieder und wieder. *„Kriminalisierung der Homosexualität“*, ein *„Referat von Klara Rabenacker und Heinrich Konstantin“*. Selbst Jürgen und Dieter sind begeistert. Was kann da schon schiefgehen? In meinen Schwarztee drücke ich einen Schuss Kondensmilch, rühre um und schlürfe. Es klingelt und Klara schreckt auf. Mutter geht zur Tür. Gleich darauf plappert eine Stimme wild drauf los, entschuldigt sich vielmals für die Störung. Mutter lacht. Die Stimme kommt herein und ich hebe die Hand. »Hallo.«

Das Mädchen stürzt sich auf Klara, umarmt sie, fast meine ich, dass die Arme gewürgt wird. Dann küssen sich beide ziemlich intensiv. Mutter setzt sich grinsend und stellt einen weiteren Teller auf den Tisch. »Also, ähm ...«

»Sylvia.«

»Also, Sylvia, wie wär es mit einem Stück Apfelkuchen? Noch warm.«

»Oh! Ja, gerne!«

Klara holt eine Tasse aus der Küche, schenkt Sylvia Kaba ein und Mutter schiebt Kuchen auf den Teller. Sie wäre früh dran, sagt Klaras Freundin, schaut Mutter an und fragt sie frei weg, ob der lange Kuss gestört hätte. Sie freue sich, wenn es beiden gut geht und sie sollen sich keine Gedanken machen, ist Mutters Antwort. Ich lehne mich zurück. Schon wieder habe ich den Eindruck, ein Regenschirm im Abtropfständer zu sein. Ab und zu nicke ich oder gebe ein ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ von mir. Aber das war es. Die drei Frauen unterhalten sich prächtig. Ich schließe die Augen und denke an morgen. Der Tag der Präsentation. Gleich danach folgt das Bild von Katharinas Hand auf meiner. Unsere letzte Berührung. Dicht drauf kommt Paul, dann seine Mutter in ihrem wundervollen Gang. Das ist alles sehr verwirrend. Wohin soll ich blicken?

»Ihr beide liebt euch wirklich, nicht wahr?«, höre ich Mutter fragen.

»Und wie«, antworten sie aus einem Mund.

»Du hättest die Wehrmachtsuniform anziehen sollen«, erwähnt Andi und läuft weiterhin im Kreis um die Sitzgruppe im Foyer. »Dann hätten wir noch ein wenig Spaß haben können. Diese Klamotten hält doch keiner länger als eine halbe Stunde aus.« Er zieht an der Krawatte und nun sitzt sie endgültig schief. Klara steht auf und richtet sie wieder aus. »Mal nicht so nervös. Das wird schon«, beruhigt sie ihn. Ich hocke nur da und starre mehr oder weniger an die gelochte Decke. Alle teilnehmenden Gruppen warten hier auf den Einlass. Niemand weiß, wie es in der Aula aussieht. Andi zählt auf: »Also erst die Benotung, dann kommen die Eltern und wir stehen vor unseren Präsentationstafeln, nicht wahr?«

»He, Heinrich! Sag mal, haben sie euer Referat überhaupt angenommen?«

Klara dreht sich um. »Natürlich haben sie's angenommen«, erwidert sie.

»Die Spinner aus der ‚d‘«, sagt Andi und strafft sein Jackett. Ich reagiere nicht. Auf meinem rechten Schuh fällt mir ein Fleck auf. Dabei hatte ich heute Morgen so viel Wert aufs Putzen gelegt.

»Habt Ihr rosafarbenes Papier genommen, oder?«

»Sie haben noch ein paar Lümmeltüten eingeklebt und mit ‚Falscher Eingang‘ betitelt.« Gelächter hinter mir. Ich weiß, wer zu den Stimmen gehört. Andi tut einen Schritt in meine Richtung. Ich schüttele den Kopf. Klara zieht eine Instamatic heraus und fotografiert die Spinner. »Sag mal, Dirk, wenn die Rabenacker da mitmacht, dann bedeutet es doch, dass sie ...«

»Genau, dass unser Klärchen auf Frauen steht.« Das Kichern erinnert mich an Wicki und die starken Männer. Andi kocht und Klara notiert etwas in eine Kladde. »Was schreibst du da, Klärchen«, fragt einer der drei.

»Ich notiere das Geschwafel. Hab ja genug Zeugen hier.«

»Fühlst dich wohl sicher«, sagt der Spinner Dirk. »Aber irgendwann musst du ...« Es sind drei. Ich stehe auf, stelle mich direkt vor sie. Meine Nasenspitze berührt Dirks Stirn.

»Soll euer Tag nicht im Krankenhaus enden, empfehle ich taktischen Rückzug«, flüstere ich gepresst. Mein Blick sucht Dirks Augen. Er weicht aus. Der linke Kerl tritt einen halben Schritt zurück. Eine Hand greift in meinen hinteren Hosenbund.

»Komm«, sagt Klara. »Lass sie. Haben wir nicht nötig.« Die Lautstärke im Foyer nimmt ab. Klara zieht erneut an mir, aber ich bleibe stehen. Mit jeder Sekunde sinkt meine Laune. Ich weiß, dass es falsch ist. Aber egal. Eine zweite Hand hängt sich ein.

»Komm, Heinrich. Schon wieder drei Schwerverletzte wie beim Zappa-Konzert. Das macht sich nicht gut im Führungszeugnis.«

»Wie? Drei Schwerverletzte?« Klaras Stimme klingt verwundert. Sie lässt locker.

»Die haben ihn angemacht und wurden dann rausgetragen«, berichtet Andi.

»Ich hätte das zur Not alleine geschafft. Bin schließlich seit vier Jahren im Jiu-Jitsu«, klärt sie uns auf. »Aber nur der Friede führt auf einen glücklichen Weg.«

Einer der drei Spinner, ich meine, er heißt Stephan, verlässt den Ort des Unheils.

»Kommt, wir gehen. Die haben doch alle einen Schuss.«

»Die drei Deppen wissen ihr Glück gar nicht zu schätzen«, sagt Andi und setzt sich. Ich bleibe stehen und weiß nicht, wohin mit dem Dampf im Kochtopf. Dann

sehe ich die Blicke aller anderen im Foyer. An mir vorbei. Offenbar kommt jemand Besonderes.

»Klara, Heinrich ...«

»Hallo Frau Michalski«, sagt Klara mit freudiger Stimme.

»Können wir mal ins Lehrerzimmer gehen?« Klara nimmt meine Hand.

»Klar, Frau Michalski. Komm, Heinrich!« Ich folge einfach. Irgendwas wird jetzt geschehen.

»Wir sind unter Zeitdruck«, eröffnet Frau Michalski das Gespräch. »Deswegen kürze ich ab.« Wir reagieren nicht, was sie offenbar erwartet hat. »Also gut, Ihr beiden. Das Referat war ganz toll. Nicht wenige von uns waren sehr erstaunt über die Details, den gut recherchierten, geschichtlichen Verlauf, das Auf und Ab der gesellschaftlichen Akzeptanz, besonders die Verfolgung im Dritten Reich«, sie breitet die Hände aus und verdreht exaltiert die Augen. »Ja, auch wie das heute noch wirkt. Ganz toll. Man merkt, dass Ihr euch Mühe gegeben habt. Deswegen haben wir beschlossen, dir Klara und dir Heinrich, eine Zwei zu geben.« Frau Michalski nimmt die Faust vor den Mund und räuspert sich. Klaras Grinsen geht von Ohr zu Ohr.

»Toll! Danke, Frau Michalski.«

»Und warum müssen wir dafür ins Lehrerzimmer?«, will ich wissen. Sie zuckt ein paar Mal mit der rechten Schulter. Vielleicht ein Tic?

»Naja, wisst Ihr, das Thema ist sehr heikel. Und Herr Zwerenz, der ja auch im Elternbeirat ist, wegen seines Sohnes in der Unterstufe, der hat angeregt, das Referat nicht zu präsentieren, weil vielleicht das eine oder andere Gefühl verletzt werden könnte ... versteht Ihr?«

»Das eine oder andere Gefühl?«

»Und das wurde angenommen?«, hakt Klara nach.

»Ja, leider, Kinder. Das wurde so beschlossen. Also, Ihr dürft gerne bei der Vorstellung dabei sein, aber ...« Sie wird still. Unsere Gesichtsausdrücke sind wohl der Grund dafür. »Aber seht mal, die Note habt Ihr doch. Eine gute Note. Wirklich«,

setzt sie motiviert nach und sieht uns auffordernd an. »Jetzt gehen wir mit allen anderen und staunen, was da so an den Projektwänden hängt.« Frau Michalski macht kehrt. Wir bleiben stehen und sehen uns an. Sie stoppt. »Was ist? Kommt Ihr?«

»Sie können uns mal«, erwidert Klara.

»Dem stimme ich zu«, bestätige ich. Klaras und meine Hand finden einander. An uns gefasst, gehen wir aus dem Lehrerzimmer, durch das Foyer auf den Vorplatz. Irgendjemand ruft unsere Namen. Die Welt ist schon sehr weit weg. Draußen stehen Eltern. Wir entdecken Andis Mutter neben meiner.

»Heinrich! Wie ist es gelaufen?«

»Lass uns gehen«, sage ich und mit Klara an der Hand marschiere ich Richtung Haltestelle.

»Heinrich!«

»Sie wollen uns nicht«, ruft Klara in den kühlen Dezemberwind.

»Was?!« Mutter holt auf. Mein Blick entdeckt die im Beet liegenden Grauwackebrocken unter den Bodendeckern.

»Wartet mal kurz«, bitte ich beide, lasse Klaras Hand los, wuchte einen Stein hoch und befördere ihn direkt durchs Fenster hinter dem Beet. Es ist das Musikzimmer. Natürlich leer.

»Heinrich!« Mutters Schrei ist wie ein Aufwachen.

Klara findet, dass unser Referat sich von den meisten abhebt und würdig ist, präsentiert zu werden. Eine imaginierte Präsentation sozusagen. Allerdings war sie die letzten beiden Tage vor den Winterferien in der Schule und musste die Häme ertragen. Ich hingegen saß mit Vater lediglich eine Stunde bei Rektor Kurz. Die Papiere der Haftpflichtversicherung ausfüllen. Da liefen zwei oder drei große Ratten unterhalb der Fensterreihe und in meiner Panik ging der Steinbrocken wohl daneben. Kann man ja verstehen, beim Anblick solcher Viecher. So ist zumindest die Bezahlung gesichert. Die letzten beiden Schultage bekam ich Sonderferien inklusive der Auflage, mein Aggressionspotenzial bei einem Fachmann auszuloten.

Der einzige Kommentar meines Vaters war, dass es unklug gewesen sei, diesen Brocken im Beisein von Mutter durch die Scheibe zu pfeffern. Die wird sich jetzt einen Monat Gedanken um dich machen, seufzte er auf der Rückfahrt. Und Weihnachten stünde vor der Tür. Aber Weihnachten haben wir gut über die Bühne gebracht und ich stehe bei Paul vor der Haustür. Es gibt ein Telefon, aber die Nummer wird nicht nach draußen gegeben. Steht im Mietvertrag. Ich gehe davon aus, dass Paul noch im Bett liegt. Er hat zwischen den Jahren Urlaub und es ist Mittwochmorgen. Ein Tag vor Silvester. Also die oberste Klingel drücken. Prompt summt es.

Ein junger Mann steht im Türrahmen. Weder Paul noch der mir bekannte Martin. »Du musst Rainer sein«, sage ich auf der letzten Stufe.

»Stimmt. Und du?«

»Heinrich. Ein Freund von Paul.«

»Komm rein.« Er hat sich schon umgedreht und ist im langen Flur verschwunden als ich eintrete, die Schuhe ausziehe. Einige Hausschuhe stehen unbenutzt herum. »Kann ich mir von den Hausschuhen ein Paar nehmen?!« Nicht sicher, ob er mich gehört hat, schlupfe ich trotzdem ins größte Paar. Sie passen. Langsam folge ich dem Flur bis zur Küche. Rainer sitzt am Tisch, liest den Stadtanzeiger und schlürft Kaffee. »Auch einen?«

»Gerne.«

Sehr behutsam stellt er einen Becher vor mich, gießt aus einer Porzellankanne ein und deutet auf Milch und Zucker.

»Nimm dir.«

»Vielen Dank.«

Dann widmet er sich wieder dem Lokalteil. Einen Schluck Milch, zwei Löffel Zucker. Ich probiere vorsichtig, denn die Milch hat es kaum geschafft, das Gebräu aufzuhellen. Er ist sehr stark und erinnert mich an den einzigen Espresso in meinem kurzen Leben. »Junge, der weckt ja Tote.«

»Ich hatte Nachtschicht, hab drei Stunden geschlafen und muss bald weg.« Ich erinnere mich.

»Du arbeitest am Flughafen.«

»Ja. Gepäckabfertigung.«

»Also den Mallorca-Touris die Koffer ins Flugzeug wuchten?«

Er sieht auf. Eine langsame Bewegung. Rainer hat hellblaue Augen, glänzend, fast wässrig. Wie schillerndes Wasser am Südseestrand. Zwei kleine Sehnsuchtsorte. Und er schweigt.

»Schläft Paul noch?« Er schüttelt den Kopf.

»Ist gar nicht da. Hat wohl bei seinem Stecher übernachtet.« Mein überraschtes Gesicht lässt seine Augenbrauen nach oben wandern. Alle seine Bewegungen sind langsam. Reduziert. »Du wirkst überrascht. Hast du's nicht gewusst?«

»Nein. Das ist mir neu.«

»Martin und Paul waren vorgestern auf ner Party. Da hat ihn wohl Amors Pfeil getroffen.« Rainer beugt sich vor. »Muss aber nix heißen«, setzt er nach. »Ich kenne den Typ. Der steht auf Jungs wie Paul. Nach einem gleißenden Strohfeuer folgt kalte Winternacht.«

»Sehr poetisch«, entgegne ich und trinke einen großen Schluck Wachmacher. Augenblicklich erhöht sich mein Puls. Rainer nickt.

»Du siehst mir aus, als könntest du ein wenig Zärtlichkeit vertragen. Bisschen einsam und verloren. Wie wär's?« Rainer fackelt nicht lange. Abgesehen von den Augen, die einen besonderen Reiz auf mich ausüben, sieht er gut aus. Wie eine kleine Version von Gary Cooper. Drahtig und muskulös.

»Sei mir nicht böse, aber seit einiger Zeit fühle ich mich wie der Ball in einem Fußballspiel. Und für Zärtlichkeit brauche ich einen freien Kopf, sonst läuft da nix.«

»Du bist also ein Grübler.«

»Das bin ich.«

»Das sind mir die liebsten Geschöpfe auf dem Planeten.« Er grinst breit.

»Warum?«

»Man kann mit ihnen in die Tiefen tauchen«, erklärt er und widmet sich wieder dem Lokalteil. Ich schau in den Becher, täusche drei große Schlucke vor und stehe auf. Trinken kann ich das Gebräu nicht mehr. An der Spüle lasse ich Wasser rein und säubere den Becher mit etwas Pril.

»Vorbildlich«, kommentiert Rainer. »Du gehst wieder?«

»Ja. Wenn du Paul siehst, sag ihm bitte, er soll mich anrufen. Wenn er möchte, kann er morgen Abend zu uns kommen, Silvester feiern. Es gibt Raclette.« Ich trockne den Becher und höre Rainers Stuhl über den Boden schleifen. Wärme ist plötzlich hinter mir. Sein Atem.

»Du bist groß. Das gefällt mir. Ich werde es Paul sagen.« Dann setzt er sich wieder. Ich atme tief ein und aus. Da ist eine Beule in meiner Hose und stupst gegen die Arbeitsplatte. Ohne mich umzudrehen, mache ich mich auf den Weg zur Wohnungstür. Schuhe an. Mit einem *„Tschüss, Rainer“* bin ich draußen. Was jetzt? Wieder nach Hause. Mutter bei den Vorbereitungen helfen. An Paul denken und Katharina vergessen. Als ich die Haustür aufmache und gerade die Straßenbahn sehe, habe ich Rainers Augen im Kopf. Ich werde noch mal herkommen müssen.

»Und? Hast du Paul angetroffen?«

»Nein, Mama. Niemand da.« Sie nickt und macht weiter mit dem Schneiden der Wirsingblätter in kleine Streifen.

»Dass die ihre Telefonnummer nicht herausgeben, kann ich ja verstehen. Dieser Herr Schramm hat sicher eine Geheimnummer beantragt.«

»Geheimnummer?« Mutter deutet auf einen Topf voller Kartoffeln. Was bedeutet, ich soll sie schälen.

»Man kann bei der Post eine Geheimnummer beantragen. Die steht nicht im Telefonbuch und über die Auskunft findet man sie ebenfalls nicht. Es gibt ja immer Menschen, die bedroht werden. Dafür ist so was gut.«

»Aha, also wenn der Buchhalter der Mafia sich absetzt und eine neue Existenz braucht, bekommt er ne Geheimnummer.«

Sie lächelt. Ich fange an, die Kartoffeln zu schälen. Mutter summt ein Lied. Der Wirsing ist komplett geschnitten und ich schäle schneller. Vor dem Küchenfenster ist ein Kommen und Gehen. Tütenweise tragen die Menschen ihre Einkäufe ins Haus. Kisten mit Bier, Wein und anderen Spirituosen, Kartons voller Raketen und Böller. »Ich hasse Silvester«, sage ich und lasse eine geschälte Kartoffel ins Wasser plumpsen.

»Was macht Andi?«

»Hat sich nicht gemeldet. Der ist morgen Abend mit Michaela auf einer Party.«

»Und du musst hier mit deinen Eltern die Langeweile totschiagen, was?« Ich spüre ihre Hand auf meiner Schulter und starre aus dem Fenster. »Heinrich?«

»Hm?«

»Komm, wir setzen uns an den Tisch. Ich muss was trinken und die Kartoffeln laufen nicht weg.«

Was ist mit Mutter? Der Ton ihrer Stimme ist gedämpft, wie durch eine Tür. Als müsste sie sich anstrengen, die paar Worte zu sprechen. Ich drehe mich zu ihr und sehe den schmalen Körper schwanken. Schnell bin ich vor ihr, greife unter beide Arme und trage sie zu einem Stuhl, lasse sie langsam ab. Sie klammert sich um meinen Hals. Vorsichtig löse ich die Hände und hole ein Glas Wasser.

»Hier, Mama. Geht's mit dem Sitzen? Oder soll ich dich ins Bett bringen?«

»Geht schon, Heinrich«, erwidert sie kaum hörbar. Mein Herz ist in die Hose gerutscht. Sollte ich besser den Arzt rufen? Lieber Vater. Er kann sie ins Krankenhaus bringen ...

»Hör mal zu, Heinrich. Setz dich mal vor mich hin.« Das tue ich. Mit dem Stuhl direkt vor ihre Beine, klemme ihre Knie zwischen meine. Sie trinkt und stellt das Glas auf den Tisch. Versucht es zumindest. Gegen das Zittern kommt ihre Kraft nicht an. Ich erledige das. Wir sehen uns in die Augen. Ich erkenne all die Jahre mit ihr in diesem Blick. Diese sommersprossigen Hände über mir, mein Schutz. »Ich geh auf die vierzig zu, Sohnemann. Weißt du ja.«

»Klar, aber das ist doch kein Alter ...«

Ihre linke Augenbraue hebt sich. Ich muss schweigen. »Für eine werdende Mutter schon.« Ich will was sagen. Ja, was eigentlich? Wie war das? Eine werdende Mutter? Sie ist doch schon eine Mutter. »Na? Ist der Groschen gefallen, mein Großer?«

»Du meinst ...«

»Ja, das meine ich.«

»Oh.«

Mutter lehnt sich an, atmet tief ein und aus. Mein Blick fällt auf ihren nicht vorhandenen Bauch. Keine Rundung. Dann greift ihre Hand nach meiner und legt sie auf den Pullover, kurz über dem Gürtel. »Genau da«, sagt sie. Da ist aber nichts zu spüren. Und doch ist es in ihr.

»Wie alt ist es denn? Weißt du schon, was es ist?«

»Sieben Wochen. Ich dachte, ich würde nicht mehr schwanger werden und ein einziges Mal haben dein Vater und ich auf das Kondom verzichtet. Da siehst du mal ...«, sagt sie nickend.

»Bekommt man immer einen Schwächeanfall, wenn man schwanger ist?«

Sie lacht. »Nein, aber je älter eine Frau ist, desto mehr kann der Körper Zicken machen. Die hormonelle Umstellung, das kann dich schon aus dem Gleichgewicht bringen. Und meine letzte Schwangerschaft ist knapp siebzehn Jahre her.«

»Stimmt. Das bin ja ich.«

»Ja«, sagt sie gedehnt. »Und da ist noch was ...«

»Was denn?«

»Ich weiß nicht, ob ich glücklich oder traurig sein soll. Da sind so viele Fragen. Wird es gesund? Schaffe ich das noch körperlich? Und will ich, dass es ohne dich aufwächst?«

»Ohne mich?«

»Du wirst deinen Weg gehen, mein Großer. Sehr bald schon.« Ich lehne mich an, Kopf im Nacken. Die weiße Decke. Von dort fällt ein massiver Felsen auf mich herunter, begräbt mich unter Katharina, Paul und einem kleinen Wurm im Bauch meiner Mutter. Jetzt muss ich auch noch weinen. Verdammtes Silvester.

Kapitel 13

Abtauchen

Das Zeugnis. Eine mittelprächtige Katastrophe. Wieder und wieder suche ich den Wisch in meinen Händen nach den tollen Noten ab. Fehlanzeige. Und dabei bleibe ich so lange auf der Toilette sitzen, bis die Brille einen Abdruck hinterlässt. Heinrich muss sich mehr anstrengen, steht da. Mutter klopft an die Tür.

»Wie lange willst du da noch Sitzung abhalten?«

»Nur keine Panik. Komme gleich.«

Immer öfter ertappe ich mich dabei, es Paul gleich tun zu wollen. Der Gedanke überfällt mich in der Straßenbahn, auf dem Weg zum Training, mitten im Unterricht oder vor dem Fernseher. Eine Lehre beginnen. Da draußen sein in einem Betrieb, etwas lernen, mit den Händen sägen, bohren, schreinern. Das kann ja nicht so schwer sein. Na gut, davon müssen Mutter und Vater erst mal nichts wissen. Sie müssen nur eines: Zeugnis unterschreiben, kurze Litanei predigen. Weiter geht's. Ich rolle Klopapier ab, stelle fest, dass ich nur aus Gewohnheit hier sitze und unter mir alles sauber ist. Also Hose hoch, Hände waschen und ab zum Mittagessen. Mutter wartet, Reis auf ihrem Teller, aber noch kein Hackfleisch.

»Meine Güte, Heinrich. Ich dachte schon, du bist festgewachsen.«

»Hab einen neuen Comic gelesen. Echt spannend.«

Sie legt den Kopf auf die Seite. Das linke Auge leicht zugekniffen. »Du brütest doch etwas aus, das sehe ich.«

»Katharina sitzt in Oberkochen. Neue Schule, neue Leute, fremdes Kaff im Nirgendwo. Und ich habe keine Telefonnummer. Daran habe ich gedacht.« Sie gibt mir Reis und eine ordentliche Menge Hackfleisch mit Soße. Für den Endiviensalat hat sie eine kleine Schale neben den Teller gestellt. »Danke, Mama.« Sie schöpft sich dagegen nur zwei Esslöffel Hackfleisch und stochert dann darin herum.

»Keinen Hunger?«

»Tja, Heinrich. Eigentlich schon. Auf Reis, Nudeln, Kartoffeln und alles an Grünzeug. Nur nicht auf Fleisch. Seltsam, nicht wahr? Bei dir war es umgekehrt.«

»Vermutlich mag mein Geschwisterchen kein totes Tier essen«, fällt mir dazu ein.
»Apropos ... wie soll es denn heißen? Gibt es schon Namensvorschläge?«

Sie seufzt. »Schwierig. Deinem Vater fallen nur Vornamen seiner norddeutschen Ahnen ein. Komischerweise redet er die ganze Zeit von einem Jungen.«

»Ab wann weiß man denn, was es wird?«

»Kommt drauf an, wie es gerade liegt beim Ultraschall. Ich denke, in fünf oder sechs Wochen kann man es erkennen. Aber wir wollen es nicht wissen.«

»Wie? Nicht wissen? Warum nicht?«

Sie lächelt milde. Die ungestüme Jugend kommt wieder mit dummen Fragen.
»Weil wir es ja nicht ändern können. Irgendetwas hat entschieden, was es wird. Genauso wird es kommen. Es soll nur gesund sein. Mehr nicht.«

»Und was ist, wenn es nicht gesund ist? Wie bei Hahnemanns vorne am Eck. Nur mit einem Arm und Sprachfehler.« Sie legt die Gabel auf den Teller und dann die Hand auf meinen Unterarm.

»Und hast du das Gefühl, dass Hahnemanns ihr Kind weniger lieben?« Ich überlege. Wie oft sehe ich Hahnemanns? Ihn beim Handball, weil er die D-Jugend trainiert. Und sie mit dem Kleinen im Supermarkt, beim Bäcker oder beide mit Kind an Wochenenden in der Halle, wenn Ligaspiele sind.

»Nein, eigentlich nicht.«

»Liebe fragt nicht nach Aussehen, Vollständigkeit oder Können. Dein Geschwisterchen kommt, wie es ist. Und wir lassen uns überraschen.« Eine Zeitlang vergesse ich Reis, Hackfleisch und Salat. Keine Ahnung, ob ich jemals so weise werde wie Mutter. Wären da nicht meine tiefe Wut und die anderen Irrungen und Wirrungen.

»Das heißt also, du hast jetzt keine Angst mehr, es nicht zu schaffen. Denn egal, was passiert, du wirst den Kleinen lieben. Nicht wahr?«

»Oder die Kleine. Ja, die Ängste sind weg. Ich freue mich sehr auf das Baby. Seinen Geruch, die Unbeholfenheit, wie es die Welt entdeckt ...«

»Das Geschrei, die vollgekackten Windeln ...«, unterbreche ich ihre Hymne.
Mutter lacht.

»Dafür habe ich ja dich«, stellt sie fest und isst weiter. Ich habe es befürchtet. Aber immerhin sind wir elegant abgebogen. Jetzt kann ich das Zeugnis auf den Tisch legen.

»Tja«, sagt Andi und legt den Kopf an die Scheibe. »Während du dich also um Windeln und Milchflaschen kümmerst, werde ich an Michaela rumschrauben und an dich denken.«

»Bring Michaela einfach mit zu uns. Dann schauen wir mal, wie sie mit Babys umgehen kann. Vielleicht ist sie ein Naturtalent und wir zwei gehen auf die Piste.« Er schaut mich über die Schulter an. Die Stimme sagt ‚*Barbarossaplatz*‘. »Auf geht's, Onkel Andi. Aussteigen.«

Wir springen aus der Bahn, steuern direkt auf einen Imbiss zu, kaufen Pommes mit Currywurst und schlendern zurück zur Haltestelle, genüsslich die dampfende Wurst dezimierend. »Also hier schmeckt die Currywurst eindeutig besser als am Rudolfplatz«, stellt Andi erfreut fest.

»Zweifellos. Und sie ist größer. Da bekommt man was für sein Geld.«

»Schon mal wieder was von Paul gehört?«

»Die Lehre hat begonnen. Mein Vater ist zufrieden mit ihm und ein paar Mal habe ich ihn in der Firma gesehen. Aber seit er in Deutz wohnt und offenbar einen Freund hat, war es das auch mit dem Kontakt.«

»Hm, er war doch so heftig in dich verknallt. Kann mir gar nicht vorstellen, dass sich das so schnell ändert.« Andi steckt die letzten zwei Stücke Currywurst und drei Pommes auf einmal in den Mund. Es passt kaum hinein. Eine ältere Dame grinst ihn an und wartet offenbar darauf, dass etwas herausfällt. »Mh«, nickt er.

»Neckgd'ut« Wir setzen uns aufs Geländer und ein Trupp Jecken in alten Preußenuniformen defiliert an uns vorbei. Schon reichlich Alkohol im Blut. Undefinierbare Laute von sich gebend.

»Ich hasse Karneval«, sagt Andi und wirft die Pappschachtel in den Mülleimer. Dann sieht er sich um. Guckt auf die Anzeige der Bahn, den Linienplan neben uns.

»Sag mal, wo fahren wir eigentlich hin? Ich dachte, du wolltest in den Comic-Laden?«

»Nee, wir fahren raus zum Arbeitsamt.«

»Zum Arbeitsamt?! Warum?« Wieso muss er das jetzt fragen? Ich hätte ihn nicht mitnehmen sollen. Seufzend rutsche ich vom Geländer, stelle mich direkt vor ihn. Seine Pupillen wandern hin und her. Es arbeitet hinter seiner Stirn. Hinter uns bimmelt es. Die Achtzehn kommt.

»Los, einsteigen, Andi!«

Zögerlich folgt er der Aufforderung, nimmt neben mir Platz und starrt an die Decke. Er schweigt und ich bin froh drum. An der Haltestelle Weißhausstraße stehe ich auf. Andi folgt. Wie ein Dackel dem Herrchen. Die Leine ist nicht allzu gespannt. Immer ein paar Schritte hinter mir. So gehen wir die paar Meter zurück, erreichen das Arbeitsamt und laufen den roten Pfeilen nach in die ‚*Vorstellung der Kölner Ausbildungsberufe*‘ für die Schulabgänger 1982. Aus vielen Betrieben und Institutionen sind Frauen und Männer anwesend. Tolle Fotos und tolle Menschen drauf. Ford hat einen großen Stand, zwischen RWE und der Bundesbahn. Lokführer? Warum nicht?

»Halt! Stopp!«, sagt Andi gedämpft und packt mich am Oberarm. »Ich gehe nicht weiter, ohne zu wissen, was hier läuft.« Zwei junge Damen des RWE-Stands lächeln uns an. Wie schön sie sind. Bei Ford gibt es fünf Kaffeehaus-Tische und genug Platz. Ich ziehe Andi zum erstbesten. Wir setzen uns und ich beuge mich dicht an ihn heran. Ich darf ihn nicht im Unklaren lassen. Das hat er nicht verdient.

»Andi ... ich werde nicht weitermachen bis zum Abi. Das kann ich nicht mehr. Nichts hält mich an dieser Schule.« Es dauert einen Moment, aber dann kullert eine Träne aus dem rechten Auge, gleich darauf aus dem linken. Seine Hände zittern. »Andi, um Gottes willen ...« Schnell presse ich das zitternde Etwas an mich. Wir müssen raus hier.

»Komm, steh auf!«

Das tut er. Ich schiebe ihn den Weg zurück ins Freie, Richtung Fahrrad-Abstellung. Er schluchzt und versucht nicht mal es zu verbergen. Zweimal

verschluckt er sich dabei. Was kann ich jetzt zu ihm sagen? Habe ich in all den Jahren wirklich nicht geschnallt, wie eng er an mir klebt? Und dann setze ich ihm noch einen unsichtbaren Haken unters Kinn, in dem ich erkläre, dass mich nichts an dieser Schule hält. Nicht mal er.

Da sitzt er, auf dem Betonklotz der Beeteinfassung und starrt Löcher in den Boden. Den linken Arm um seinen Rücken gelegt, schweigen wir zusammen. Es gibt nichts, was man wirklich richtig machen kann. Tue ich etwas für mich, schade ich anderen. Tue ich etwas für andere, schade ich mir oder Dritten. Daraus besteht offenbar das Leben.

Der Rückweg wird eine Tortur. Für ihn vermutlich schlimmer als für mich. Wir laufen bis zum Barbarossaplatz nebeneinander. Immer wieder kommen uns Clowns, Cowboys oder Funkenmariechen entgegen. Ein einziger Spießbrutenlauf. »Sag mal, hast du nie gemerkt, dass du mein großer Bruder bist? Familie? Ein Teil von mir ist in dir.« Jedes von Andis Worten ist wie ein Messerstich. Nein, ich habe es nicht gemerkt. Alles war wie selbstverständlich. Wir sind eben Freunde. Dicke Freunde. Ich liebe ihn. Aber bedeutet das, auf ewig gebunden zu sein?

»Was meinst du mit ‚großer Bruder?«

»Genau das, was ich gesagt habe. Mein Blut ist deines und umgekehrt.« Ich denke an Old Shatterhand und Winnetou. Blutsbrüder. Aber kann man das empfinden?

»Andi, was sollte sich denn an unserer Freundschaft ändern? Ich will doch nur raus aus der Schule. Weg von den Idioten ...«

»Also bin ich auch ein Idiot?« Er bleibt stehen und es ist nicht zu übersehen, dass er wütend wird.

»Du doch nicht!« Er starrt mich an. Unentschlossen. Dann stapft er weiter und erhöht die Geschwindigkeit. Vor der Unterführung fängt er an zu rennen. Spinnt er jetzt? Ich werde ihm nicht nachrennen. Bald verliere ich ihn aus den Augen und gehe in die nächste Kneipe die kommt. Keine Jecken anwesend. Gottseidank.

Jetzt ist es nicht nur Katharina, die auf einem fernen Planeten wohnt, auch Andi hat alle Tore verschlossen. Er sitzt sogar auf Pauls Platz, hat mir den Rücken zugekehrt im Sinne des Wortes. Ich sehe ihn vor mir und höre, wie er unserem Lehrpersonal was von Sehschwäche erzählt. Die Pausen verbringt er mit Michael und einigen anderen. In der Klasse ist es stiller geworden. Ich treibe ab. Eine ablandige Strömung zieht mich aufs offene Meer. Und ich genieße es. Es ist Schmerz und Wohlempfinden in einem. Sehe ich Klara, lächelt sie mir zu, wir reden über unser Referat, den Reinfall des Jahrzehnts, die kaputte Scheibe. Sie bekommt einen Lachanfall. Dann fragt sie mich nach der ‚Strafe‘, den zehn Stunden bei einem Psychologen. Ich erzähle ihr, dass man ihn gut manipulieren kann. Standardantworten auf erwartbare Fragen. *Ein positives Gesamtbild sollte sich ergeben am Ende*, sagt er. Das wird es auf jeden Fall. Wir können alle zufrieden sein. Klara knufft meine Schulter und zieht von dannen.

Am Freitag vor Rosenmontag sitzt Mutter schon am gedeckten Tisch als ich nach Hause komme. Sie ist still. Lediglich eine schmale Begrüßung. Etwas ist im Busch. Ich muss nur noch Kartoffelsalat und Fischstäbchen mit Erbsen auf meinen Teller schöpfen, dann können wir essen. Bevor das erste Fischstäbchen in meinem Mund verschwindet, legt sie mir die Hand auf den Arm.

»Es wird Zeit, Heinrich.«

»Zeit? Für was?«

»Dass du redest. Etwas geht vor. Andi kommt nicht mehr, ruft nicht an. Katharina ist weg, du interessierst dich nicht mehr für ihre Wohnadresse, sprichst nicht über Paul oder machst was mit ihm. Die Zeugnisnoten brechen nach unten aus. Ich sehe dich nicht mehr lernen.« Sie macht eine Pause. Ein eindringlicher Blick folgt. »Muss ich noch mehr auflisten?« Ich zucke mit den Schultern und ziehe eine Schnute.

»Ist halt grad ne Phase. Pubertät oder so. Hab ich mal gelesen.«

»Der Psychologe hat angerufen. Er ist begeistert von dir. Kriegt dich aber nicht zu fassen, weil du ihm genau die Antworten gibst, die er hören will. Er meinte, du wärst wie die Fahne im Wind.«

»Dann stellt er wohl die falschen Fragen.« Sie schüttelt den Kopf. Das Essen kann mich mal. Ich stehe auf und gehe ins Zimmer. Musik hören. Nach der ersten Platte habe ich die Nase voll. Also an den Schreibtisch, den Rollladen dreiviertel nach unten und die Kladde mit meinem Geschreibsel öffnen. Gedichte. Ob es wirklich Gedichte sind, darüber kann man streiten. Im Deutschunterricht gibt es nur Gereimtes und deutsche Literaturgrößen. Lichtgestalten der Verse und Wortgewalten. Also was ist es dann, das ich hier niederschreibe? Ich schlage den Deutschen Literaturatlas auf. Nach viel unnützem Zeug stoße ich auf die Formulierung *Lyrische Kurzprosa*. Das gefällt mir. Ich stelle den Schinken zurück. Es klopft.

»Ja?«

Mutter öffnet die Tür einen Spalt. »Ich werde dich in Ruhe lassen. Ein bisschen Zeit gebe ich dir, um zu überlegen, was deine Antworten sein werden. Sagen wir eine Woche.« Ich nicke und lege den Ellbogen auf meine *Lyrische Kurzprosa*. Aber sie kommt nicht herein, bleibt mit dem Kopf im Türspalt.

»Dein Vater und ich sind übers Wochenende eingeladen. Zu einem guten Kunden nach Werdohl. Wir fahren morgen früh und kommen Dienstagmorgen zurück. Den Rosenmontag-Rummel geben wir uns nicht.«

»Okay.«

»Und jetzt komm. Das Essen ist schon fast kalt.«

Nach dem Spülen sitze ich auf der Couch. Mutter packt Kleider in den Koffer und ein Geschenk für den guten Kunden und dessen Frau. Ich schalte den Fernseher ein und lande beim WDR. Offenbar eine Reportage über irgendein Dorf in Afrika. Eine Menge Menschen rennen durch die Gegend, bauen etwas. Ein bärtiger, braungebrannter Mann mit Berliner Dialekt wird interviewt. Er ist Wasserbauingenieur und beim DED angestellt. Sie ziehen von Dorf zu Dorf, um

zusammen mit den dort lebenden Menschen Brunnen zu bauen, in einfacher, schnell zu reparierender Konstruktion. *Muss man mit dem Hammer reparieren können*, sagt er. Und Strom kommt von Fahrrädern oder kleinen Windturbinen. Dann geht es mit dem Jeep zu einem Flughafen und das Filmteam steigt in ein Flugzeug. Dann Schnitt in eine Art Kibbuz, lauter junge Leute. Asiaten, Europäer, Afrikaner. Einer sagt, sie pflanzen nach Maya-Art. Mais, Kürbisse, Bohnen. Das gäbe eine Schattengare und die Pflanzen helfen sich gegenseitig.

»Was guckst du da, Heinrich?«

»Irgend so ne Reportage über Afrika.«

»Du musst noch das Bad putzen, denk dran.«

Die jungen Leute verkaufen was sie nicht selbst verbrauchen auf einem Markt in der Nähe. Den Ertrag setzen sie um in Werkzeuge und technische Hilfsmittel. Wieder eine Überblendung. Diese Mal nach Berlin zu einem älteren Mann mit weißem Bart in einem mit Akten überladenen Büro. Einer der Chefs beim DED, wie der Reporter sagt. Wir brauchen immer junge Menschen, sagt der Weißbart. Vor allem Techniker, Elektriker, Landwirte, das ist gefragt. Der Reporter dankt und der Abspann folgt. Ich schalte aus und bin verwirrt.

»Geh jetzt Bad putzen, Mama!«

Es ist, als hätte jemand eine Welle in Bewegung gesetzt, die langsam an Wucht gewinnt. Nur sieht sie noch niemand. Noch ist es leichte Dünung. Kaum ein Gedanke bleibt haften. Was geht da vor? Im Flur stoppe ich und schaue zum Telefon. Kurzenschlossen hebe ich ab und wähle die Nummer der Auskunft. Wie kann ich Ihnen helfen?, fragt die Dame.

»Bitte die Nummer vom Deutschen Entwicklungsdienst in Berlin.«

»Moment ...« Es dauert ein paar Sekunden. »Die Nummer wird angesagt. Darf ich noch etwas tun?«

»Nein, vielen Dank.«

Es klickt und die Nummer wird durchgegeben. Zwei Mal. Alles richtig notiert und ich lege auf. Für eine halbe Ewigkeit starre ich auf das Blatt. Irgendein Manitou möchte mir etwas mitteilen. Ist es das, nach was ich gesucht habe? Also Hörer

abheben und die Berliner Nummer wählen. Freitagnachmittag arbeitet sowieso niemand mehr ...

»Willkommen beim Deutschen Entwicklungsdienst, Berlin. Guten Tag.« Eine Frauenstimme. Ich zögere zu lange. »Hallo?«

»Ja, mein Name ist Konstantin.«

Ich erzähle was zur Sendung und frage, wie man sich das vorstellen muss, beim DED zu arbeiten. Sie kennt offenbar die Frage und spult routiniert einen Text ab. Welche Berufe gesucht sind, welche davon sehr wichtig. Dass man in seinem Beruf den Meistertitel benötigt und Englisch fließend können sollte, dazu Spanisch nicht minder schlecht oder aber Französisch. Bis man das alles erreicht hat, ist man sicher 26 Jahre alt, was auch das Mindestalter sei für einen Auslandseinsatz. Wenn ich kurz vor der Gesellenprüfung stünde in einem der wichtigen Berufe, solle ich mich wieder melden. Dann werden sie mich nach Berlin einladen, um sich ein Bild von mir zu machen.

»Danke, das war echt informativ.«

»Sehr gerne. Und ein schönes Wochenende.«

»Auf Wiederhö...«

Sie legt auf. Mutters gute Ohren habe ich ganz vergessen. Sie taucht als Schatten im dunklen Flur auf, geht an mir vorbei, nimmt mir den Hörer aus der Hand und setzt sich auf den Stuhl. Da ist nichts als ihr Blick. Ansonsten Schweigen.

Samstagmorgen. Schon das Aufwachen fühlt sich wie Freiheit an. Zumindest temporär. Sturmfreie Bude nur, aber es ist ein Vorgeschmack auf das, was in mir wächst. Mutter hat dankenswerterweise geschwiegen gestern, auch als Vater heim kam. Aber es ist nur ein Aufschub. Bis Dienstag oder Mittwoch muss ich meine Argumente bereit haben, einen Plan präsentieren. Bedenken habe ich keine, denn schließlich ist es mein Leben und dieses Raunen in mir, dass etwas nicht stimmt, mit dem, was ich tue, hat seit gestern aufgehört. Ein Weg hat sich aufgetan und er ist hell erleuchtet. Landwirt? Auf einem Bauernhof arbeiten? Sicher nicht der leichteste Job. Aber ein wichtiger Baustein für das Danach. Entwicklungsdienst, ein

verlockender Gedanke. Die Welt braucht uns junge Menschen. Wir sind diejenigen, die alles bewegen werden. Die Alten haben versagt. Es fühlt sich gut an. Jedes Bild im Kopf, jeder Gedanke dazu ist am richtigen Platz. Das Puzzle setzt sich wie von selbst zusammen. Doch jetzt ist erst mal Wochenende und danach folgen die idiotischen zwei Tage. Die schlimmste Zeit im Jahr. Anziehen und einen Kaba trinken. Auf dem Esstisch liegt eine Karte von Mutter. ‚*Tu immer das Richtige*‘, steht drauf und ‚*Kuss*‘. Sie macht sich große Sorgen. Tu das Richtige. So wie es aussieht, gibt es nichts Komplizierteres im Leben.

Wenn ich auswärts esse, erspare ich mir das Spülen und die Wohnung bleibt so sauber, wie sie jetzt ist. Am Montagabend einmal durchsaugen, Wäsche in den Korb und gut ist. Mutter wird zufrieden sein. Also brauche ich nur Geld und die einzige Bank, die heute Morgen geöffnet hat, ist die Sparkasse am Chlodwigplatz. Zu Fuß mache ich mich auf den Weg. Hochnebel über dem Rhein, kein Schnee mehr, es ist trocken und solange ich nur die kleinen Straße nehme, treffe ich kaum auf Jecken. Das ändert sich am Ubierring. Ein einziges Drama. Nicht verkleidet bedeutet, sofort aufzufallen im Gewühl der Torkelnden und Johlenden. So schnell es möglich ist, erreiche ich die Sparkasse, hebe ausreichend Geld ab und bin wieder draußen. Über die Annostraße laufe ich zum Aufgang zur Deutzer Brücke. Kaum oben angekommen, stehe ich in einem Pulk Narren. Alle in Gefängnisanzügen, grau-weiß gestreift, Nummern auf dem Rücken, Flaschen in der Hand. Sie nehmen mich in die Mitte, jauchzen, tanzen im Kreis um mich, bis zwei Frauen die Wendeltreppe hochkommen. Prompt wendet sich der Trupp dem weiblichen Geschlecht zu. Ich mache, dass ich wegkomme.

In Flussmitte bleibe ich stehen und lege die Unterarme aufs Geländer. Der Rhein führt moderates Hochwasser, sehr schnell fließend. Einfach hineinspringen und im Nu wäre ich in Leverkusen oder noch weiter flussabwärts.

»Aber nit springe, Jung!«, ruft eine Frauenstimme aus einer Gruppe Hexen. Die größte unter ihnen legt den Arm um mich.

»Hörens, Jung, ist nit alles driß!«

»Ich weiß. Danke.«

»Kühste mit? Wir jehn wat suppen.« Sie meint es ernst. Schwer zu sagen, wer sich hinter der Schminke versteckt, aber die Augen verraten, dass sie schon ein paar Täler durchwatet hat.

»Geht ihr nur. Ich will einen Freund besuchen.« Ihr Blick wird starr, sie beugt sich vor und drückt einen Schmatz auf meine Wange.

»Nit springel!«

»Keine Angst.« Mit einem Schulterklopfen verabschiedet sie sich, folgt den anderen Hexen. Der Rhein schweigt zu allem. Was er nicht schon alles gesehen hat und ertragen musste. Aber er ist geduldig. Nur manchmal trägt sein Wasser den einen oder die andere aus unseren Reihen mit sich fort. Ich reiße mich vom Anblick los und ein paar Minuten später stehe ich vor dem Haus in der Langobardenstraße. Sehr nervös. Mutig drücke ich die Klingel.

Martin ist da. Still wie beim ersten Mal. Er deutet auf die Hausschuhe und ist wieder schnell in der Küche. Als ich an den Türrahmen der Küchentür klopfe, schaut er kurz auf, nickt und blickt wieder in sein Buch. Unibibliothek, daran kann ich mich erinnern. »Setz dich! Heinrich ... stimmt's?«

»Ja.«

Wieder Stille.

»Was liest du?«

»*Der Fremde*, von Camus.«

»Gutes Buch.«

Martin legt es auf den Tisch und sieht erneut her. »Du kennst es?«

»Hab ich vor zwei Jahren oder so gelesen. Der Mann ohne Emotionen.«

Er steht auf und geht an die Spüle. »Einen Kaffee?«

»Gerne, Martin. Aber nicht ganz so stark.« Wieder nickt er. Verzieht keine Miene. Mir fällt Meursault ein, der emotionslose Protagonist aus *Der Fremde*. Wasser in den Kessel, Herd anschalten, Pulver in den Filterbehälter. Martin erledigt alles wie ein Roboter. Routiniert. Jeder Handgriff sitzt, und zwar mit identischer

Geschwindigkeit zum vorherigen. »Denkst du, er ist emotionslos?« Seine Frage erwischt mich kalt. Ist schon zwei Jahre her. Ich überlege und muss ausweichen.

»Bist du anderer Meinung?«

»Das bin ich, ja. Meursault wurde in die Kälte hineingeboren. Er konnte demzufolge nur kalt werden.« Das Pulver riecht wundervoll. Martin setzt sich, schlägt das linke Bein übers rechte wie Pauls Mutter. Und wippt.

»Aber am Ende ist er doch ausgeflippt als der Pfarrer kam.«

Martin grinst. »Ist er auch schon zuvor. Der Mord, ein Affekt. Und dann noch vier Mal in den toten Körper. Das war das bewusste Spüren. Da ist doch etwas in mir. Wut. Es ist mächtig. Lass es raus.« Er könnte recht haben. Vor zwei Jahren war ich noch weit weg von solchen Gedanken. Wasser beginnt zu kochen. Das Ventil pfeift. Er gießt auf und ich folge dem dampfenden Strahl. Nachgießen, warten, nachgießen. Dann fällt mir wieder ein, was ich hier gerade sehe. Meursaults alltägliche Handlungen. In der Küche?

»Gibt es einen Grund, warum du das Buch liest?« Er stellt den Kessel weg und dreht sich um, an die Arbeitsplatte gelehnt, dicht beim frisch gebrühten Kaffee. Martins Blick mustert mich, tastet mein Gesicht ab, vielleicht den ganzen Oberkörper.

»Warum fragst du?«

»Ich hatte nur kurz den Eindruck, Meursault würde hier vor mir stehen.«

»Weil ich so ruhig bin und kühl wirke?«

»Mh.«

»Du bist sicher wegen Paul da, oder?« Ich schrecke innerlich zurück. Bin ich zu weit gegangen?

»Auch.«

Der Kaffee schmeckt vorzüglich. Die bittere Note macht ihn zu etwas Besonderem. Dieses Mal nur einen Löffel Zucker ohne Milch.

»Offiziell wohnt Paul noch hier, aber im Moment ist er wohl bei seinem Freund, von dem ich absolut gar nichts halte. Aber er arbeitet doch in der Firma deines

Vaters. Siehst du ihn dort nicht?« Ich ahne sofort Unheil. Die nächste Falle in die Paul getappt ist?

»Selten. Und er ist mehr als kurz angebunden. Verabredungen blockt er ab, alles wäre gut, sein Freund toll ... warum hältst du nichts von dem Typ?«

»Er ist ein Bluteigel. Oder besser: ein Emotionseigel. Er saugt dich aus und lässt dich fallen, wenn du langweilig geworden bist.«

»Du kennst ihn also?« Martin nickt und trinkt in einem Zug aus, stellt die Tasse auf den Tisch. Dieses Mal lauter. Es klackt vernehmlich, ist wie ein Ausbrechen aus dem ansonsten gleichförmigen Muster seiner Bewegungen.

»Mit ihm hat mich mein Alter auf der Couch erwischt. Er war mal mein Freund.«

»Aha, und hat dich dann fallen lassen wie eine heiße Kartoffel ...«

»Nicht nur mich.« Martins Blick ändert sich. Langsam wird es dunkler in der Küche. Von draußen hört man regelmäßig an- und abschwellendes Gegröle. Die Jecken. Nicht nur mich, hat er gesagt. Demnächst werde ich Paul wieder aus einer verfahrenen Situation retten müssen. »Du bist ,auch' wegen Paul da, hast du gesagt. Wegen was sonst?« Bevor ich antworten kann, hebt er den Kopf und schaut an die Decke. »Ah, verstehe. Rainer. Der hat es dir angetan, stimmt's?« Gut, dass wir schon im Zwielight sitzen, so kann er nicht sehen, wie meine Wangen rot werden.

»Ein wenig schon, ja.«

»Ich muss dich enttäuschen. Rainer ist vor den Jecken geflüchtet zu seiner Schwester nach Oldenburg.«

»Das kann ich verstehen. So eine Schwester wäre jetzt nicht schlecht.«

»Naja, im Moment sind wir hier drin sicher«, sagt er und grinst. Dann steht er auf, kommt um den Tisch und stellt sich dicht vor mich. »Heinrich, ich möchte gerne mit dir schlafen. Genau jetzt und hier.«

Eine Hand hebt er auf meinen Kopf, krault die langsam wachsenden Haare. Mit der anderen nimmt er vorsichtig meine Arme auf Seite und setzt sich. Da ist kaum Gewicht auf meinem Schoß, über was ich aber gar nicht mehr nachdenke. Er sieht, dass ich keinen Widerstand leiste. Im Gegenteil. Da sind mit einem Mal seine

Finger unter meinem Pullover, dann direkt auf meiner Haut, kriechen langsam zu den Brustwarzen. Obwohl ich ihn ansehen will, fallen meine Augen zu. Martin duftet nach einer Blume oder einem Strauch, vielleicht Lavendel, ich weiß es nicht. Ich bin schon zu weit weg, um darüber zu sinnieren. Wellen aus Lust laufen auf den Strand, kommen von seinen knetenden, reibenden Fingern, erreichen meine Brustwarzen. Also tue ich es ihm gleich. Suche die Haut, den Körper, die Brust. Unser beider Duft verändert sich.

Martin steht auf und zieht mich mit. Aber ja, genau das, was ich jetzt auch tun will. In sein Zimmer, auf das ich nicht achte, denn ich möchte es jetzt tun. Nein, ich will das jetzt tun. Es gibt kein Halten mehr. Gegenseitiges Ausziehen, so schnell es nur geht. Nackt und doch ist es gemütlich warm. Ich weiß nicht, was tun. Es ist mein erstes Mal. Erneut mein erstes Mal. Nur mit Martin, nicht mit Katharina. Einen Kopf kleiner zwar, drückt seine Hand mich doch mit Leichtigkeit aufs Bett, dann ist er über mir und tut das, vor was ich bei Paul noch Angst hatte. Mich küssen. Von Angst ist aber nichts zu sehen weit und breit. Lavendel, salzig, ein wenig Schweiß, die Zungen verknotet, seine Hand an meinem Penis. Unvermittelt machen sich Martins Lippen auf den Weg, eine Reise auf meinem Körper, bis aus seinem Mund eine warme Höhle wird, mein Begehren in sich aufnimmt. Nichts mehr da, was mich noch im entferntesten halten kann. Ich ergebe mich vollständig. Martin ist nicht Meursault. Er ist ein Pyromane, der mich anzündet und mit mir zusammen im Feuer vergeht.

Es dauert, bis mir klar wird, wo ich bin, den Schlaf aus dem Kopf bekomme, die Unruhe aus meinem Herzen. Schwaches Atmen hinter mir, auf dem Bauch eine Hand und da drückt ein Glied gegen den Rücken. Seite an Seite liege ich vor einem jungen Mann und da fällt mir Martin ein. Also umdrehen. Sein Gesicht direkt vor Augen. Von irgendwoher kommt gerade genug Licht, um ihn zu betrachten. Da ist ein kleiner Junge. Er muss sich gegrämt haben, als der Vater gesehen hat, was sein Sohn tut. Als Baby in den Händen gehalten, aufgezogen und rausgeworfen.

Verbannt trifft es schon eher. Wie kann man den Sohn nicht mehr lieben, nur weil er mit dem Sohn anderer Eltern knutscht? Oder die Tochter mit einer anderen Tochter, von wo auch immer. Vielleicht war es ja gar keine Liebe. Nicht so, wie Mutter oder Vater mich lieben. Und was hat Martins Mutter wohl gemacht? Was tut sie jetzt? Ihren Sohn vergessen?

Ich denke an gestern Abend und fühle mich frei, bereue keine Sekunde. Immense Zartheit, das war zwischen uns. Mein Begehren wächst, je länger ich den kleinen Jungen ansehe, der nur wenig älter ist. Voller Neugier und Anspannung rutsche ich Richtung Fußende des Betts und spüre Martins Penis vor mir. Das ist es, an was ich schon seit langem denke, von was ich träume. Ihn in den Mund zu nehmen. Keine Angst, keine Hemmungen, dafür ein Vollbad in der Freiheit. Ich tue das, was ich will, was mich reizt, was ich empfinde. Martin murmelt unverständliche Worte, dreht sich auf den Rücken. Mir gefällt, was ich sehe, reibe die Haut.

»Heinrich?«

»Sag einfach nichts.«

»Mh.«

Es dauert ein wenig, bis er reagiert, den Schlaf aus jedem Winkel vertreibt. Dann wird er groß. Ich mag diese Größe, die Weichheit an der Eichel, das Harte am Schaft. Und wieder der Mund. Martin stöhnt. Keine Ahnung, ob das gut ist, was ich tue. Ich, der Neuling, der Novize. Aber ich weiß, was ich möchte. Zärtlichkeit. Also bin ich zärtlich und beobachte ihn. Sein Atmen, das Heben und Senken der Brust, das Zucken der Lider, um die Mundwinkel, die Finger greifen ins Leere, dann ins Laken. Die Hand dazu nehmen wirkt Wunder. Martins Rücken biegt sich über dem Laken, die Muskeln werden sichtbar, drücken sich aus dem Bauch. Plötzlich wird er still, ist gespannt wie ein Flitzebogen. Er wird explodieren. Ich weiß es, spüre das Zucken heranrollen. Dies ist mein Traum. Nicht das Verlieben. Nicht der Schmerz der Trennung. Genau dies. Ich lebe meine Fantasie und genieße sie. Martin kommt. Es ist wunderbar.

Wie viel Zeit vergeht, ist schwer zu sagen. Mit der Hand streiche ich vom Bauch zur Brust, küsse mich zu seinem Mund. So weiche Lippen und überall Lavendelduft. Als ich mich neben ihn lege, folgt er meiner Drehung und sieht mich an. »Ich weiß nicht, ob ich mich in dich verlieben werde oder nicht, Heinrich. Ist das schlimm?«

»Nein. Mach dir keine Gedanken. Im Moment ist mir verlieben oder lieben wohl egal. Ich habe keine Ahnung, was in mir wächst, wohin es geht. Was ich weiß, ist, dass es genau jetzt wirklich schön ist. Der Rest ist morgen oder an einem anderen Tag.«

»Ja, wir sind momentan in einem Raumschiff. Und ich mag deine Zärtlichkeit. Da könnte ich mich dran gewöhnen.« Ich weiß nicht, was ich sagen soll, sagen könnte. Mit Schwung setzt er sich auf mich, kommt meinen Worten und Gedanken zuvor. Ich ahne, was er möchte und weiß nicht, ob ich es möchte.

»Du bist erregt, Heinrich. Sehr feucht.«

»Und wie.«

»Dann entspann dich. Und wenn du nicht magst, was ich tu, dann sag ‚Halt‘.«

»Mh.«

Er lässt sich Zeit und schaut auf mein Gesicht. Dann geschieht es. Das Bild, das ich mir verwehrt habe. Das unter einer dunklen, schweren Decke liegt. *Nicht nachschauen!*, steht auf einem Schild daneben. Aber wir schauen nach. Gemeinsam. Ich bin in Martin. Tiefer und tiefer. Warten. Wieder zurück und bald finden wir einen Rhythmus. Immer wieder japse ich nach Luft. Es dauert nicht lange und ich packe den schmalen Oberkörper, reiße ihn zu mir runter und fühle mich der Kernspaltung nahe.

»Luft!«, ruft Martin, aber ich höre es nur aus großer Ferne. Da sind kleine Lichter in meinem Kopf. Funken stieben in alle Richtungen auseinander. Eine klopfende Hand trifft wieder und wieder meine Hüfte.

»Heinrich!« Stöhnend stemmt er sich hoch. »Meine Güte! Woher hast du nur die Kraft? Du hast mich fast zerdrückt ...« Langsam sinkt sein schmaler Körper wieder auf meinen Brustkorb.

»Entschuldigung, Martin.«

»Puh! Junge, Junge ...«, ist alles, was er antwortet. Nach einigen Minuten ist er eingeschlafen und ich drehe mich samt ihm auf die Seite, verlasse seinen Körper und döse langsam ein.

Ich weiß, dass ich von Katharina träume. Sie rennt auf einen Straßengraben zu. Wie sie überall zu finden sind. Am Rand stoppt sie und schaut hinein. *Was es wohl da zu sehen gibt?*, denke ich im Traum. Kann man im Traum denken? Egal, denn ich will sie an die Hand nehmen und an einen besseren Ort führen, aber sie rutscht in den Graben. Und je näher ich diesem banalen Entwässerungsgraben am Rand einer belanglosen Straße komme, desto mehr verwandelt er sich in einen Grand Canyon. Es gibt kein Halten mehr. Wir rutschen. Je tiefer wir fallen, desto abgründiger und breiter wird die Schlucht. Desto dunkler sein Grund. Doch kaum ahnen wir, dass alles zu Ende ist, stehe ich wieder oben und starre auf Katharinas Hand. Sie steht an einem Straßengraben. Schweißgebadet wache ich auf und rieche Rührei mit Speck und Zwiebeln. Das ist ein fremdes Bett in einem fremden Zimmer und ich bin nackt? Getrocknetes Sperma an den Lenden? Jemand singt. Jetzt kommen die Bilder und Martin schaut ins Zimmer.

»Hallo, Heinrich. Na? Endlich aufgewacht?«

»Wie spät ist es?«

»Schon neun Uhr durch. Du schläfst wie ein Stein.«

Es zieht in meinen Hoden. Ich schaue nach, ob noch alles dran ist. Martin lacht. »Du bist echt ein Bild von einem Kerl. Ich könnte sofort wieder über dich herfallen, aber ich will in die Kirche.«

»Zu Jürgen?«

»Ja, heute spielt er Bach. Da muss ich zuhören.«

»Okay, ich komme. Kann ich noch duschen?«

»Klar.«

Er verschwindet und ich schlurfe ins Bad. Selten, dass meine Hoden so weh getan haben. Es fühlt sich an wie Muskelkater. Eine Dusche wird helfen.

Martin kann astreines Rührei mit Speck und Zwiebeln braten. Da könnte sich selbst Mutter eine Scheibe abschneiden. Ich stürze mich regelrecht darauf. Gerade so gelingt es mir, die guten Manieren nicht zu vergessen. Mir gegenüber sehe ich Vorder- und Rückseite des Stadtanzeiger. Das erinnert mich an ein altes Ehepaar. Er die Zeitung, sie schmiert sich Toast. Sein Frühstücksei ist mal wieder zu hart und der Kaffee zu stark. Ich muss auflachen. Martin nimmt die Zeitung runter.

»Was ist?«

»Wir sind ein Ehepaar und dreißig Jahre verheiratet. Du mit Zeitung, ich Lockenwickler auf dem Kopp. Vorgestern haben wir das letzte Mal zusammen geredet.« Er lacht nicht, überlegt aber offenbar intensiv.

»Klingt verlockend. Na gut, Heinrich. Wenn das so ist, dann würde ich vorschlagen, du gehst mit in die Kirche zum Konzert. Onkel Werner wird auch da sein, Tante Frieda ebenfalls. Danach haben wir Kaffeekränzchen bei Merzenich.« Ich reibe den Teller mit einer Scheibe Brot sauber und schlürfe den letzten Schluck Kaba.

»Klar gehe ich mit in die Kirche, Schatz. Ich räume ab und spüle. Du machst dich fertig. Und zieh das gute Hemd an! Ich will mich nicht blamieren.« Jetzt lacht er. Es klingt anders als vermutet. Wie eine Art Befreiung von langer, schwerer Last. Dann verstummt er von einer Sekunde auf die andere und sieht mich lange an. Ich ahne, was er denkt oder vielleicht beginnt zu fühlen. Paul fällt mir ein und wie es ihm wohl geht. Dass er in mich verliebt ist oder war und gerne eine solche Nacht mit mir verbracht hätte. Martin steht auf.

»Dann dusche ich und mache mich fein. Bis gleich.« Für einen Augenblick zögert er. Es genügt, um ebenfalls aufzustehen. Ich mache einen Schritt auf ihn zu, beuge mich vor und küsse den weichen Mund.

»Im Moment ist es einfach so, wie es ist«, sage ich.

»Genießen wir es«, entgegnet er.

Kapitel 14

Kreuzungen

Wem kann ich das Erlebte erzählen? Vor einer Stunde bin ich nach Hause gekommen. Die ganze Strecke gelaufen. Mit Mühe und Not den Narren entkommen. Rosenmontag. Die Stadt ist mörderisch voll. Nach der zweiten Nacht in Martins Bett, brauche ich eine Pause. Doch es geht mir gut. Mehr als gut. Dass ich nicht ihn in verliebt bin, kroch heute Morgen wie Nebel über den Berggrat in unser gemeinsames Tal. Ich ahne, dass ein solch monströses Loch, wie Katharina es hinterlassen hat, nicht mal eben mit einer anderen Liebe zu stopfen ist. Neue Gefühle kann ich nicht herzaubern, alte nicht beiseite wischen wie Krümel vom Tisch, denn daran hänge ich mit langen, zähen Fäden. Aber Martin und ich haben uns Bach angehört. Toccata und Fuge. Ein wirkliches Erlebnis. Jürgen ist ein wahrer Köhner. Unter Martins Parka hielten wir unsere Hände in der Katholischen Kirche Sankt Marien. Für Martin ein Symbol, versteckt zwar, aber er ist der Sieger unter den Anwesenden. Die Menschen um uns herum besaßen aber nur Ohren für den Klang der Orgel und den anschließenden Gottesdienst haben wir uns erspart. Also, wem kann ich das erzählen? Niemandem. Nur dem Gesicht im Spiegel. Und dieser Kerl wird sich jetzt duschen und rasieren.

Das Abtrocknen wird unterbrochen vom Klingeln des Telefons. *Katharina!*, ist mein erster Gedanke. Oder vielleicht Paul? Nein, sicher Andi, der vorbeikommen möchte, um Musik zu hören. Mit dem Handtuch in der linken Hand wetze ich aus dem Bad, reiße den Hörer von der Gabel. Schon ist eine laute Stimme zu hören.

»Heinrich!«

Das ist doch Vater! »Papa! Was ...?«

»Ich bin in Lüdenscheid im Krankenhaus. Deine Mutter liegt hier. Seit heute Nacht. Hör mir gut zu!«

»Ja.« Mehr kann ich nicht sagen.

»Pack ein paar Sachen in deinen großen Rucksack. Bademantel, zwei Schlafanzüge, die warme Schlabberhose, Unterwäsche und einen dicken Pullover! Verstanden?«

»Moment! Ich schreib's auf!« Er wiederholt es. »Hab ich! Noch was?«

»Shampoo und eine von ihren Haarspangen. Keine Ahnung, wo die sind.«

»Ich weiß wo ...«

»Gut. Dann setz dich in den Zug nach Hagen. Von dort fährst du nach Lüdenscheid-Brügge, dann mit dem Taxi zum Krankenhaus. Hast du Geld?«

»Klar ...«

»Beeil dich ...«

»Papa!«

»Was?!«

»Willst du mir nicht sagen, was los ist?«

»Oh! Ja, also das ... das Baby ist nicht mehr da.« Das Baby nicht mehr da? Was soll denn das heißen? »Eine Fehlgeburt«, sagt er in mein Schweigen hinein. »Sie hat starke Unterleibsschmerzen bekommen. Ein Eingriff war ...«, er schluchzt, sagt nichts mehr. Eine Frauenstimme redet auf ihn ein, versucht zu beruhigen.

»Ich komme!«

Jemand legt auf. War er das? Oder die andere Person? Lüdenscheid im Sauerland. Es könnte kaum weiter entfernt sein. Das Ende der Welt. Nichts wie in die Kleider!

Einen Intercity in den Norden zu finden, war nicht schwer. Aber zum Hauptbahnhof zu kommen fast eine Weltreise. Der verdammte Karneval. Von Köln nach Hagen geht es schnell, dann der Bummelzug nach Lüdenscheid-Brügge. Als ich endlich vor dem Krankenhaus das Taxi verlasse, sind knapp fünf Stunden vergangen. Andere Leute fahren in fünf Stunden nach Hamburg. An der Rezeption frage ich nach Mutter. Sie liegt auf der Gynäkologie im dritten Stock. Im Fahrstuhl bekomme ich weiche Knie und muss mich auf den Boden setzen. Darauf warte ich seit ich von daheim losmarschiert bin. Ausgerechnet jetzt muss das kommen.

Mutter im Krankenhaus. Hoffentlich ... die Doppeltür öffnet sich im ersten Stock und eine Schwester schaut mich überrascht an.

»Alles gut bei Ihnen?«

»Hab nur weiche Knie bekommen. Meine Mutter liegt hier seit heute Nacht.« Sie tritt in die Kabine, reicht mir eine Hand und will beim Aufstehen helfen, resigniert aber schnell.

»Sie sind mir zu schwer«, stellt sie fest. »Was hat denn Ihre Mutter, wenn ich fragen darf?«

»Fehlgeburt.«

»Oh, das tut mir sehr leid. Ich kenne das.« Langsam stemme ich mich hoch, mit dem Rücken an der Stahlwand abgestützt.

»Die nächsten Wochen werden sehr schwierig«, prophezeit sie und ich schaue auf sie runter. Ihr Kopf ist auf Höhe meiner Brust. »Der Körper hat sich auf das Baby eingestellt. Stoffwechsel, Hormone. Jetzt ist auf einen Schlag alles anders. Als wenn ein Kind von der Schaukel springt und das Schaukelbrett ziellos hin und her schwingt. So wird das in den nächsten Wochen sein«. Um es zu unterstreichen, nickt sie ein paar Mal. »Oder auch länger«, setzt sie noch einen drauf.

»Das kriegen wir schon hin«, erwidere ich. Die Kabine bremst ab.

»Nehmen Sie das nicht auf die leichte Schulter.« Die Türhälften öffnen sich.
Dritter Stock.

»Danke für den Rat«, sage ich und sie gibt mir ein ‚*Viel Glück*‘ mit auf den Weg. Gynäkologie rechts, steht auf dem Schild gegenüber. Hinter einer breiten Metalltür entdecke ich Vater. Ein Häuflein Asche auf einem roten Plastikstuhl. Als er mich bemerkt, springt er auf, rennt die paar Meter und fällt mir um den Hals. Seit mindestens einem Jahr bin ich größer als er und kann ihn locker anheben.

»Heinrich ... ich bin ja so froh, dich zu sehen.«

»Wie geht's Mama?«

»Naja, ganz okay, für die Umstände.« Er zieht an meiner Jacke und marschiert los.
»Komm, gehen wir zu ihr.«

Ein ganzes Zimmer für sich zu haben hat was. Der Vorteil des Privatpatienten. Mutters Augen sind geschlossen beim Eintreten und Vater schleicht auf leisen Sohlen zum Bett. Sie atmet ruhig.

»Ist aber ein hübsches Zimmer«, stelle ich fest.

Ihre Augen öffnen sich langsam. »Heinrich ...«

»Schau mal, Heinrich hat dir Kleider mitgebracht.« Vater ist wie aufgelöst. Gar nicht mehr der, den ich kenne. Dunkle Ränder unter den Augen. Neben Mutters Bett steht ein Stuhl, in den er sich fallen lässt. Offenbar sitzt er seit geraumer Zeit neben ihr.

»Das ist lieb«, sagt sie leise. Es klopft und ohne Aufforderung kommt ein älterer Mann herein. Zweifelsohne der Chefarzt. Prof. Dr. Dr. steht auf der Plakette. Mehr muss ich nicht lesen. »Ich habe gehört, Ihr Sohn ist eingetroffen mit einem Rucksack voller Kleider«, platzt es aus ihm heraus. »Das ist schön. Solche Söhne braucht das Land.« Ich grinse. Will er mir die Hand geben? Aber nein, er mustert mich nur zwei Sekunden, dann tritt er neben das Bett. »Wie geht es Ihnen, Frau Konstantin?«

»Gut«, lügt sie. So kenne ich Mutter beim Arzt. Es geht immer gut. Keine Beschwerden.

»Na, das Körperliche haben wir geschafft. Zwischen Ihrem Ältesten und dem neuen Versuch lagen wohl zu viele Jahre. Und Sie wissen ja, im fortgeschrittenen Alter ...« Er steht vor mir, der Weißkittel, und ich denke darüber nach, ihm die Blumenvase über den Kopf zu ziehen. Ob das in seinem Alter noch mal verheilt, ist die Frage. So ein Arschloch. Mutter nickt tapfer. »Ich habe der Seelsorgerin Bescheid gesagt. Sie wird gleich kommen.«

»Danke, Herr ...«

»Ach, nicht der Rede wert.« Er tätschelt Mutters Hand. In der anderen steckt eine Kanüle, durch die Kochsalzlösung tropft. So stelle ich mir Ärzte vor. Den Pöbel großväterlich behandeln aber bloß nicht ernst nehmen. Die Schule fällt mir ein. Ist da auch nicht anders. »Wenn morgen alles in Ordnung ist, setze ich Sie in einen Krankentransport und Sie dürfen nach Hause.«

»Danke. Ich gebe mir Mühe.«

Es klopft erneut. Wieder das Hereinkommen ohne abzuwarten.

»Ah, die Frau Heinemann. Unsere Seelsorgerin. Eine Seele von Mensch, sozusagen.« Er lacht. Ich atme nur tief ein und aus. Vater ignoriert alles, die Hand auf der Decke.

»Hallo«, begrüßt uns Frau Heinemann und der Doktor verabschiedet sich mit generösem Lächeln.

»Was ein Idiot«, rutscht mir raus. Die Seele von Mensch wirft mir einen schnellen Seitenblick zu, zieht den zweiten Stuhl ans Bett und setzt sich. Mutter hat vielleicht gar nicht gehört, was ich gesagt habe. Gespannt lehne ich an der Wand gegenüber dem Fußende des Betts.

»Frau Konstantin, wie geht es Ihnen? Und ich meine nicht körperlich.« Mutter schießen Tränen in die Augen. Vater will aufstehen und ich mache zwei Fäuste. Was ist das für eine Frage? »Wir machen das schon, Herr Konstantin. Bitte bleiben Sie sitzen.« Frau Heinemann holt ein großes, weißes Tuch aus der Tasche und trocknet Mutters Tränen, tupft die Wangen. »Sie müssen wissen, dass der Körper sich auf das neue Leben eingestellt hat. Und aus einem Grund, den wir nicht kennen, hat Gott es zu sich genommen. Sollen wir für das Kind beten?« Mutter nickt und Frau Heinemann umschließt ihre freie Hand. Sie murmelt ein Gebet. Vater weiß nicht, was er tun soll und steht auf.

»Ich muss jetzt eine rauchen«, sagt er und verlässt das Zimmer. Also besetze ich seinen Stuhl.

»Es ist ganz natürlich, dass der Körper sich wieder in den Normalzustand versetzt. Sie werden ein Auf und Ab Ihrer emotionalen Zustände erleben für eine bestimmte Zeit.«

»Ja, ich weiß«, sagt Mutter schwach.

»Aber noch etwas kann kommen« Frau Heinemann macht eine Pause. »Muss nicht, aber kann passieren. Sie werden sich schuldig fühlen, Sie werden wütend, fallen in ein Loch, es ist eine Art Schockzustand. Und wird es zu schlimm, scheuen Sie sich nicht, einen Psychologen aufzusuchen. Medikamentös kann man da was

tun, aber Gespräche sind auf jeden Fall wichtig.« Mutter nickt und ich will einwerfen, dass ich ja da bin. Fürs Reden kann Mutter mich nehmen, aber lieber halte ich den Mund verschlossen.

»Es kann gut sein, dass Tage kommen, die Sie nur liegend verbringen werden. Depressive Phasen. Das ist völlig normal, Frau Konstantin. Es wird vorbeigehen.« Wieder Tränen und Heinemann tupft. »Wie ich sehe, haben Sie einen großen Sohn. Der wird Sie bestimmt tatkräftig unterstützen«, sagt sie in meine Richtung.

»Klar«, bestätige ich. Mutter lächelt vage. Kaum zu erkennen. Ich werde Vater nach Hause schicken, überlege ich, bleibe bis morgen und fahre dann mit ihr zurück. Immerhin hat er eine Firma zu leiten mit knapp eintausend Angestellten. Frau Heinemann packt eine Bibel aus. Ich lehne mich an und zähle die Kochsalztropfen.

Keine Katharina. Kein Paul. Kein Andi. Kein Martin. Na gut, Mutter liegt im Bett und schläft viel. Sie muss total erschöpft sein, aber solange sie schläft, passiert auch nichts anderes, sagt der Doktor und wir lassen sie. Vater hat den Hausarzt dazu gebracht, morgens und abends auf einen Kurzbesuch vorbeizuschauen. Eine ältere Angestellte aus Vaters Firma kommt nachmittags vorbei und kümmert sich um den Haushalt, die Wäsche, bügelt Vaters Kleider. Und ich versuche mich an Spiegelei, Rührei, Gemüse schneiden, Kartoffeln und Reis kochen. Seit dem ersten verbrannten Schnitzel, lässt Vater jeden Abend Wiener Schnitzel, Sauerbraten, Zwiebelrostbraten oder ein Brathähnchen aus einer Gaststätte in der Teutoburger Straße kommen. Man kann es essen, aber vom Hocker reißt es mich nicht, allerdings hat Mutter wieder Hunger auf Fleisch. Vor allem Brathähnchen. Das ist ein gutes Zeichen. Nach einer Woche ist sie zum ersten Mal auf den Beinen, sitzt am Esstisch und löst Kreuzworträtsel als ich von der Schule komme.

Jetzt bin ich in der Küche, gieße eine Kanne Fencheltee auf, stelle sie auf den Tisch und setze mich ihr gegenüber. Behutsam legt sie den Kugelschreiber auf das Papier und schaut her.

»Wir wollten reden«, sagt sie knapp.

»Ja, ich weiß. Aber erst möchte ich wissen, wie es dir geht.« Es macht den Eindruck, als würde ihr Blick sich nach innen richten oder an einem entfernten Ort etwas Sinnvolles zu entdecken versuchen. Eine Erklärung vielleicht. Ein Bild des Kleinen, wenn er oder sie es geschafft hätte.

»Ich weiß nicht. Da ist eine große Leere. Beschreiben kann ich das nicht. Ein schwarzes Loch in der Erde. Nichts kommt raus, alles was hineinfällt, ist auf ewig verschwunden.«

Ich sehe meine Hand auf ihrem Unterarm. Das habe ich gar nicht gemerkt. Habe ich jetzt etwa schon Aussetzer? Egal. Auch sie sieht das dunkle Loch, ebenso wie ich und darin jene totale Finsternis, in der sich alles auflöst. Mutter reagiert und krault über meine Finger. Seit Tagen versuche ich mir vorzustellen, was es wohl für ein Gefühl ist, im Unterleib einen heranwachsenden Fötus zu spüren, ihn zu fühlen. Ich ernähre das Kleine von dem, was ich esse. Es sitzt praktisch an meinem inneren Tisch. Alles was ich falsch mache, spürt es unmittelbar. Ob diese Verbindung auch nach der Geburt weiterbesteht?

»Lass uns von dir reden, Heinrich.«

»Okay. Du denkst an das Telefonat von letzstens.«

»Mh.«

»Also, ich fühle mich nicht mehr wohl in der Schule. Nicht in dieser und sicher in keiner anderen. Ich fühle mich nicht mehr wohl in der Klasse. Neben Andi oder Michael, Regina oder wie sie alle heißen. Ich bin dort ein Fremder geworden.«

»Aber sie ärgern dich nicht, oder?«

»Nein, sie sind wie immer. Das ist es nicht.«

»Was ist es dann?«

»Mama, ich weiß es doch nicht. Zumindest dachte ich bis zu dieser Sendung, dass ich es nicht wüsste. Aber dieser Bericht über den Entwicklungsdienst draußen in der Welt, hat irgendeinen Schalter umgelegt.«

»Hm«, macht sie und schließt kurz die Augen. Ich bekomme einen Schreck. Aber als sie mich erneut anblickt, meine ich ein Aufflackern darin zu sehen. Ein kurzes

Leuchten. »Vielleicht ist es ja so, Heinrich, dass der Schmetterling aus dem Kokon geschlüpft ist und es nun Zeit wird, für etwas Neues.« Das Bild gefällt mir.

»Da könntest du recht haben. Und die Informationen zu diesem Entwicklungsdienst waren ja klipp und klar. Da sind die gesuchten Berufe. Dann gibt es ein paar Favoriten, etwa den Landwirt, ab 26 darf man erst in den Auslandseinsatz. Wenn ich nach den Sommerferien auf einem Betrieb beginne, drei Jahre Lehre, drei Jahre Geselle, zwei Jahre Meisterkurs und Sprachkurse, dann passt es genau.«

»Um ins Ausland zu gehen?«

»Mh.«

Sie bekommt feuchte Augen. »Scheiße, es war jetzt falsch, das zu sagen. Wo es dir noch nicht so gut geht ...« Sie steht auf und zieht mich hoch. Wie klein sie ist und doch kräftig.

»Nein, nein. Ist schon gut. Es ist nur ... also, eine Mutter sieht ihr Kind nicht gerne in die Ferne ziehen. Weißt du? Es ist wie ein zweites dunkles Loch ...« Ihre Beine geben nach. Es gelingt mir nur knapp, sie aufzufangen und ins Bett zu tragen. Hausschuhe ausziehen, zudecken. Hastig hole ich einen Klappstuhl und setze mich neben das Bett. Sie weint still. Die Lippen aufeinandergepresst.

»Ich kann ja bleiben, Mama. Gibt auch hier gute Berufe. Lokführer ist auch super. Wollte ich früher immer werden. Erinnerst du dich noch?« Ihre Hand ist so kühl.

»Nein, das will ich nicht!«, sagt sie mit überraschend fester Stimme. »Es ist dein Leben. Und du musst es dir so einrichten, dass du glücklich werden kannst. Genau das möchte ich.«

Ich schweige. Mir fällt nichts ein. Wie man dieses Leben gesund überstehen soll, liegt nicht klar auf der Hand. Bei all den vielen Knoten und Stolperfallen. Überall ist Stacheldraht, selbst in den gemütlichsten Ecken.

»Was ist mit Andi?«, fragt sie nach einer Weile.

»Andi ... er weiß, was ich vorhabe. Dummerweise habe ich gesagt, dass mich nichts mehr hält. Also auch nicht er. Der Satz war so was wie ein langes Messer, das ziemlich tief geschnitten hat. Er meidet mich, wo es nur geht.«

»Das kann ich verstehen. Besonders weil du ein großer Bruder für ihn bist.« Ich staune und denke an Andis Wutausbruch in der Luxemburger Straße.

»Ja, das hat er auch zu mir gesagt.«

»Andi liebt dich.« Ich muss schlucken. Das mit der Liebe bringt mich noch um den Verstand. Ich würde auch gerne jemanden lieben.

»Heinrich, lass bitte den Rollladen runter. Ich möchte ein wenig schlafen. Aber nicht die Tür zumachen, ja? Das macht mir Angst.«

»Ich lasse einen großen Spalt offen, sitze am Esstisch und mach die Hausaufgaben. Ruf mich, wenn du was brauchst.«

Vaters Angestellte kommt kurz nach 17 Uhr. Eine Frau Eschweiler. Sie ist wie die Kioskfrau am Chlodwigplatz. Weiß zu allem und jedem eine Geschichte. Ihr breites Südstadt-Kölsch ist schon Unterhaltung genug. Palavernd steht sie im Wohnzimmer und bügelt. Keine Ahnung mit wem sie erzählt. Wahrscheinlich denkt sie, Mutter hört zu. Wenn ich ihr zuhöre, weiß ich, warum ich so gerne in dieser großen Kleinstadt lebe, wieso ich noch meine, die Römer und all die anderen in den Mauern zu sehen. Es ist ein tiefes Gefühl von Zuhause. Das Telefon klingelt und reißt mich aus den Gedanken.

»Näänää, wat ess dat so laut?«

»Ich geh schon, Frau Eschweiler«, komme ich ihr zuvor. Es ist Vater.

»Sag mal, Heinrich, Paul ist seit zwei Tagen nicht zur Arbeit gekommen. Hat sich nicht krank gemeldet. Hast du eine Ahnung, wo er sich herumtreibt? Die Berufsschule hat schon angerufen heute Morgen. Natürlich bei seiner Mutter, die mich wiederum kontaktiert hat. Also, wenn du was weißt, dann raus damit.«

»Ehrlich, Papa. Ich habe keine Ahnung. Paul hat sich von mir ferngehalten. Ich kann in der Langobardenstraße nachfragen und dir Bescheid geben.«

»Ja. Tu das. Aber lass dir nicht zu lange Zeit.« Er schweigt, legt aber nicht auf.

»Wie geht's deiner Mutter?«

»Sie schläft heute viel. Frau Eschweiler ist da.«

»Ja, ist deutlich zu hören.«

»Wann kommst du?«

»Stunde noch. Sag Frau Eschweiler, sie soll warten bis ich komme. Sie kriegt nen Zwanziger extra. Geh du Paul suchen.«

»Ist gut.« Er legt auf und ich spüre Puls im rechten Ohr. Als hätte ich es nicht geahnt.

Eine halbe Stunde später bin ich unterwegs. Ich jogge und bin zwanzig Minuten später in der Langobardenstraße, drücke die Klingel. Der Summer entriegelt und schon sprinte ich die Stufen nach oben. In der Tür steht Rainer.

»Oha! Heinrich! Dich hätte ich am allerwenigsten erwartet. Komm rein.« Zügig kicke ich die Schuhe von den Füßen, schaue in Pauls Zimmer nach. Es sieht sehr unbenutzt aus. In der Küche klappert es. Als ich eintrete stellt Rainer ein Glas auf den Tisch und gießt Spezi ein.

»Du siehst verschwitzt aus. Was trinken?«

»Gerne! Danke.« Rainer setzt sich. Von Martin nichts zu sehen.

»Rainer ... hast du Paul gesehen?« Er sieht mich ein zweites Mal überrascht an.

»Nein. Er ist doch meist bei seinem Freund, dem Ex von Martin.«

»Weißt du, wo dieser Ex wohnt?«

»Warum?«

»Weil niemand weiß, wo Paul ist. Er ist nicht bei der Arbeit, geht nicht in die Berufsschule, ist nicht bei seiner Mutter und offensichtlich auch nicht in seinem Zimmer.«

»Tja.« Rainer fasst sich ans Kinn und kratzt daran herum. Dann steht er auf. »Ich ruf mal da an. Moment.« Er steht auf, geht in den Flur. Die Wählscheibe tickert. Das Tuten ist zu hören. »Ich bin's, Rainer ... was? Jaja, du mich auch.« Er wird abgewürgt. Offenbar ein rüder Ton auf der anderen Seite. »Ich will nur eines wissen: Ist Paul bei dir?« Eine Zeitlang ist nur Unverständliches zu hören. »Du hast ihn rausgeschmissen? Einfach so?« Rainer stöhnt. »Nein, er ist nicht hier. Du weißt, dass er siebzehn ist? Du hast eine Verantwortung!« Sein Gegenüber wird richtig laut. »Arschloch!«, brüllt Rainer und legt auf. Es wird fast still. Seine Atmung ist zu

hören. Rainer hat sich wirklich aufgeregt. Dann kommt er zurück. »Er hat Paul vor die Tür gesetzt, der Idiot!«

»Warum?«

»Hat sich nen neuen Lover geangelt.« Seufzend lässt er sich auf den Stuhl fallen. Es knarzt gehörig.

»Und jetzt?«

»Tja, Heinrich, das ist ne rhetorische Frage. Über das Arschloch hat er sicher Leute aus der ‚Kette‘ kennengelernt. Er kann also überall sein. « Mein Gesichtsausdruck genügt ihm, um eine Erklärung nachzuschieben. »Eine Kneipe für Jungs wie uns.«

»Wo wohnt der Idiot?«

»Aachener Straße. Du fährst mit der Eins bis zum Friedhof Melaten, steigst aus. Gegenüber sind drei Wohnblöcke. Der erste ist es, dritter Eingang. Bei Wallmann klingeln.«

»Und die ‚Kette?«

»Da ist Ausweiskontrolle. Weder Paul noch du kommen da rein.« Ich hole tief Luft und trinke die Spezi fast leer. An der Wand hängt eine Schiefertafel mit angebundener Kreide. Ich schreibe unsere Telefonnummer drauf.

»Okay. Danke, Rainer. Wenn er kommt, ruf mich bitte an.«

»Natürlich. Viel Glück.«

Es ist dunkel geworden. Vom Hauptbahnhof laufe ich zum Moulin Rouge. Wie immer steht Walther vor der Tür. Ich gehe direkt auf ihn zu. Ein paar Meter vor ihm erkennt er mich und grinst, was mich freut, denn ich will nicht erleben, dass er ungemütlich wird.

»Hallo«, begrüßt er mich. »Du bist doch Pauls Freund.«

»Stimmt. Wegen ihm bin ich hier.«

»Probleme?«

»Vermutlich.« Schnell erzähle ich ihm eine Kurzversion.

»Hm, pass auf. Pauls Mutter kann jetzt nicht weg, aber ich besorge dir den Hausschlüssel von ihr. Dann kannst du in der Wohnung nachschauen. Vielleicht ist er ja dort.« Ohne Umschweife verschwindet er und ist keine drei Minuten später wieder draußen. Ich bin beeindruckt. »Leg einen Zettel auf den Küchentisch. Schreib drauf, dass seine Mutter sich Sorgen macht. Und lass eine persönliche Nachricht von dir zurück.«

»Mach ich.«

»Danach kommst du wieder und berichtest.«

»Alles klar. Vielen Dank.«

»Nix zu danken, Jung. Und jetzt hopp.«

Das wird der Abend der Kilometer. Mit der Fünfzehn zum Zülpicher Platz und dann in die Neun. Eine Dreiviertelstunde später stehe ich vor dem Haus in der Mommsenstraße. Alles ist dunkel. Nichtsdestotrotz öffne ich die Haustür, dann die Wohnungstür, rufe nach Paul, sehe in jeder Ecke nach, aber vergeblich. Mit dem Telefon im Flur rufe ich daheim an. Vater hebt ab.

»Und? Erfolg gehabt?«

»Nein.« Auch ihm berichte ich, aber ausführlicher.

»Tja, ich weiß auch nicht, was ich machen soll. Also schultechnisch erst mal nichts, außer ihn krank melden. Dann ist ein paar Tage Ruhe. Ich kenne einen Arzt, der uns nachträglich ein Attest ausstellt. Bring den Schlüssel zurück, dann kommst du nach Hause.«

»Soll ich noch bei seinem Freund nachhaken?«

»Nee, Heinrich, das ist mir zu nebulös. Wer weiß, was dich da erwartet.«

»Okay. Bis später.« Wir legen auf und ich schreibe den Zettel. drei Ausrufezeichen hinter die Bitte, sich doch zu melden. Dann bin ich wieder draußen, auf dem Weg in den Eigelstein.

Walter sieht mir von weitem an, dass ich keinen Erfolg hatte. Als ich bei ihm bin, nickt er. »Warte mal kurz, ich geh mit dir rein. Muss nur mal Ersatz holen.« Flugs verschwindet er in der Kneipe nebenan und kommt mit einem nicht minder

großen Kerl wieder raus. »Das ist Heinz. Er steht solange hier, bis wir fertig sind.« Heinz nickt und steckt die Hände in die Jackentaschen. Walther schiebt mich durch die Tür wie ein Schaf zur Schlachtbank. Drinnen gehen wir direkt auf einen langen Gang zu, vorbei an Tanzflächen, Tableaus und Tischen. Da ist Pauls Mutter. Völlig nackt. »Immer schön weiter«, sagt Walther und wir landen in einem Umkleidezimmer. »Dauert noch bissken. Dann hat sie eine halbe Stunde Pause.« Er verschwindet und kommt sogleich mit zwei Flaschen Cola wieder. »Hier, Jung, trink wat!«

»Danke.«

»Erzähl mir von Pauls Freund.«

Nach einem ausgiebigen Schluck Cola packe ich jedes Detail auf den Tisch. Auch meinen Plan, dass ich, entgegen der Anordnung meines Vaters, gleich hiernach diesen Typ aufsuchen werde, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Walther nickt.

»Genau richtig, Jung. Dat würde ich auch tun. Ausreden nur Sonntach.«

»Ich werde ihn nicht davonkommen lassen.«

Er grinst. »Wir verstehen uns«, sagt er und steht auf. »Ich muss wieder raus. Bis nachher.«

»Danke für alles.« Er zwinkert mit dem rechten Auge und schließt die Tür hinter sich. Da sitze ich in der Umkleidekabine von Pauls Mutter, die nackt auf einem erhöhten Tisch tanzt, Geldscheine vor sich auf dem Boden, es ist zehn Uhr, morgen früh ist Schule und der Türsteher ist schon fast ein guter Kumpel. Wer hätte das gedacht heute Morgen.

Mit nichts als einem großen, schwarzen Seidentuch um den Körper, betritt sie das kleine Zimmer. Schweigend zieht sie sich an. Ein rotes Top mit Spaghettiträgern, schwarze Unterhose und Filzschlappen. Ich kann nicht anders als hinsehen. Es macht ihr nichts aus. Die faszinierendste Frau, die mir je begegnet ist.

»Heinrich«, sagt sie leise und legt eine Decke um sich. »ich weiß nicht, was ich denken oder fühlen soll. Glaub mir ...« Sie beginnt zu weinen und ich erstarre.

Mehr als meine Hand kann ich nicht ausstrecken. Ich will sie in den Arm nehmen, werde es aber nicht tun. Sie greift die Hand und legt sie auf ihr Knie, presst ihre Finger drauf. »Das werde ich jetzt ausbaden müssen, Heinrich. Komme, was will.«

»Was denn?«

»Nachher werde ich die Polizei rufen. Er ist viel zu lange verschwunden.«

»Polizei ist eine gute Idee, Frau Müller ...«

Sie schüttelt den Kopf, reibt die Decke übers Gesicht. »Nicht für alle Beteiligten.«

»Warum?«

»Na, überleg mal. Ich miete eine Wohnung für meinen siebzehnjährigen Sohn in einer WG mit homosexuellen Männern über achtzehn. Dein Vater weiß davon, er hat ne Firma. Dein Freund Jürgen weiß davon. Dieser Herr Schramm mit seinem guten Projekt, das wäre alles ein gefundenes Fressen für die feinen Herren. Meine Kunden. Betrügen hier ihre Frauen und richten morgen über harmlose schwule Jungs.«

Jemand gießt einen Eimer Eiswasser über mir aus. »Scheiße ... daran habe ich ja noch gar nicht gedacht.« Sie nickt. Der Schreck verlässt mich nicht. Er nistet sich in jeder Zelle ein. Ich kann nicht mehr klar denken und alle Puzzleteile fallen wie Geröll auf mich herunter.

»Ich wusste, es wird schiefgehen«, höre ich sie sagen.

»Und jetzt?«

Sie zündet sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an. »Und jetzt«, wiederholt sie. »Den Mietvertrag verbrennen. Herrn Schramm, Martin und Rainer sagen, dass Paul nie bei ihnen war, das Zimmer auflösen, seine Sachen zu mir bringen. Und morgen früh, wenn alles erledigt ist, tue ich so, als sei ich die besoffene, schlechte Mutter, die nicht mal mitkriegt, wenn ihr der Sohn abhanden geht. Bis die Berufsschule anruft. Aber dann muss die Prostituierte erst noch zur Arbeit. Die verdammte Rabenmutter, die es nicht mal schafft, ein einziges Kind aufzuziehen.« Sie macht eine Pause wirft die Zigarette auf den Boden, tritt sie aus und vergräbt das Gesicht in den Händen. Der ganze Körper zittert wie Espenlaub im Wind. Ich fühle mich inmitten eines großen Eimers Scheiße.

Sie telefoniert mit meinem Vater und erläutert ihm die Tragweite von Pauls Verschwinden. Völlig gefasst, mit ruhiger Stimme. Wie ausgewechselt. Von Vater ist nichts zu vernehmen. Sie bittet ihn, mich noch etwas hierbehalten zu können, um alles zu regeln. Pauls Zeug holen in Deutz, denn ich wüsste die Wege. Dann legt sie auf. »Du hast großes Glück mit deinem Vater«, sagt sie. »Walther hat gesagt, dass Heinz mit dir fährt. Ich werde Herrn Schramm jetzt anrufen, er soll den Mietvertrag vernichten und Paul aus seinem Gedächtnis streichen. Um sechs Uhr gehe ich zur Polizei. Pauls Sachen bringt Heinz hierher. Ich will nicht, dass irgendein Nachbar euch sieht.«

»Wird schon schiefgehen«, sage ich großspurig. Sie drückt einen Kuss auf meine Wange, zieht ihre Tanzkleidung an, ohne dass ich mich umdrehe und verschwindet aus dem Raum. Walther kommt und begleitet mich hinaus. Vor dem Eingang steht ein Käfer. Heinz sitzt am Steuer. Es sieht aus wie ein Stier in einer Telefonzelle. Wie er es wohl in das Auto geschafft hat? Ich setze mich auf die Beifahrerseite, berühre aber seinen massigen Arm und die massive Schulter. Walther drückt die dünne Tür zu.

»Wohin?«

»Über die Deutzer Brücke, gleich danach rechts rein. Langobardenstraße.«

»Okay.«

Es geht los. Heinz ist nicht gesprächig. Er sagt überhaupt nichts und ich sehe keinen Grund, das zu ändern, denn so ganz geheuer ist er mir nicht. Aber wir setzen unser Vorhaben problemlos um. Ich instruiere Rainer und Martin über das, was Pauls Mutter gesagt hat und beide verstehen vollkommen, um was es geht. Als wir auf dem Rückweg sind, stellt Heinz eine einzige Frage.

»Wo wohnt Pauls Freund?«

»Aachener Straße. An der Haltestelle Melaten.« Dann wieder eisiges Schweigen. Es ist nicht schwer zu sehen, dass uns Heinz genau dort hin fährt. Wir wenden an der westlichen Ecke des Friedhofs und fahren zurück. Heinz schaut aus dem Fenster.

»Wo?«

»Der letzte Block von uns aus. Vor der Querstraße. Dritter Eingang.«

Gleich darauf biegt er in die Brucknerstraße, fährt dann wieder rechts in die Clarenbachstraße und hält.

»Wie heißt er?«

»Wallmann.«

»Bin gleich wieder da ...«

»Was passiert hier?«

»Mach dir keine Sorgen, Jung. Muss nur was klarstellen.«

Ich zucke mit den Schultern. »Okay.«

Heinz verschwindet im Zwielflicht der wenigen Laternen. Es dauert und ich nutze den frei gewordenen Platz, um mich zu strecken. Nichts passiert in dieser Straße. Ein einziges Auto fährt vorbei. Im Käfer gibt es keine Uhr. Aber schätzungsweise nach zwanzig Minuten schält sich Heinz' grobschlächtige Gestalt wieder aus dem Halbschatten. Ein Blick nach beiden Seiten, dann öffnet er die Tür und steigt ein. Der Käfer neigt sich stark nach links und mein Freiraum ist weg.

»Jetzt fahr ich dich nach Hause. Wohin müssen wir?«

»Bernhardstraße, Bayenthal.«

»Am besten über die Alteburger Straße, oder?«

»Genau.«

Und schon sind wir unterwegs. Kein einziges Mal übertreten wir die vorgegebene Geschwindigkeit. Heinz lenkt den Käfer mustergültig durch die Nacht. Niemals werde ich fragen oder wissen wollen, was er mit dem Klarstellen gemeint hat. Ich kann es mir aber vorstellen und ertappe mich dabei, dass dieser Kerl es verdient hat, was auch immer sein Lohn war, den Heinz ihm hat zukommen lassen. Schweigend fahren wir durch die Stadt. Vielleicht irgendwo an Paul vorbei, der sich amüsiert in einem Lokal oder im Kino den Film des Jahres bewundert. *„Ihr könnt mich alle“*, wird er denken. Bald wird es dunkler und ich erkenne die Alteburger Straße. Heinz biegt in die Schönhauser Straße und gleich darauf in die Bernhardstraße ein. »Sag, wenn ich halten soll.«

Hundert Meter weiter bitte ich ihn zu stoppen. Das tut er. Mitten auf der Straße.
»Vielen Dank und richten Sie Walther bitte auch meinen Dank aus.«

»Gerne. War mir ein Vergnügen, Jung.« Ich schließe die Wagentür, er fährt ganz ruhig weiter, schaltet schnell hoch und verschwindet. Was für ein seltsamer Typ. Vielleicht der Mann fürs Grobe. Auf jeden Fall verschwiegen.

Mutter schläft tief und fest. Vater sitzt in unmöglicher Stellung auf der Couch, eine halbleere Flasche Wein auf dem kleinen Tisch neben sich. Er schnarcht. Ich wecke ihn vorsichtig und hole Joghurt und Kefir aus dem Kühlschrank, löffle den Joghurtbecher leer, öffne den Kefir. Im Wohnzimmer höre ich die Tür zur Terrasse, dann ein Feuerzeug. Mit dem Becher gehe ich hinaus ins Freie. Die Zigarette glüht, dann folgt der Rauch.

»Keine Spur von Paul«, berichte ich und trinke einen ordentlichen Schluck. Im wenigen Licht, das durch die Scheibe fällt, sehe ich ihn nicken. Tiefe Sorgenfalten auf der Stirn.

»Pauls Mutter hat recht«, sagt er nach einer Weile. »Das kann für alle böse enden.«

»Bereust du, zu wissen, was wir alle mehr oder weniger getan haben?«

»Nein. Ich überlege, ob wir nicht an irgendeinem Punkt in eine andere Richtung hätten abbiegen sollen. Aber im Nachhinein ... niemand kann so mir nichts dir nichts seine Bahn verlassen. Pauls Mutter hätte bei uns anfangen sollen. Mit ihren Fähigkeiten, hätte ich sie gleich als Objektleiterin einsetzen können, aber ...«

»Aber sie wollte nicht. Und dafür hatte sie Gründe. Ebenso Paul. Ebenso Herr Schramm und die Jungs, denen er eine Heimat gibt, weil sie von daheim rausfliegen, ausgestoßen werden.«

»Ja«, sagt er knapp und nickt mir zu. »Jetzt geh ins Bett. Morgen ist Schule.«

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Heinrich.« Ich trinke den Becher leer und denke an Mutter. An ihre Leere. Beim Durchschreiten der Glastür höre ich Vater husten.

»Heinrich?«

»Hm?«

»Gut gemacht.«

Ist es nicht seltsam, wenn man mitten in seinem Schulleben, den kleinen Hausarbeiten, dem Job in Vaters Firma und all dem anderen Zeug völlig vergisst, welcher Tag heute ist? Damit meine ich nicht das Datum. Ich habe keine Ahnung, was heute für ein Wochentag ist.

»Entschuldigung, Herr Zwerenz ...«

Er hebt mal wieder nicht den Kopf, nur den Blick. Ich darf reden.

»Welchen Tag haben wir heute?«

»Den 26. Februar.«

»Ich meine Wochentag. Nicht Datum.«

»Freitag.« Er rümpft die Nase. »Ist das wieder so eine Verarsche?«

»Keineswegs, Herr Zwerenz. Käme mir nie in den Sinn. Wissen Sie ja.«

»Keineswegs, Herr Konstantin.«

»Touché«, sagt Andi und Zwerenz grinst.

»Ich glaube, ich geh mal auf Klo. Vielleicht muss ich reihern.«

»Ja, gehen Sie nur, Herr Konstantin. Wir anderen widmen uns mal den Aufgaben des Bundesrats. Vielleicht weiß ja jemand was dazu, ohne! ins Buch zu linsen.«

Bundesrat für'n Arsch, denke ich und mache, dass ich rauskomme. Die Luft auf dem Flur ist unverbraucher. Fast paradiesisch. Auf der Toilette wasche ich die Hände ausgiebig und setze mich auf die Fensterbank. Lärm kommt vom Schulhof herauf. Fünftklässler bei einem Ballspiel und nicht in Sportkleidern. Wusste gar nicht, dass Fünftklässler während der Schulstunden auf dem Pausenhof mit einem Ball spielen dürfen. Öfter mal was Neues. In den Dreck auf dem Fenster schreibe ich *„Paul Rosenzweig“* und ziehe zwei Linien. Ich muss Vater dringend vorschlagen, ein Angebot für die Fensterreinigung hier abzugeben.

Die Uhr über der Tür geht nicht rückwärts. Nach fünf Minuten schwinge ich mich von der Fensterbank, wasche erneut die Hände und gehe zurück. Auf dem Flur läuft am anderen Ende Rektor Kurz mit einem Polizisten. Selbst von hier erkenne

ich deutlich, wie er den Kopf vorschiebt, um zu sehen, wer da nicht im Unterricht ist. Offenbar bin ich genau derjenige, von dem er was will.

»Herr Konstantin! Kommen Sie mal!«

Der Ruf ist sicher durch jede Klassenraumtür gedrungen. Ich muss nicht zu Zwerez zurück, was viel wert ist. Allerdings bekomme ich Magengrummeln beim Anblick des Polizisten. Als ich beide erreicht habe, deutet Kurz auf den Mann in Grün. »Das ist der Herr Schneider. Er möchte dich etwas fragen.«

»Okay.«

Der Herr Schneider nickt nur. Aber Kurz dreht sich weg und zieht ihn mit sich. »Kommen Sie, wir setzen uns in mein Büro. Muss ja nicht jeder mitbekommen.«

Kurz stellt dem Polizisten einen Kaffee vor die Nase. Mich vergisst er leider. Dann zündet er sich eine Zigarette an.

»Auch eine?«

Herr Schneider lehnt dankend ab, greift in die Innentasche seiner Uniformjacke und holt einen Papierumschlag heraus. Den Inhalt legt er auf den Tisch. Unter anderem den Kinderausweis von Paul Müller. Sämtliches Blut stürzt Richtung Erdmittelpunkt. Mir wird schwindlig.

»Bitte sieh dir diese Dinge an und sag mir, was du davon kennst, was du vielleicht schon mal gesehen hast in der letzten Zeit.«

Vorsichtig tippe ich auf den Kinderausweis.

»Sieh ihn dir ruhig an. Innen ist ein Passfoto.« Schweigend öffne ich das Dokument. Natürlich ist es Pauls Ausweis. »Erkennst du den Jungen?«

»Ja, klar. Das ist Paul. Das Foto ist vielleicht zwei Jahre alt. Er sieht jetzt anders aus, älter, mit kurzen Haaren.«

»Aha. Das weißt du also genau?«

»Er macht doch eine Lehre bei uns und ist seit paar Tagen nicht mehr zur Arbeit gekommen. Seine Mutter hat bei uns angerufen, dass sich die Berufsschule bei ihr gemeldet hat. Mein Vater hat mich gefragt, ob ich wüsste, wo er steckt.« Mein Mund ist trocken wie die Wüste Gobi. Das Schlucken schmerzt.

»Kennst du seine Mutter?«, hakt der Polizist nach.

»Klar. Frau Müller kenne ich.«

»Nicht gerade das beste Vorbild, um Kinder zu erziehen«, wirft Kurz ein.

»In der Tat«, bestätigt Herr Schneider. »Sie macht mir nicht den Eindruck, als wüsste sie, was ihr Sohn tut oder wo er sich herumtreibt. Sie hat noch nicht mal gemerkt, dass er weg ist.«

Kurz hebt beide Hände und stülpt die Lippen vor. Das Urteil über Pauls Mutter ist gefällt. Jetzt wird mir wirklich schlecht. Mit dem Finger schiebt Herr Schneider einen kleinen Zettel in meine Richtung.

»Lies mal, was da steht.« Ich beuge mich vor. Die Schrift ist ausgewaschen.

»Heinrich 20 Mark. Rex Danny.«

»Kannst du dir vorstellen, was das bedeutet?«

»Aber ja. Er war öfter bei mir und hat entdeckt, dass ich Comics habe. In die war er bald so versessen, dass ich ihm zwei neue Ausgaben geschenkt habe. Eine kostet 9 Mark 80. Er wollte es mir immer wiedergeben, aber sie waren ja ein Geschenk.«

»Dann hat er sich das wohl auf diesem Zettel notiert«, sinniert Herr Schneider.

»Heinrich war Pauls Schutzpatron«, platzt Kurz plötzlich raus. Eines Tages wird es noch ein Unglück geben, mit diesem Idioten, denke ich.

»Schutzpatron?« Eine Steilvorlage für den Polizisten. »Was heißt denn Schutzpatron?«

»Ganz einfach. Paul hat nie beim Sportunterricht teilgenommen, immer das Klemmbrett getragen. Paul ist nur durch die Gegend gehüpft wie ein Flummi, war unkonzentriert, klapperdürr, er wurde von allen gemieden. Auch viele Lehrer haben ihn nicht ernst genommen.« Das hat gesessen. Auf der Stirn von Rektor Kurz entstehen Schweißperlen.

»Weiter«, fordert Herr Schneider mich auf.

»Eines Tages saß er da und weinte. Er könnte nix, wär nix. Ich habe ihn mit zu mir genommen. Wir haben Hausaufgaben gemacht und ab da sind wir irgendwie

Freunde geworden. Eines Tages sagte er, die Schule wäre Mist. Er wollte eine Lehre machen. Also hat er nach der Zehn aufgehört.«

»Aha, er war also so was wie ein Außenseiter.«

»Das kann man so sagen«, bestätige ich. Herr Schneider zieht an seiner grünen Krawatte und rückt sie zurecht, trinkt den Kaffee halbleer. Ich suche den Blickkontakt mit ihm und will endlich wissen, was wir hier tun.

»Ich möchte nicht aufdringlich sein, aber ... was ist denn los?« Kurz räuspert sich. Herr Schneider beugt sich vor.

»Es tut mir leid, dir sagen zu müssen, dass dein Freund Paul tot ist. Ein Spaziergänger hat ihn entdeckt. Vor der Mülheimer Brücke. Du weißt, es ist Hochwasser und das reicht bis zum Grünstreifen am Niederländer Ufer. Dort wurde er gefunden. Das hier«, er deutet auf den Tisch, »hatte er bei sich. Leider hat sich erst gestern Abend eine Augenzeugin gemeldet, die in der betreffenden Nacht gesehen hat, wie eine Person von der Hohenzollernbrücke gesprungen ist. Die Beschreibung ist passend. Wir vermuten einen Suizid.«

»Ich verstehe nicht, dass sich solche Augenzeugen erst Tage später oder gar nicht melden«, sagt Kurz.

»Das ist nicht selten«, erwidert Herr Schneider. Was reden die da? Und was tue ich hier? Warum bin ich noch an diesem Ort? Ich glaube, er ist verflucht und wir alle ebenso. Ich kann die Tränen nicht zurückhalten. Beide schweigen und sehen sich an. »Tja, also, ich weiß alles, was ich wissen wollte. Auf Wiedersehen.«

Verschwommen sehe ich den Polizisten aufstehen, dann ist seine Hand auf meiner Schulter. Kurz beugt sich vor.

»Heinrich, du kannst nach Hause gehen. Ich sage Herrn Zwerenz Bescheid.«

»Natürlich werden wir auf die Beerdigung gehen«, sagt Mutter mit fester Stimme.

»Ich kann nicht, Mama!«

»Doch, du kannst! Paul war sehr einsam. Und das soll er an diesem Tag nicht sein. Das ist unsere Pflicht.« Sie nimmt meinen Kopf zwischen die Hände und biegt

ihn nach unten. »Wir werden uns von Paul verabschieden! Das schulden wir ihm!« Sie hat recht. Natürlich hat sie recht. Ich habe nur Angst davor, dass die Knie wieder weich werden oder ich losheule wie ein Schlosshund. Vater kommt aus dem Schlafzimmer.

»Gehen wir?«

»Wir gehen«, bestätigt Mutter. Es führt kein Weg dran vorbei. Auf wen werden wir treffen? Wer wird dort sein? Schweigend verlassen wir das Haus, holen das Auto aus der Garage und fahren zum Südfriedhof. Vater raucht. Mutter starrt geradeaus. Nicht wie sonst. Sehen was passiert, links und rechts, mal jemanden grüßen. Ich komme mir vor wie in einem Western, wenn die Bewohner eines namenlosen Wüstenkaffs mit Pferd und Karre auf den Hügel fahren, um einen der ihren zu beerdigen. Einen stummen Helden. Du hast alles falsch gemacht, Heinrich. Sagt Paul. Von der Hohenzollernbrücke springen? Das kann nicht Paul gewesen sein. Der Motor schweigt. Sind wir schon da? Ja, also aussteigen. An der Tafel ist angeschrieben, wer wann beerdigt wird. Niemand außer uns geht durch den Haupteingang zur Aussegnungshalle.

»Sind wir zu früh?«, fragt Vater sich selbst und nimmt Mutter an die Hand.

»Es werden nicht viele kommen«, erwidert sie. Mir ist es recht. Je weniger, desto besser.

Vor der Aussegnungshalle steht Pauls Mutter zusammen mit Walther und einem zweiten Mann, den ich nicht kenne. Das war es an Personen. Wir steuern auf die kleine Gruppe zu. Die Begrüßung ist mehr ein Ritual. Händeschütteln, nicken, schmales Lächeln. Pauls Mutter hat eine Sonnenbrille auf. Mutter weint und Vater nimmt dankbar eine Zigarette von Walther an, der sie ihm auch gleich anzündet.

»Danke.«

»Bitte.«

Ein Mann kommt aus dem Gebäude. Herr irgendwas steht auf dem Namensschild. Ich kann es nicht lesen, weil er sich zügig umdreht und uns herein bittet. Wir gehen ihm nach. Langsam, gestelzt, als würde das Paul wieder lebendig

machen. Es ist kalt hier drin. Ein monströser Sarg zwischen wenigen Blumen. Ich schaue mich um. Wo ist Pauls Vater? Er wird es doch nicht wagen, die Beerdigung seines Sohnes zu verpassen? Sachte schüttle ich den Kopf. Der Stadtangestellte weist uns eine einzige Reihe zu. Dann stellt er sich vor den Sarg und liest kleine Abschnitte aus der Bibel. Anschließend dürfen wir noch einmal hineinsehen. An Paul vorbei defilieren. Ich will nicht hineinsehen. Mutter zieht mich mit. Was sind das für Blumen? Ich meine, sie heißen Nelken. Weiße Nelken. Ein Schluchzen. Walther führt Pauls Mutter vom Sarg weg. Vater presst die Lippen aufeinander. Der unbekannte Mann zeigt keine Regung. Endlich geht es ins Freie. Noch nie war ich so froh, aus einem Gebäude hinaus an die frische Luft zu kommen. Fast wie eine Geburt. Aus einer Seitentür kommt eine Art Wagen, auf dem der Sarg steht. Nun mit geschlossenem Deckel. Was für ein lächerlicher Zug von Menschlein für einen so lieben Kerl. Verdammt. Ich weine.

Da stehen wir nun am Grab. Ich im Hintergrund. Mutter tritt vor. Sie greift nach der Hand von Pauls Mutter. Ich sehe das Fleisch weiß werden, so fest krallen sich beide aneinander. Ob ich diesen Horror jemals vergessen werde? Der Stadtangestellte äußert noch ein paar Sprüche, dann schaufeln wir Dreck auf den Sarg und verlassen diesen unheiligen Ort endlich. Auf dem Weg zum Ausgang setzt sich Mutter von uns ab und schließt zu Walther und dem unbekanntem Mann auf. Vater gesellt sich zu Pauls Mutter. Was passiert da? Mutter redet auf beide ein. Ihre Hände bewegen sich mal nach links, dann wieder auf und ab. Sie erklärt etwas. Dass niemand mit uns hier war, macht mir zu schaffen. Wenigstens ein paar aus der Klasse hätten kommen können, Rainer und Martin vielleicht? Vater und Pauls Mutter gehen schneller, dann bleiben alle stehen, sehen sich an. Vater und der unbekannte Mann geben sich die Hand. Ich ziehe an allen vorbei und laufe Richtung Ausgang, setze mich auf eine der Holzbänke. Es ist warm und die Vögel erzählen aus ihrem Alltag.

Eine ganze Zeit geschieht nichts. Dann kommt Pauls Mutter mit dem Unbekannten. Sie macht einen kleinen Bogen, legt die Hand auf meinen Kopf und geht weiter. Walther kommt. Er setzt sich zu mir, gibt mir einen Stoß mit seiner Schulter.

»Na, Jung? Wie is dat? Is dinge Herz schwer?«

»Und wie. Die Alpen sind ein Scheiß dagegen.«

»Ich kenn dat. Zur Genüge.«

»Ich hätte mich mehr um ihn kümmern müssen.«

Walthers Pranke landet auf meinem Rücken.

»Et lag nit in dinge Hand, dat zu verhindere.« Er versucht es auf Hochdeutsch, als hätte er es mal irgendwann einstudiert. »Die Kreuzungen für uns können nur wir sehen. Nur wir entscheiden, wohin wir gehen.« Dann steht er auf und streckt sich. »Deine Eltern sind feine Menschen«, sagt er und geht. Was meint er? Mutter und Vater erreichen endlich die Bank, setzen sich. Mich in der Mitte.

»Was habt ihr beredet?«

»Dein Vater und dich haben dem Chef von Pauls Mutter ein Angebot gemacht. Sie arbeitet bei uns und zahlt ihre Schulden bei ihm monatlich zurück. Eine Anfangsrate geben wir ihr als Privatkredit. Sie arbeitet noch drei Monate dort. Bis dahin sollte er Ersatz gefunden haben.« Das zu begreifen fällt mir schwer.

»Wie seid Ihr auf diese Idee gekommen?«

»Die letzten Tage haben dein Vater und ich uns Gedanken gemacht, wie wir ihr helfen können. Sie hat ja schon einmal gesagt, dass sie etwas abarbeiten muss. Also kann sie das auch bei uns machen zu wesentlich menschlicheren Bedingungen.«

Ich bin ein einziges Erdbeben. Acht auf der Richterskala. So sehr zittere ich und rutsche fast von der Bank. Weinen, mehr kann ich nicht. Mutter und Vater ziehen mich wieder hoch, legen je einen Arm um meinen Rücken und ich tue es ihnen gleich.